ding,
r und
ier.

I.

Die Heiligen und die Ritter.

Roman

von

Levin Schücking.



Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Die Heiligen und die Ritter.

Die Heiligen und die Ritter.

Roman

von

Levin Schücking.

Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1873.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen,
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel;
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron:
Die Heiligen sind es und die Ritter,
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.

Goethe, Faust, II. Theil.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Capitel.

Umschau.

Auf der Höhe einer welligen, offenen, mit einem reichen Teppich von Kornäckern bedeckten Hochebene, die eine staubige Chaussee überstieg, hielten zwei Reiter, beide elegante junge Männer und nach der Weise, wie sie ihre unruhigen Pferde zusammenhielten, zu schließen, gewandte Reiter. Sie mochten beide auch von einer Größe und einem Alter sein, etwa dreißig; aber sie gehörten gewiß nicht einem Volksstamme an — der eine war blond, hatte große blaue Augen und eine leicht gekrümmte Nase — das ganze Gepräge des norddeutschen aristokratischen Vollblutes; der andere hatte sehr dunkles, sich kräuselndes Haar und dunkle tief liegende Augen; die Nase gerade, die Lippen feiner, der ganze Kopf mehr „durchgearbeitet“, um einen Künstlerausdruck zu gebrauchen; auch sprach er einen südlich gefärbten Dialekt, während der Blonde im reinsten Deutsch ihm antwortete.

„Also da hinaus“, sagte der Süddeutsche, nach

Westen deutend, „ist halt Alles protestantisch und nach der Seite hin“, fügte er, sich gegen Osten wendend hinzu, „ist Alles katholisch? Wie kommt das?“

„Wie das kommt? — ich müßte Ihnen einen ganzen Vortrag über die Landesgeschichte halten, lieber Godenau, um das zu erklären, und dazu bin ich nicht gelehrt genug — Sie müssen dazu einmal das Gut dort in der Ferne aufsuchen... das Haus da am Waldrand, unten am Fuße der Berge im Süden — sehen Sie es? Es blickt recht hübsch und stattlich herüber — in der Nähe besehen ist es doch nur eine unwirthliche alte Burg, eine Art Räuberhöhle... da wohnt unser Freund Erich; sein Bruder Gerwin versteht sich auf die alten Geschichten — ich glaube, er würde Ihnen sagen: hier im Osten ist das Land katholisch geblieben, weil es früher Bischöfe zu Landesherren hatte — dort im Westen aber herrschten die markigen alten Grafen, die Eberhard und Engelbert von der Mark, wahre Prachtmenschen und schweißten sich da mit Blut und Eisen ein hübsches Land zusammen, das unter weltlichen Regenten die Lehre annahm, welche mehr für die Kinder der Welt paßt.“

„Und da herrscht Ihre berühmte Industrie, während Sie hier im Osten noch, wie ich gestern sah, in feierlichen Processionen das Bild der Astarte oder Isis oder Cybele, der großen Göttermutter, in ihrer neuesten Verwandlung umhertragen?“

„Da unten, ja — Sie sehen schon zwischen den Schluchten der Waldhügel durch hie und da eine hohe Esse mit ihren schwarzen Linien steilrecht den Horizont durchschneiden — da unten beginnt das Land des rußigen Arbeiters, während hier um uns und dort nach Osten zu der Enkel der alten Sicambrer noch nach der Väter Weise das Land baut . . . aber kommt nicht dort der Fürst?“ fügte er hinzu, eine im fernen Westen auf der Chaussee auflaufende Staubwolke ins Auge fassend.

Der Andere schaute ebenfalls darnach aus und sagte dann:

„Ich glaube nicht — es scheint keine herrschaftliche Equipage — wir haben halt immer noch Zeit, daß Sie fortfahren, mich topographisch zu orientiren!“

„Wenn Sie es wünschen.“

„Ich meine, wir haben den besten Standpunkt dazu.“

„Aber mein Gaul ist ein etwas unruhiges Katheder für solch eine Vorlesung“, sagte der blonde junge Mann, die Mähnen seines ungeduldig sich wendenden Pferdes streichelnd. „Das Gebirge da“, fuhr er dann fort, „an dessen Fuß die Burg Erichs liegt, ist die Homert; in der Geographie berühmt wegen ihrer merkwürdigen Stalaktitenhöhlen; in der Gegend gen Westen, dort hinaus, strömt die romantische Lore und windet sich um den Fuß von Schloß Tollenstein, von

dem wir eben den Fürsten mit seinen Söhnen erwarten; dort die Berge im Norden, in deren Waldschluchten Wernhausen liegt, die Pfarre von Erichs Bruder Gerwin, verdecken uns das Thal der schönen Monna, das Sie kennen, durch das Sie zu uns herauf gekommen sind."

„O ja", fiel der Andere ein, „das bewunderte ich, es ist sehr ein freundliches Thal, wie man es hier in Ihrem Norden gar nicht erwartet; nur ein wenig zu viel Eisenbahnen, zu viel Hohöfen, zu viel Kohlenqualm ... in der schönen Natur will man nicht so viel von Menschen sehen, die sich's zu wohl sein lassen auf dem breiten geduldigen Naturrücken!"

„Und dort gen Osten", fuhr der Andere fort, „windet sich in langer Felsenschlucht die kleine Eller hinab; daran liegt Haus Uchtenberg, wo Fräulein Ludmille wohnt, die Sie gestern so eifrig mit Gerwin streiten hörten."

„Ah — das gelehrte Fräulein — sie brachte ihren geistlichen Freund so weit, daß er die Tramontane verlor ... ich glaube, sie warf ihm eine Ketzerei vor — es war doch sehr schlau von dem bösen Gregor, daß er die geistlichen Herren so strenge in einer Entfernung von den Weibern hielt, wo diese ihren Einfluß auf sie, ihr Prestige für sie bewahren — was würde aus dem Glauben, wenn der Weibereinfluß auf die Pfaffheit nicht wäre!"

„Den unteren Flußlauf der Eller kennen Sie“, fuhr der blonde Reiter, ohne auf die Bemerkung einzugehen, fort; „wo sich ihr Thal erweitert liegt ja Schloß Hunnenbrück, von dem wir kommen und dessen Gäste wir sind — weiter unten die Stadt Mindenheim, und da endlich, wo der kleine Fluß sich in die Monna stürzt, der Mündung gegenüber, das alte Stift Laubeneck ... sind Sie jetzt orientirt?“

„Vor uns im Westen die Lore mit Schloß Tollenstein, im Norden die Monna, im Osten die Eller mit Uchtenberg, Hunnenbrück, Mindenheim und Laubeneck“, recapitulirte der im Lande fremde Reiter.

„Richtig und hinter uns im Süden die Hemert, und an ihrem Fuße Haus Tungerloh, die Burg Erichs.“

„Ich könnte jetzt eine Karte zeichnen von Ihrer Gegend“, erwiederte Godenau, „und da wir das Ortsregister haben, fehlt nur noch das Namenregister, es fehlt mir nun zur Orientirung nur noch ein Personenverzeichniß der ganzen bunten Gesellschaft, in die ich gerathen bin, mit einigen biographischen Notizen über Verhältnisse, Charakter und Erlebnisse eines Jeden — wollen Sie das nicht hinzufügen, Baron Bungerhausen?“

„Ah“, lachte der Blonde auf, „das ist zu viel verlangt, Herr von Godenau — Sie wollen es sich gar zu bequem machen ... außerdem wäre es gefährlich,

sich es von mir ganz fertig geben zu lassen; denn wer steht Ihnen dafür, daß ich ein richtiges Urtheil über alle diese Menschen habe und Ihnen nicht die schiefsten Ansichten von der Welt beibringe? Sie wissen, Jeder hat seine Sympathien und seine Idiosynkrasien, die durch nichts begründet sind. Nein, nein, geben Sie sich die Mühe selber zu beobachten; das ist ja auch nicht schwer — eine versteckte Race sind wir hier zu Lande nicht und Jeder denkt so ungefähr, wie er's sagt."

„In der That? Ihr seid entsetzlich kirchlich hier zu Lande, und ich will mich hängen lassen, wenn Ihr ganz so denkt, wie Ihr sprecht, so fromm seid, wie Ihr thut!"

Bungerhausen lächelte.

„Vielleicht mildert sich das ein wenig, wenn die zwei wunderlichen Heiligen, die wir in Hunnenbrück zu Gast haben, der heilige Hieronymus und sein Eustochium, abgezogen sind."

„Hieronymus war ein Kirchenvater, aber was ist Eustochium?" sagte Godenau.

„Das wissen Sie nicht? Welche Heiden Ihr in Eurem Oestreich seid ... nicht so viel von der Kirchengeschichte zu wissen ..."

„Wir haben eben Tag für Tag Kirchengeschichten genug bei uns im Hause und kümmern uns nicht um die Heiligen, die uns in Ruhe lassen! Und glauben Sie, daß Ihr heiliger Hieronymus und sein Eusto-

chium, wie Sie sie nennen, lange auf Hunnenbrück diese gedämpfte Stimmung, diese Art von Sourdine legen werden?"

„Diese Sourdine wird für Sie wohl immer darauf liegen bleiben, lieber Godenau; Sie dürfen nicht erwarten, daß die Saiten des Gemüths hier so hell, laut und lustig klingen, wie in Ihrem schönen, heitern Lande. Der Resonanzboden gibt einem Instrumente seinen Klang, wenn er möglichst hart und fest ist; unser Resonanzboden hier ist ein weicher, schwammiger Grund, um es geradezu zu sagen, ein ganz verfluchter Sumpf — was kann da klingen und schwingen und sich voll und lustig austönen — die gedämpfte Stimmung liegt auf Allem!"

„Auf Junker Guido doch nicht!" sagte lächelnd Godenau.

„Auf Guido nicht, nein, das ist richtig", erwiederte Bungerhausen, „er thut Alles, was einem lustigen Burschen nur einfallen kann, um zu beweisen, daß er ein überaus witziger Gesell ist — er fühlt wohl, daß man's ihm sonst nicht glauben würde."

Godenau lachte.

„Sie sind im besten Zuge, mit Ihrer bösen Zunge meine Wünsche nach einem biographischen Personenregister zu erfüllen", sagte er, „also nur weiter! Zuerst, was will der Bischof in Hunnenbrück?"

„Der große Nachfolger auf dem Stuhle des

gewaltigen Peter Buchspalt und der andern Königsmacher? Nun, einen deutschen König — vielleicht Ihren Kaiser dazu machen, denk' ich; bis dahin noch vieles Andere nebenher, zum Beispiel Junker Erichs Verhältnisse, die ein wenig absonderlicher Natur sind, ordnen, seinen Bruder Gerwin mit sich nehmen und einen römischen Streber daraus machen — wahrscheinlich auch sich der Erbfolge-Verhältnisse im Hause des Fürsten Tollenstein annehmen ..."

„Der ist ja Protestant!"

„Gerade darum", versetzte Bungerhausen. „Er hat drei Söhne; der eine der Prinzen hat ein weiches Gemüth und eine schwärmerische Richtung, die Hoffnungen erweckt — wenn der Prinz zu uns herüber zu ziehen wäre, so ist viel gewonnen — wie jedoch die Aussichten da stehen, das müssen Sie Fräulein Mathilde von Rinkerode fragen, der der Prinz Oswald auf Tod und Leben den Hof macht."

„Ah — das ruft der blasse Neid und die Eifersucht aus Ihnen hervor — Sie machen Fräulein von Rinkerode selber sehr stark den Hof", rief Godenau lachend aus.

„Glauben Sie? Mag sein ... womit soll man sonst in Hunnenbrück die Zeit todt schlagen", entgegnete Bungerhausen mit erzwungener Scherzhaftigkeit und seinen blonden Schnurrbart zwischen die Lippen nehmend.

„Und was würde Fräulein Ludmille von Uchtenberg dazu sagen, wenn Sie dies offene Geständniß von Ihnen hörte — sie sprach gestern so vertrauensvoll mit Ihnen, als hätte sie den solidesten Jüngling der Welt vor sich."

„Fräulein Ludmille sprach nur mit mir, um unbeachtet Fräulein Mathilde beobachten zu können und ist am Abend fortgefahren, ohne nur noch eine Silbe von dem zu wissen, was ich ihr gesagt habe, aber Alles wissend, was Fräulein Mathilde ihr verschwiegen hat."

„Ah ... versteht sie, der Menschen Gedanken von ihrer Stirn zu lesen?"

„Das Fräulein von Uchtenberg? Nun ja, sie versteht mehr als andere Menschenkinder. Es ist die einzige, mit der Eustochium nicht streitet, weder über den heiligen Augustinus und seine Prädestinationslehre, noch über den Maler des schönen nackten Sebastian, das Bild, das die Weiber durchaus aus der Capelle zu Hunnenbrück weggeschafft haben wollen, wo es hundert Jahr gehangen hat, ohne daß bisher fromme Seelen Aergerniß an ihm genommen hätten."

„Und dann ... unser Wirth auf Hunnenbrück, wollen Sie mir nicht auch über ihn ein Wort sagen?"

„Ich überlasse es Ihrem eigenen Scharfsinn, Graf Melchior Levin von Rodenhorst's Charakter zu ergründen, lieber Godenau — ich glaube, Sie werden bald

damit zu Stande kommen, ohne daß ich Ihrer Intelligenz ein zu großes Vertrauen schenkte."

„Das heißt, er ist eine sehr einfache Natur?"

„Einfach beinahe über das Erlaubte hinaus."

„Er ist sehr reich?"

„Sehr — wie reich, das weiß der liebe Gott und vielleicht noch sein Oberrentmeister, er selbst weiß es sicherlich nicht."

„Ihr seid seltsame Leute hier", lachte Godenau; „ich glaube, man fände ein Dutzend unter Euch, die in derselben Lage sind. In Oestreich sind wir neugieriger in dieser Beziehung ... man stellt gar oft Versuche an, zu sehen, wie weit es reicht und kennt ganz genau die Grenzen seiner Kraft, weil man oft genug daran gestanden hat."

„Wir sind weniger neugierig — viele unter uns, die reichen, heißt das! Wozu auch? Der Schwamm, den man ins Wasser wirft, kann nur eine gewisse Masse in sich aufnehmen — wenn er durch und durch getränkt ist, kann es ihm gleichgültig sein, ob um ihn herum noch ein Eimer oder ein ganzer See ist."

„Aber die Schwämme sind verschieden", gab lachend Godenau zur Antwort, „je nach der Sorte mehr oder weniger porös."

„Freilich", versetzte Bungerhausen, „aber was der Mensch über ein gewisses Maß hinaus besitzt, das genießt er nicht mehr, weil seine Genußorgane auf-

hören . . . und es ist eine seltsame Erfahrung, daß die Genußorgane der Reichen stets so ziemlich enge und die der Armen stets sehr weit sind . . . es liegt eine merkwürdig boshafte Ironie des Schicksals darin . . . selbst bei Guido Pungelscheidt ist es so, er sucht seine Genußorgane zu forciren, und trotz allen Champagnertrinkens mit Orchesterbegleitung wollen sie doch nicht weiter werden — im Grunde ist ihm am wohlsten, wenn er von seinem Toben ausschläft — viele der andern täuschen sich selber über ihre absolute Impotenz, ihren Reichthum zu genießen, indem sie Capellen oder Pferdeställe bauen oder ihre alten Schlösser restauriren — und immer so, daß es viel Geld kostet, ohne doch was Ordentliches zu werden — das Schöne und Ideale macht uns scheu und stutzig, es steckt der sündhafte Kern der Freiheit darin, und das stößt uns unbewußt. Die Kunst, die wir in Nahrung setzen, muß sich vom Dogma die häßlichen Stoffe geben lassen und soll nun daraus was Schönes machen — da sie Kunst ist, muthet man ihr auch solche Kunststücke zu."

„Hunnenbrück ist doch schön!"

„Nun ja, in seiner Art. Als feudaler Bau, als Wasserburg stilgerecht ausgebaut. Für das, was Graf Levin Rodenhorst darauf gewendet hat, um es herzustellen, für diese gothischen Erker und für diese dunkeln geschnitzten Thüren und das mannshohe Getäfel aus Eichenholz hätte er ein großes schönes Renaissance-

schloß bauen können, das, geschmückt mit guten Werken der Malerei und Sculptur, doch eine andere Welt darstellen würde!“

Die beiden Reiter waren während dieser Plauderei, um ihre unruhigen Thieren nachzugeben, langsam westwärts weiter geritten und sahen in diesem Augenblicke da, wo vor ihnen die Chaussee aus einem Dorfe kommend eine Krümmung machte, einen Wagen auftauchen, hinter dem sich eine lange Staubwolke erhob, während man bald das Viergespann unterschied, welches kurzgespannt in gestrecktem Trab ihn mit Blitzeseile heranbrachte.

„Da ist ja die Durchlaucht, endlich!“ rief Bungerhausen aus, und setzte sein Pferd in kurzen Galopp, dem sich Godenau anschloß; so war der Wagen, der anhielt, als die Reiter in seiner Nähe waren, bald erreicht. Es war ein offener Jagdwagen, vier Herren saßen auf seinen Bänken, von denen der eine den Juckerzug lenkte; zwei gallonirte Diener nahmen im Hintergrunde die letzte Bank ein; von den Herren waren drei, mit eingeschlossen den Rosselenker, junge Leute; der vierte, ein älterer Herr mit schon ergrauendem Haare, aber gesunden, wettergebräunten Zügen, eine feine anziehende Persönlichkeit mit einem markirten und doch wohlwollend und gutmüthig aussehenden Diplomatenkopf. Es war der von Tollenstein erwartete Fürst Gustav Egon mit seiner prinzlichen Nach-

kommenschaft; er grüßte mit großer Lebhaftigkeit von seinem Hochsitz neben dem kutschirenden Prinzen herab, während Bungerhausen ihm meldete, daß er und sein Begleiter ihm entgegengesandt seien, um ihn zu empfangen und dann seinen Begleiter ihm vorstellte: „Baron Godenau aus Wien — seit zwei Tagen einer der Gäste von Schloß Hunnenbrück.“ Der Fürst erwiederte die Vorstellung dadurch, daß er seine Söhne nannte: „Oswald, Hermann und Adolf.“

„Die Jagd ist in der Hemert, Durchlaucht“, fuhr Bungerhausen dann fort, „wir werden auf dem ersten Nebenwege rechts abschwenken müssen, zum Lendruper Hof hin, wo das Rendezvous ist — die Gesellschaft aus Hunnenbrück wird schon dort eingetroffen sein!“

„Und ist sie zahlreich, Ihre Gesellschaft dort, sind viele Gäste in Hunnenbrück?“ fragte der Fürst.

„In diesem Augenblick nicht sehr — eine Wolke von Cavallerieofficieren aus Minnigerode hat sich gestern verzogen, der Bischof von Sebenstein ist angekommen, auch der von Sanct Martin wird erwartet.“

„Ah . . . und da haben sich die lustigen jungen Herren verzogen“, lächelte der Fürst — „statt ihrer werden die Herren aus Mindenheim fleißig einsprechen, statt der weißen die schwarzen und die schönen eichenholzgetäfelten Wände viel ernste und inhaltschwere Wechselreden hören . . . ist auch Gräfin Kettenberg da?“

„Auch sie ist da, schon einige Tage vor dem Herrn Bischofe gekommen — doch ab- und zureisend, nach Minnigerode, nach Sanct Martin — sehr thätig und erregt — es scheinen große Dinge sich vorzubereiten.“

Der Fürst ließ ein schwaches Lächeln über sein Gesicht gleiten und warf dann rasch einen prüfenden Blick über das Gesicht Godenau's — es schien, er unterdrückte um des ihm Fremden willen eine Antwort.

Man lenkte ab, rechts hin nach den Waldbergen zu, an deren Fuße die von Bungerhausen erwähnte Burg Erichs, Haus Tungerloh, lag . . . aber dies letztere wurde nicht berührt; an einem alten Steinbilde mit einer von sieben Schwertern durchbohrten Muttergottes ging es seitwärts ab, dem Fahrwege nach, der zwischen den Kornäckern sich auf einen Bauerhof zuschlängelte, den Lendruper Hof, der sich breit und stattlich inmitten seiner Gaden und Speicher erhob, statt der im Tieflande gewöhnlichen Fachwände feste Bruchsteinmauern zeigend, wie das Bergland sie als Baumaterial liefert. Unter prachtvollen alten Eichen lagen die Gebäude des Hofes, der durch eine niedere Mauer vom Wege abgeschieden war; zur andern Seite des Weges aber bot ein Grasanger ein buntes Bild dar — mehrere Jagdwagen standen aufgefahren, gesattelte Pferde wurden von Reitknechten umhergeführt,

mehr als zwanzig Herren von jedem Lebensalter, in verschiedenartigen Jagdcostümen, Cigarren rauchend, oder mit kurzen Jagdpfeifen beschäftigt, standen in Gruppen umher und unterhielten sich, betrachteten und besprachen die Bewegungen ihrer Pferde, hörten den Aufschlüssen zu, die drei oder vier Forstleute, an den Uniformen erkennbar, über die zu erwartenden Chancen des Tages gaben — ein halbes Dutzend umgab lachend einen hochgewachsenen jungen Mann mit einer stark ausgebildeten Adlernase und bereits kahlen Schläfen, der stark gesticulirend in ihrer Mitte stand und irgend eine lustige Geschichte zum Besten zu geben schien, worauf Gelächter und spöttische Ausdrücke des Zweifels folgten.

„Hören Sie zu, Graf Rodenhorst", rief einer der Umstehenden einem sich nähernden Manne in mittleren Jahren, mit einem vor der Zeit ergrauten Vollbart zu, „Guido Pungelscheidt erzählt eben wieder die tollsten Geschichten von seinem polnischen Kapuziner, der eigentlich nicht Feldpater bei den Insurgenten, sondern Schwadronschef gewesen sein soll und an der Uchtenberger Felswand eine Einsiedelei bauen will, wohin absolut kein Mensch hinaufklettern kann, als er selber allein."

„Das wäre schlimm", sagte Graf Levin Rodenhorst, „denn die Einsiedelei wäre nicht sobald fertig, so würde Guido sich in den Kopf setzen, hinaufzureiten

und den Hals brechen! Aber da ist der Fürst endlich und wir können aufbrechen.“

Die Herren gingen dem sich nähernden und jetzt auf dem Anger haltenden Jagdwagen des Fürsten entgegen, Graf Rodenhorst, als der Jagdherr, begrüßte ihn mit herzlichem Händedruck zuerst, die Prinzen mischten sich grüßend unter die übrigen, dann, während man ging, sich von den Reitknechten die Flinten reichen zu lassen — auch für Godenau und Bungerhausen waren welche mitgebracht — gab Rodenhorst seinen Forstleuten ein Zeichen; eine Jagdfanfare wurde geblasen und jetzt setzte sich Alles in Bewegung; die ganze Gesellschaft zog an dem Bauerhofe entlang in den gleich hinter dem Gehöft beginnenden Hochwald. Die Reitknechte mit den Pferden verließen den Anger und zogen heimwärts, den Wegen, die durch das Ackerfeld liefen, nach; der Wagen des Fürsten schwenkte sich dem Einfahrtsthore des Lendtruper Hofes zu und suchte hier ein Unterkommen für die Stunden des Tages; nur der Kutscher war bei ihm geblieben, der Jäger seinen Prinzen, mit ihren Lefaucheux beladen, in den Wald gefolgt.

Hier war der von den drei jungen Prinzen von Tollenstein, welchen der Fürst als Prinz Oswald vorgestellt hatte, beim Gehen auf dem schmalen, sich um die Stämme windenden und langsam aufwärts steigenden Fußpfade der Nebenmann von Godenau

geworden und verwickelte diesen bald in ein lebhaftes Gespräch. Er fragte nach Godenau's Heimath und nach den Jagdsitten dort und als Godenau ihm die großen Hetzjagden, welche man mit Meuten und Jagdpferden halte, beschrieb, sagte Prinz Oswald:

„Lieben Sie diesen Sport sehr — es ist doch ein so wildes und grausames Vergnügen — ich denke oft, es sei eigentlich gar nicht erlaubt, solch ein armes Thier so zu hetzen — auch ist es ja Ihren Geistlichen verboten, Jäger zu sein; was aber für den Geistlichen nicht sittlich, nicht wohlanständig ist, sollte es auch dem Christen nicht sein — die Thiere sind doch auch, wenn nicht denkende, doch fühlende Geschöpfe Gottes, und was mir an Ihrer Kirche allein mißfällt, ist, daß sie darauf so gar kein Gewicht legt . . ."

„Was Ihnen allein daran mißfällt, Durchlaucht?"

„Nun ja, alles Uebrige kann ich darin groß und schön finden; doch dies . . . aber es ist freilich eine Nebensache!"

„Dann, denk ich halt, müssen Sie sich auch dieser Auffassung der Kirche, die für das Thier wenig Erbarmen kennt, unterwerfen", fiel lächelnd Godenau ein, „. . . Christus und seine Jünger sind auf den Fischfang ausgegangen und der Fischfang ist sehr eine grausame Art der Jagd . . . eine sakrisch grausame."

„Das ist wahr", sagte sanft und den blonden Kopf mit den feinen, fast mädchenhaften Zügen wiegend der Prinz.

„Sie gedenken lange hier im Lande zu weilen?“ fragte der Prinz dann.

„Nun schaun's, ja“, versetzte Godenau gutmüthig lachend, „eigentlich hab' ich nicht vor, wieder hinauszugehen; es gefällt mir, wenn ich auch nicht, wie Sie glauben, Katholik bin, schon viel zu gut hier — bei uns daheim, da ist viel aus dem Leim gegangen und ich glaube nicht, daß es je wieder in die Fugen kommt, in die richtigen!“

„Ah . . . Ihr schönes Oestreich . . . .“

„Mein schönes Oestreich — du liebe Zeit — schön ist's schon, aber es hat zu lange einen bösen Vormund gehabt; in der Zeit, wo es hätte vernünftig erzogen werden sollen, hat's durch üble Behandlung einen wüsten Charakter bekommen und nun läßt sich's nicht mehr regieren — das schöne Oestreich!“

Godenau sagte das seufzend. Der Prinz schwieg.

„Ich hoffe“, hub er nach einer Pause wieder an, „es wird auch dort Alles wieder gut werden . . . der böse Vormund — Sie meinen doch Metternich? ist längst todt und war auch wohl nicht so schlimm als der noch lebende feindliche Bruder!“

„Der feindliche Bruder?“

„Ihnen“, fuhr lebhaft der Prinz fort, „als einem Oestreicher, darf ich's ja aussprechen — dies Sadowa war ein großer Frevel und ein großes Unglück für Deutschland, das wir schwer werden büßen müssen!“

Godenau sah ihn überrascht an. Er war dieser Auffassung hier vielfach begegnet, ja sie war, schien es, unter seinen Standesgenossen hier die allgemeine — daß ein protestantischer Prinz sie theilte, fiel ihm auf — war das Welfenthum in ihm oder politisches Räsonnement oder hing es mit der Sympathie des Prinzen für die Kirche zusammen, die er eben ausgesprochen?

Das Gespräch verstummte eine Weile, dann wandte sich der Prinz zu Bungerhausen um.

„Ich soll Sie von meiner Schwester grüßen, Bungerhausen“, sagte er — „Justine läßt Ihnen sagen, daß sie ihre Laubsägerei fleißig gefördert hat und daß Sie in den nächsten Tagen kommen dürfen, ihre jüngsten Arbeiten einer Inspektion zu unterwerfen — Sie haben meine Schwester auf diese Beschäftigung gebracht und ich freue mich in der That darüber — sie ist, seitdem sie diesen Zeitvertreib hat, viel friedfertiger geworden und zankt viel weniger mit mir.“

„Ah, und ist Prinzessin Justine sonst nicht friedfertiger Natur?“ fiel Bungerhausen ein.

„Wenigstens mir gegenüber nicht“, entgegnete der Prinz; „sie denkt in so vielen Dingen anders wie ich — nun Sie wissen ja, wir haben im Hause alle Parteien vertreten, mein Bruder Hermann ist Republikaner, Adolf sogar ein wenig Socialist — meine Schwester Justine ist national-liberal und da ich groß-

deutsch bin, so ist es natürlich, daß ich zunächst mit ihr zusammenstoße und wir uns zanken; die Anderen stehen uns zu antipodisch, nur das Verwandte, das, was einen gemeinsamen Boden behalten hat, reibt sich aneinander ...“

„Und Ihr Herr Vater, Durchlaucht?“ fragte Godenau den gutmüthigen Prinzen.

„O mein Vater ist ein Philosoph, der zu keiner Partei hält und sie alle kritisirt — bei ihm behält keiner Recht! ... Werden die Damen von Hunnenbrück zum Jagdimbiß in den Wald kommen, Herr von Bungerhausen?“

„Sie hatten große Lust, besonders die Gräfin und Fräulein von Rinkerode — aber Graf Rodenhorst hielt es für schicklicher für sie, den zurückgebliebenen Gästen in Hunnenbrück Gesellschaft zu leisten.“

„Ah — er beraubt uns dadurch eines großen Genusses“, sagte Prinz Oswald wie enttäuscht.

„Aber Sie wissen“, fuhr Bungerhausen fort, „Fräulein von Rinkerode ist in ihren Einfällen unberechenbar; wenn Sie heute noch an irgend einer Felsenquelle die Göttin Diana mit ihren Nymphen gelagert finden, oder gar die Fee Romantik auf einem milchweißen Zelter durch den Wald sprengen sehen, so dürfen Sie sicher annehmen, daß hinter dieser romantischen oder klassischen Vermummung Fräulein Mathilde steckt ...“

„Die heilige Ida ritt so durch den Wald ... auf einem weißen Hirsche!“ sagte der Prinz.

„Des weißen Hirsches bedarf Fräulein Mathilde nicht, um in gewissen Augen als Heilige zu erscheinen“, bemerkte beziehungsreich und fast spöttisch Bungerhausen.

Der Prinz erröthete leicht, er antwortete aber nicht; man war auf einer Lichtung im Walde angekommen, wo die Jäger sich sammelten und dann vertheilten, um den Forstbedienten zu folgen, welche ihnen ihren Stand anwiesen; gleich darauf gaben einzelne Hornstöße den Treibern auf den vorliegenden Höhen das Signal sich in Bewegung zu setzen; man hörte bald nachher ihre Rufe, Klappern und Hundegebell; die Jagd begann. —

Godenau hatte seinen Stand in der Nähe Bungerhausens bekommen; er lehnte sich an den Stamm einer Eiche, die Flinte unter seinem Arm, in der besten Absicht, sich bei dieser ersten Jagd, an welcher er Theil nahm, als einen fermen Waidgesellen zu bewähren und kein Wild, das ihm schußgerecht kam, „auszulassen“, wie er das in seiner Sprachweise ausdrückte; und doch wurde es ihm schwer, seine Gedanken auf seine Aufgabe zu richten; sie waren in Anspruch genommen durch alle die bunten Eindrücke, welche er in den letzten Tagen in dieser ihm fremden Welt erhalten. Dazu kam noch, daß just in dem Augenblicke,

in welchem er die Wichtel eines Rehbocks aus dem leise bewegten Unterholz vor ihm auftauchen zu sehen glaubte, Jemand plötzlich neben ihm stand und ihn am Aermel zupfte.

Unmuthig sich wendend sah er Bungerhausen.

„Ah, Sie?“ sagte er flüsternd, „seien Sie still, Sie verscheuchen mir ein Wild ...“

„Nur ein Wort ... Ich habe mir den Fuß verstaucht“, sagte Bungerhausen leise, „ich gehe zurück, wenn man nach mir fragt, sagen Sie, daß ich zu Erich nach Tungerloh gegangen bin, um mir kalte Umschläge machen zu lassen.“

„Verstaucht, ah, das thut mir leid, und Sie wollen deshalb zurück, die Jagd aufgeben?“

Bungerhausen nickte mit dem Kopfe.

„Die Schmerzen sind zu groß, ich muß etwas dagegen thun, Tungerloh ist nicht weit, wird es besser, so komme ich zurück — Adieu!“

Damit wandte er sich und ging, seine Flinte über den Rücken werfend, mit dem rechten Fuß behutsam auf das vorjährige Laub tretend davon.

Godenau schaute nach seinem Wild aus, es brach nach rechts hin, wo Bungerhausen's Stand gewesen war, aus und rettete sich so durch die Schützenreihe — Godenau nahm nichts mehr davon wahr. Schon erhöhten auch Schüsse, die links und rechts fielen, seine Spannung, dann tauchte, leise schnüffelnd, ein Fuchs

unter einem Büschel Farrnkräuter vor ihm auf — er schoß und sah, daß er das schwer zu erlegende Wild aufs Blatt getroffen; über der Befriedigung, sich gleich auf der ersten Jagd hier als guten Schützen bewähren zu können, hatte er den Unfall Bungerhausen's völlig vergessen. Erst als das Treiben zu Ende und die Beute „gestreckt" wurde, und Fragen nach dem Verschwundenen laut wurden, entledigte er sich seines Auftrags; Bungerhausen's Unfall rief weiter keine Glossen hervor, nur Prinz Oswald zeigte große Theilnahme.

Ein neues Treiben begann, wie das erste auf immer ansteigendem Terrain, so jetzt auf einem sich ostwärts zur Eller niedersenkenden; als es vorüber, fand Alles sich in einem Thalkessel zusammen und nachdem das erlegte Wild, Rehböcke und Füchse gezählt, die nöthigsten Mittheilungen über eines jeglichen Stückes Ausgang und Ende und die besonderen Umstände, unter denen es den Schützen gekommen und getroffen worden, mit großem Ernste ausgetauscht waren, folgte die ganze Gesellschaft Rodenhorst, der mit dem Fürsten einen über Felsgeröll leise ansteigenden Weg hinaufschritt, und dann um eine vorspringende Bergecke herum; als man um diese Ecke bog, sah man ein weites Thor in einer schroffen, niedern Felswand vor sich aufgähnen — eine weite und tiefe Grotte, fast hallenartig, obwohl sie nicht hoch war. — Godenau, der

mit Neugierde den wie in den gelbgrauen Sandsteinfelsen gesprengten Raum betrachtete, konnte an einzelnen Stellen die Decke mit der Hand erreichen. Der Hintergrund verengte sich in tiefe Gänge, die in völliges Dunkel verliefen; sie lockten um so weniger zur Untersuchung, als in der offenen Halle von zwei Lakaien, die auf anderem Wege mit ihren Körben dahin gekommen sein mußten, auf einem langen Schragentisch ein reicher Imbiß von kalten Speisen geordnet wurde. Holzbänke waren zur Seite gestellt; die von ihren Anstrengungen ermüdeten Jäger warteten, nachdem der Fürst am obern Ende Platz genommen, Graf Rodenhorst's Einladung nicht ab, alle Plätze waren bald besetzt. — Godenau, der am obern Ende zu sitzen gekommen, ließ seine Augen über das merkwürdige Bild schweifen, das er vor sich hatte, den reich besetzten Tisch mit der erregten Gesellschaft, die sich um ihn drängte, den grotesken Raum und das schöne Landschaftsbild, das der Ausgang der Felsenhalle umrahmte, ein schmales, tiefeingesenktes Gebirgsthal, in dessem Grunde eine malerisch, von hohen deutschen Pappeln umstandene Mühle ihre Räder von einem der Eller zuströmenden Gebirgswässerchen umtreiben ließ. Ueberall bedeckte Wald die Bergwände, nur im Grunde zogen sich schmale Wiesenanlagen mit künstlichem Hängebau und ihre unzähligen Berieselungsrinnen hin.

„Wie finden Sie unsern kleinen Festsalon, Herr von Godenau“, sagte der Fürst, „ist es nicht ein vortrefflicher Einfall von Graf Rodenhorst, uns in dieser kühlen, schattigen Halle den Imbiß nehmen zu lassen — ein fröhliches Mahl dicht am Eingang in die Unterwelt!“

„Vortrefflich“, rief, ehe Godenau antworten konnte, Guido von Pungelscheidt aus, „und wir wollen dafür sorgen, daß nur ein Kiökkenmödding von den Ueberresten unserer Mahlzeit entsteht, an der sich zukünftige Naturfrösche, die diese Urweltshöhle zu untersuchen kommen, sollen den Kopf zerbrechen können; die fossilen Ueberreste von dieser Gänseleberpastete und von jener Sardinenbüchse werden sie auf merkwürdige Gedanken über die Cultur der keltischen Ureinwohner dieser Gegend bringen.“

„Ah, schmeicheln Sie sich mit dem Gedanken, Herr von Pungelscheidt“, sagte kaustisch Prinz Adolf, ein blasser Mensch mit feinen, von einem dichten, urwaldartigen dunklen Haarwuchse beschatteten Zügen, „daß Sie die „Naturfrösche“ hintergehen können? Diese Leute haben just in diesen Höhlen viele merkwürdige Dinge gefunden, die beweisen, daß nicht sie, sondern wir die — Hintergangenen sind!“

„Die Hintergangenen? Wie so? Ah, ich verstehe, was Sie sagen wollen! Was finden diese Leute denn Großes in diesen Höhlen? Höhlenbären, Rennthiere

und andere alten Knochen — Knochen für Hunde, deren Geschäft ist, den Mond anzubellen."

„Jäger sollten nicht so verächtlich von bellenden Hunden reden, Herr von Pungelscheidt! Wenn sie anschlagen, haben sie auch immer die — rechte Spur und wenn man ihnen folgt, verirrt man sich weit seltener, als wenn man sich auf unsicheres Mondlicht verläßt — mir ist das Licht, das die Wissenschaft aufsteckt und meinethalb statt mit heiligem Salböl nur mit Höhlenbärenfett nährt, lieber!"

„Sie müssen", fiel hier rasch der Fürst zu Godenau gewendet ein, um seinen Sohn zu verhindern eine Debatte weiterzuspinnen, die in diesem Kreise zu nichts Gutem führen konnte — über Naturwissenschaften war hier nicht zu streiten — „Sie müssen", sagte er, „eine oder die andere dieser unserer großen Höhlen einmal genau besichtigen; ich empfehle Ihnen die, von der die Volkssage behauptet, daß die Seherin Velleda sie bewohnt habe — sie liegt mehr ostwärts, die Monna weiter hinauf. Die Sage kann ihren historischen Grund haben; wenn die Seherin ihren Nimbus bei ihren Bructerern erhalten wollte, war es politisch von ihr, solche Räume aufzusuchen, die ein abergläubisches Volk für die Wohnungen dunkler Gottheiten halten mußte — auch deuten Volkssitten, Prozessionen, die einst am Ostertage zur Höhle zogen, auf einen uralten Cultus der Stätte schon in heidnischer Zeit."

„Gewiß will ich Ihrem Rath folgen, Durchlaucht“, versetzte Godenau, „ich werde das unterirdische Boudoir der Jungfrau Velleda, die ich übrigens absolut nicht die Ehre habe zu kennen, besuchen.“

„Da Sie so aufrichtig sind, das einzugestehen“, versetzte hier lachend ein älterer Herr, „so bekenne ich ebenfalls gern, daß ich den Namen niemals hörte.“

Zwei oder drei andere der Gesellschaft erklärten sich in demselben Falle; die Unterrichteteren hielten mit den Aufschlüssen, die sie geben konnten, nicht zurück; Tacitus wurde genannt, das den Römern genommene Schiff, das man zum Thurm, zur Flußburg der Seherin brachte — Graf Rodenhorst stellte die Behauptung auf, daß das alte Bructererweib nur in ausgebildetem Maße die „secondsight-Gabe“ gehabt, die heute noch so mancher Vorgeschichtenseher im Lande besitze — in diesem Augenblicke wurde plötzlich die lebhaft hin- und herschwirrende Unterhaltung unterbrochen — eine mächtige, wie durch die Tiefe, aus der sie hervorscholl, in ihrer Wirkung verzehnfachte Sopranstimme, ertönte weither aus dem Hintergrunde der Felsenklüfte, wie tief aus dem Innern des Berges.

Alles lauschte still — bewegt, fast erschüttert von diesen prächtigen, fernher klingenden Tönen, die sich allmählich näherten — ein Lichtglanz blitzte in der dunklen Tiefe auf; der näher kommende Gesang schien Licht und Glanz in den dunklen Gründen auszu-

strahlen — dann tauchte eine Fackel auf, die ein Diener trug und hinter ihm erschien, hoch und vom glühenden Fackellicht roth angestrahlt, eine weibliche Gestalt — sie hatte sich eben auf eine vorspringende Felskante geschwungen; in einem weißen, über die Stirn gezogenen Burnus, dabei einen grünen Zweig in ihrer Rechten erhebend, stand sie wie eine dämonische Gestalt, wie eine aus der Tiefe der Unterwelt hervortretende Norne da — groß, blendend schön, im grellen Lichte eigenthümlich beleuchtet, unheimlich fast und doch verführerisch mit ihrem prächtigen Gesange. Es waren Worte aus dem Propheten, die sie sang, aus dem düstren markerschütternden Chore der Wiedertäufer:

Ad salutarem undam,
Ad nos venite, miseri,
Ad nos venite, populi!

Der Name der Sängerin — Mathilde — Mathilde von Rinkerode — war längst von einem Dutzend Lippen zugleich genannt.

Was sie sang wußte freilich Niemand — nur Godenau, der moderne Opern besser als bructerische Seherinnen und den Tacitus kannte, verstand es — doch war er von dem überraschenden Anblick viel zu sehr in Anspruch genommen, um diese Auskunft zu geben. Zwei andere Mädchenköpfe, hübsche frische Gesichter, waren im Kreise des Fackellichts hinter der Sängerin

erschienen; diese sprang bald von ihrem Piedestal leicht schwebend herab und war, als sie mit ihren Begleiterinnen jetzt näher kam, sofort von den ihr entgegeneilenden jüngeren Herren umringt, deren bewundernde Aussprüche sie umschwirrten; nur Prinz Oswald war stehend an seinem Platze haften geblieben — die Farbe wechselnd und leuchtenden Auges wie ganz in einer Bewunderung verloren, die doch nicht den geringsten Drang zu empfinden schien, sich wie die der Andern auszusprechen.

„Kommen Sie, Velleda“, rief ihr Rodenhorst entgegen; „ahnten Sie denn, daß wir uns eben von Velleda unterhielten und wollten Sie sie den Herren illustriren, die keine Vorstellung von ihr haben? Oder sind Sie die Cumäische Sibylle . . .“

„Nein, die Norma mit dem Mispelzweige!“ rief Guido aus.

„Falsch gerathen, Herr von Pungelscheidt, ich bin weder Velleda noch eine Sibylle noch Norma; das sind gottlose Heidinnen; und dies ist kein Mispelzweig, wie Sie, wohl durch Ihre Schwäche für — faule Früchtlein verführt, sich ausdrücken; Mistel heißt es. Nein, meine Ansprüche waren hochfliegender — nicht wahr, Prinz Oswald“, wandte sie sich an diesen, „Sie haben bei meinem Anblick weder an die bejahrte Velleda noch an die runzliche Sibylle gedacht, haben Sie?“

„Nein, gewiß nicht“, antwortete Prinz Oswald, über und über roth werdend, als sie ihm die Hand reichte und er nun alle Blicke auf sich gerichtet sah und die allgemeine Erwartung einer geistreichen galanten Antwort fühlte, die er nicht zu improvisiren wußte.

„Ich kam aus dieser Höhle, aus diesen Katakomben hervor, ich schmetterte die Noten eines Kirchengesanges zu der gewölbten Decke empor ...“

„Und waren das Bild einer heiligen Cäcilia!“ rief Prinz Oswald plötzlich erleuchtet aus.

„Das war's, wohin mein Ehrgeiz sich verstieg“, fiel sie lachend ein, „es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie's verstanden haben, Prinz, und zur Belohnung sollen Sie diesen meinen Palmenzweig haben — Ihr rohen Menschen werdet ihn zwar einen ganz gemeinen Stechpalmenzweig nennen — aber die Stacheln daran bedeuten eben, daß Niemand ungestraft nach Palmen strebt und meine Absicht, wie eine Heilige unter Euch zu treten, hättet Ihr doch daran erkennen können — abscheulich, daß das Heilige Euch so fern liegt!“

„Aber Cäcilia singt nicht, sie spielt nur die Orgel“, brachte Guido Pungelscheidt zu seiner Entschuldigung vor.

„Ich werde nächstens denn mit einer Drehorgel, Ihrem Leibinstrument, kommen, da Sie die lieber hören als meine Stimme.“

Man lachte, Guido Pungelscheidt war zum Schweigen gebracht. Die jungen Damen nahmen zwischen den Herren, die ihnen Platz machten, Sitze ein und der gestörte Imbiß wurde fortgesetzt. Fräulein Mathilde hatte sich zwischen den Fürsten und Graf Rodenhorst gesetzt und ließ sich nun von den Ereignissen der Jagd erzählen; dabei schweifte ihr Blick unruhig suchend umher, endlich fragte sie:

„Und weshalb ist Herr von Bungerhausen nicht hier? ich sah ihn doch am Morgen mit Herrn von Godenau vorauf reiten."

Godenau berichtete den Unfall, der seinen Begleiter getroffen.

„Er hat den Fuß verstaucht und ist zu Junker Erich hinuntergegangen? Welche Idee!"

„Sie nennen das eine Idee?" fragte lächelnd Godenau.

„Halten Sie es für mehr? Oder stellen Sie sich nur so, um dieser Gesellschaft ein Compliment zu machen? Er hat die Partie langweilig gefunden und den Unfall fingirt", versetzte beinahe bitter Fräulein Mathilde.

„Das sagen Sie nur so zornig, weil jetzt ein Bewunderer Ihres Höhlenscherzes weniger da ist", sagte Guido Pungelscheidt.

„O nein, Herr von Pungelscheidt, wer Höhlenscherze treibt, muß mit einem Publikum von Höhlen-

bären zufrieden sein und das bin ich, wie Sie sehen, vollständig!“

Guido Pungelscheidt hatte wieder die Lacher gegen sich.

„Warum sollten Sie nicht“, erwiederte er, „die Bären sind immer die Lieblinge von solchen verkleideten Heiligen wie Sie, denn sie lassen sich zähmen und am Nasenring führen.“

„Zur Strafe für diese Beleidigung gebe ich Ihnen auf, einen Toast auf mich auszubringen“, lachte das übermüthige junge Mädchen.

„Das thät' ich gern, auf Sie sowohl wie auf alle Schönen, die uns mit lieblichen Stimmen in dunkle Grotten locken. Doch überlasse ich es Prinz Oswald, er hat den Palmenzweig bekommen und muß doch auch etwas thun, um ihn zu verdienen.“

„Hat er das nicht schon... er hat mich erkannt.“

„Als ob das schwer wäre, Sie zu erkennen, Fräulein Mathilde.“

Graf Rodenhorst legte in diesem Augenblick, während Alles lachte, seine Hand mit einem gelinden Druck auf Mathildens Arm — er mochte für zweckmäßig finden, einer raschen Antwort von ihr zuvorzukommen und die Fortsetzung dieser Neckereien abzuschneiden; auch war es Zeit, den Imbiß zu beenden, da noch der letzte und größte Trieb gemacht werden mußte; darum warf er einen fragenden Blick auf

seinen vornehmsten Gast, den Fürsten, und dann erhob er sich. Ein allgemeiner Aufbruch erfolgte — die Herren suchten ihre Jagdgeräthe, die Damen wünschten Waidmanns Heil, und Alles verließ die Felsenhalle, um draußen auseinanderzugehen — die Jäger weiter hinauf in die Berge, die Damen hinab in den Thalgrund zu der unten liegenden Mühle. Sie waren von Hunnenbrück zu Pferde gekommen und hatten ihre Thiere in der Mühle zurückgelassen; ein Reitknecht war bei diesen zurückgeblieben und führte sie jetzt aus dem Stalle, und half den jungen Damen in die Sättel — Mathilde machte den Vorschlag, beim Heimweg nach Hunnenbrück den kurzen Umweg über Tungerloh zu machen, und einmal einen Blick in Junker „Ehrlichs", wie sie sich ausdrückte, Häuslichkeit zu werfen und zu sehen, was Bungerhausen's verstauchter Fuß mache. Mathildens Begleiterinnen waren damit einverstanden, wie immer mit dem, was Mathilde vorschlug und angab, und die kleine Schaar trabte lustig zwischen dem Wiesengrund und dem Wald an der Bergseite dahin, um einem Wege zu folgen, der, über eine Einsattelung eines Bergrückens führend und quer das Jagdterrain unserer Nimrod-Gesellschaft durchschneidend, in nördlicher Richtung an Haus Tungerloh vorüberzog, um von da weiter abwärts die uns bekannte Chaussee auf der Hochebene zu erreichen.

Fräulein Mathilde, von ihrem weißen Burnus

umflattert, unter dem sie ein dunkelgrünes Reitkleid trug, hatte die Spitze der Cavalcade genommen; so übermüthig gesprächig sie in der Felsengrotte gewesen, so schweigsam zeigte sie sich jetzt, sie ließ die jungen Mädchen zusammen plaudern, so gut das im scharfen Trabe ging; sie selbst schien nur Sinn für die Führung ihres schwarzen Pferdes zu haben — eines sehr eleganten und feurigen Thieres, das unter ihr wie von Federn geschnellt dahinflog — die Kapuze hatte sie längst zurückgeworfen, ihre dunkeln Locken flatterten im Winde, ihre Wangen waren von der heftigen Bewegung mehr als gewöhnlich geröthet, der schöne ausdrucksvolle Kopf mit dem feinen Oval, der schmalen hohen Stirn und dem regelmäßigen Schnitt der Züge hatte jetzt etwas von Ernst, ja von Strenge angenommen, was ihre Ansprüche, für eine Heilige genommen zu werden, ebenso wenig unterstützte als der Ausdruck von lachendem Uebermuth, den sie beim Imbiß der Jäger gezeigt. Sie sah aus wie ein leidenschaftliches, muthiges Weib, etwas von der stolzen Energie der classischen Cäsarenweiber lag auf dieser Stirn und diesen vollen Lippen — sie hätte einem Bildhauer viel besser zu einer Agrippina sitzen können, als zu einer heiligen Cäcilie.

Ihr Pferd stutzte ein paar Mal — es tönten aus der Gegend, wohin die Jäger sich gewandt, Schüsse herüber — aber sie nahm es mit fester Hand zusammen

und ließ die Lust nicht in ihm aufkommen, diese Schüsse zu einem Vorwande zu benutzen, um ein Erschrecken zu simuliren und einen kleinen Seitensprung zu machen — ihr Rappe schien seine Reiterin zu kennen und überwand die Versuchung, mit seiner Nervosität zu kokettiren.

Als man die Höhe der Einsattelung hinter sich hatte und nun der Weg sich windend hinabging nach Haus Tungerloh, mußte man Schritt reiten; die beiden jungen Mädchen kamen Mathilde zur Seite und diese begann, mit ihnen von dem neuen Ankömmling, dem Oestreicher, zu plaudern — sie wollte wissen, welchen Eindruck Godenau auf sie gemacht habe. — Fräulein Elise Vogt von Elspe fand ihn hübsch und bedeutend, Fräulein Marie von Norderna war von seinem naiven südländischen Accent entzückt, — Mathilde sagte lachend:

„Wer will ihn denn von Euch Beiden, Kinder; ich will ihn unter Euch ausbieten — wer am meisten bietet, soll ihn haben!“

„Ist er denn Dein Eigenthum schon?“

„Er ist nicht mein Eigenthum, liebe Else, die Rehe in den Wäldern hier sind auch nicht just Rodenhorst's Eigenthum und doch läßt er den Fürsten das Stück Wild erlegen, welches gerade dieser haben soll, und den Prinzen Oswald das, was diesem bestimmt ist. Ist's Euch nun klar?“

„Daß Du thust, als seiest Du die Jagdherrin und Godenau ein Wild, ist uns klar genug!“

„Die Männer sind alle unser Wild, ist Dir das nicht längst klar geworden, blonde Else, die Mädchen sind die Schützen und — die Mütter die Treiberinnen. Also, werdet Ihr bieten? Er ist hübsch, er hat sehr feurige dunkle Augen und einen reizenden Schnurrbart... dazu dieser hübsche naive Dialect. Was bietest Du, Marie?“

„Ach, Du bist gar zu übermüthig“, antwortete Marie von Norderna, „Du glaubst wohl, wir würden Dir den Gefallen thun, zu versichern, wir dächten nicht mehr an ihn, denn Du habest längst seine Eroberung gemacht.“

„Sieh, sieh, wie klug diese kleine Pflanze, diese Heckenrose ist! Also das Geständniß, daß Du nicht an ihn denkst, werde ich nicht von Dir erhalten... Du denkst im Gegentheil sehr viel an ihn.“

Fräulein Mathilde lachte herzlich auf.

„Mit Dir ist freilich nicht zu streiten“, erwiederte geärgert Marie Norderna, während ihre runden vollen Wangen sich höher färbten und die feinen Lippen sich schmollend in die Höhe zogen. — Die blonde Elise Vogt von Elspe sagte:

„Was will Godenau hier — weißt Du, ob er Vermögen hat?“

„Ah, diese aschblonde Jungfrau Vogtin aus dem

hochadeligen Hause Elspe nimmt die Sache praktischer!“ rief Mathilde aus, „Du hast Recht, Schatz, das ist eine wichtige Vorfrage! Was er will? Er will mit Rodenhorst um ein paar Güter Proceß führen!“

„Mit Rodenhorst? Bei dem ist er ja zu Gast!“

„Was schadet das? Graf Rodenhorst vertheidigt sein Recht und Godenau das seine; was kann der Eine dem Andern dabei übel nehmen? Der Herr Bischof hat sogar Rodenhorst den Rath gegeben, Godenau das nöthige Geld vorzuschießen, damit er den Proceß führen kann.“

„Ah, das ist denn doch überaus edelmüthig!“

„Nur christlich und ritterlich!“

„Und warum handelt der Streit? Weißt Du's?“

„So ungefähr ... Godenau's Oheim, der drüben im Lande jenseits der Monna wohnte und im vorigen Herbst gestorben ist, hatte keine Kinder; er hat deshalb seine Güter seinem Vetter Rodenhorst vermacht. Nun ist aber dieser Neffe des alten Godenau aus Oestreich gekommen, um die Güter zu begehren; er sagt: wie konnte mein Onkel seine Güter an diesen steinreichen Grafen Rodenhorst vermachen, da ich da bin, sein blutarmer Neffe!“

„In der That“, fiel Marie Norderna ein, „wie konnte er das?“

„Wie er es konnte? Er hatte eben einen guten Grund, der alte Herr; sein jüngerer Bruder war nach

Oestreich gegangen, hatte dort eine Protestantin, eine Ungarin geheirathet, und seine Kinder protestantisch werden lassen."

„Ah, Godenau ist Protestant?" riefen die beiden jungen Mädchen zugleich aus.

„Er ist Protestant ... ich bitte Euch, fallt nicht vor Schrecken von Euren Pferden herunter — die Ketzerei scheint bei ihm ein Flecken, der sich wieder auswaschen läßt — wenn Du mit Deinen feinen Fingern nur lang genug daran reibst und das rechte Fleckenwasser gebrauchst, so bringst Du es heraus, Elise ... willst Du den Versuch machen?"

„Wird er denn die Güter gewinnen?"

„Richtig, kommen wir auf die Vorfrage zurück. Er wird ihn wahrscheinlich gewinnen; er behauptet, die Güter seien Fideicommiß, er sei Stammerbe; ist das richtig, so konnten sie nicht an Rodenhorst durch ein Testament vermacht werden. In der Urkunde, welche beweisen soll, daß sie Fideicommiß sind, steht freilich auch, daß der Stammerbe katholisch sein muß, und da Godenau Protestant ist ..."

„Ah, das ist verwickelt!"

„Verwickelt erst dadurch, weil das Landrecht sagt, solche Satzungen, die wegen der Confession Bedingungen vorschreiben, seien nicht gültig."

„Nicht gültig? ... dann muß ja Godenau gewinnen!" fiel Elise ein.

Mathilde nickte lächelnd mit dem Kopfe.

„Ich würde mir um den Proceß weniger Sorge machen, als um das Fleckenwasser, liebe Elsbeth von Elspe . . . aber da sind wir ja vor Junker Ehrlichs Waldburg — Gott, wie das still ist hier! Kein Wächter stößt ins Horn, keine Pagen kommen uns entgegen, uns von den Rossen zu heben — Alles wie todt und ausgestorben, wie in tiefem Schlafe — vielleicht finden wir Junker Ehrlich ebenfalls im Nachmittagsschlummer und wir wollen ihn dann als männliches Dornröschen behandeln. Marie von Norderna soll die Prinzessin machen, die ihn mit einem Kusse entzaubert!“

Es war freilich still ringsum. Junker „Ehrlichs“ Edelhof sah stattlich genug aus, wenn man ihn von fern durch die Zweige der Waldbäume auftauchen sah, auch malerisch genug, wenn die Nachmittagssonne durch die Aeste und das Zweigwerk glühte und golden auf den moosigen Boden, auf den grünen mit kurzem, von den Gänsen abgeweideten Grase bestandenen Raum schien, der sich von dem Waldsaume bis an den Burggraben erstreckte; wenn sie dann mit tiefen Schlagschatten die einzelnen Bautheile sonderte; ein Maler konnte dann seine Freude haben an den alten Mauern mit ihren unregelmäßigen Fensterreihen, an dem dicken Eckthurm mit seinem Erker und seiner plumpen Zuckerhuthaube; ein weniger künstlerisch

gestimmter Beschauer aber mußte ausrufen: Welcher Verfall!

In der That, Tungerloh war ein trauriger Anblick für einen Menschen, dem ein prachtvoller blühender Hollunderbaum nicht über den gefährlichen Mauerriß hinweghilft, den seine Zweige verdecken, und den uralter riesiger Epheu nicht tröstet über den Mangel der Schindeln, die von dem Thurmdach, das er umklettert hat, herabgeweht sind. Vor dem Vorhaus, durch das eine gewölbte Thorhalle führte, zeigten sich die Gräben voll Schlamm, Schlick und Schilf; als unsere Reiterinnen auf den Hof gelangt waren, fanden sie ihren Weg durch umherliegendes Ackergeräth gesperrt und hatten mit Achtsamkeit ihre Pferde zu führen bis sie vor dem mittleren, mit einer Reihe kleiner Wappen über der Eingangsthür geschmückten Thurm ankamen, der die Wendelstiege enthielt, welche ins Innere des Herrenhauses führte. Sie sprangen hier mit Hülfe ihres Reitknechts aus den Sätteln, denn noch immer ließ sich keine menschliche Seele sehen, obwohl der Kettenhund neben dem Vorbau laut und wüthend genug bellte, um bis in den letzten Winkel des alten Gebäudes hinein gehört zu werden.

„Für Dornröschens Schloß ist doch Tungerloh nicht eigentlich schön genug“, meinte lächelnd sich umschauend Marie Norderna.

„Aber wie es aussieht?“ sagte Mathilde Rinke-

rode, „auf ein Haar wie das Schloß der armen Gräfin Dolores.“

„Wer ist die Gräfin Dolores?“ fragte das aschblonde Kind aus dem hochadeligen Hause Elspe.

„Das wißt Ihr nicht?“

„Wie sollen wir es wissen?“

„Nun dann nehmt an, ich sei die Gräfin Dolores!“ antwortete vorwärts schreitend, eine tiefe Falte zwischen ihren dunkeln Brauen, Fräulein Mathilde.

Sie war vier oder fünf Stufen emporgeschritten; nun öffnete sich, während die Schneckentreppe weiter hinauf ins obere Stockwerk führte, vor ihr eine öde staubige Halle, an deren geweißten Wänden einige dunkle und sicherlich sehr stümperhaft gemalte Ahnenbilder hingen. Bestäubte riesige Koffer mit merkwürdigem alterthümlichen Eisenbeschlag standen rechts und links, auch ein urweltlicher Schrank aus schwarz gewordenem Holz mit trefflichen Schnitzarbeiten; ihm gegenüber lag ein alter abgenutzter Sattel auf dem Boden. Im Hintergrunde befanden sich zwei niedere dunkle Flügelthüren, über jeder ein mächtiges Hirschgeweih; die links stand auf und ließ in eine weite stille, von einer auf dem Anrichtetisch liegenden weißen Katze gehütete Küche blicken: das Thier blinzelte mit unzerstörbarer Gemüthsruhe die Gruppe der drei auf der Schwelle erscheinenden und neugierig den gebräunten Raum musternden Damen an. Diese wollten

sich abwenden, um an der gegenüberliegenden Thür ihr Glück zu versuchen, als im Hintergrunde der Küche sich eine kleinere Thür aufthat und eine reinlich gekleidete ältere Frau in sauber gefältelter Haube herauskam, die mit freundlicher Beflissenheit näher trat.

„Sie wollen zum Herrn? Herr von Tungern ist zu Hause“, sagte sie, ein überaus gutmüthiges Gesicht durch ein freundliches Lächeln verklärend, „er ist zu Hause, Sie kommen eben noch recht — es ist Zahltag gewesen heute, aber die Leute sind fort, und der Herr ist just im Begriff, aufs Feld zu gehen — wenn Sie mir nur folgen wollen.“

Sie schritt voran, quer durch die Halle, auf die andere Flügelthür zu, die sie aufwarf — die jungen Damen blickten in Herrn von Tungern's Wohn-, Empfangs- und Arbeitsstube.

Sie war einmal recht luxuriös ausgestattet gewesen, diese Stube — sie hatte Alles aufzuweisen, was vor etwa sechszig Jahren zu einer eleganten Einrichtung gehörte — ein mit dunkler grüner Serge überzogenes Kanapee, so breit wie ein kaiserlicher Thronsitz; einen Sekretair, auf dessen Höhe ein Kaffeeservice von roth bemaltem und mit einer Flordecke sorgsam gegen die Fliegen gehüteten Porzellan aufgestellt war; Polsterstühle, welche in der Rücklehne eine steifgeschweifte, mit hölzernen Saiten bespannte Lyra zeigten; einen eisernen Ofen, dessen Vorderseite in schöner Gußarbeit

die Schlacht bei Arbela oder sonst einen hitzigen Vorgang in der Geschichte, wie er auf einer Erwärmungsanstalt paßte, darstellte, und der einen Fuß hoch über der obern Platte eine plötzliche, kühne knaufartige Erweiterung des Rohrs zeigte, so groß wie die Knäufe auf den Thurmspitzen von Minnigerode; einen großen runden Tisch mit einer zersprungenen grauen Marmorplatte; zwischen den hohen, aber vorhanglosen Fenstern einen andern Tisch mit einem Armsessel voll schönen Schnitzwerks daran, der des Hausherrn gewöhnlicher Platz schien. Das Alles war sicherlich einst, wenn die Väter der heutigen Grundholden und Kötter von Tungerlohe in diesem Raum gutsherrliche Audienz erhalten hatten, imponirend und blendend genug für sie gewesen und mußte als ein ganz auf der Höhe einer bescheidenen und anspruchslosen Zeit stehender Väterhausrath rühren; in den Augen der drei, aus dem schweren und gediegenen Luxus von Hunnenbrück kommenden jungen Mädchen gab es dem Raume einen Charakter von melancholischer Aermlichkeit, der nur erhöht wurde durch die strenge Ordnung und Reinlichkeit, welche überall herrschte — ein geniales Durcheinander ungebundener Junggesellenwirthschaft hätte weniger das Dürftige dieser wohlabgeriebenen, abgestäubten und blanken Altväterlichkeit hervortreten lassen. Erich von Tungern stand inmitten des Zimmers: die Hände auf dem Rücken, die Stirn zu

Boden gesenkt, dem Anschein nach irgend ein schwieriges Gedankenproblem in sich durchgrübelnd, stand die hohe kräftige Gestalt mit den breiten Schultern in graugrüner Joppe da — jetzt bei dem Eintritt der Damen aufblickend und ihnen einen Kopf mit mehr derben und ehrlichen als schönen Zügen, eingerahmt von einem prächtigen blonden Vollbart, zuwendend.

„Wir überfallen Sie, theurer Junker Ehrlich!" rief Fräulein Mathilde von Rinkerode aus, „aber es geschieht aus bloßer Menschenliebe; wir wollten sehen, weshalb Sie nicht zur Jagd gekommen und ob Bungerhausen einer barmherzigen Schwester bedarf — er hat dann nur zu wählen unter uns, falls sein Elend nicht so groß ist, daß es die Kräfte von uns allen Dreien in Anspruch nimmt! Aber wo haben Sie ihn gelassen, Junker Ehrlich, wo ist der arme Patient?"

„Bungerhausen, Fräulein Uebermuth?" antwortete Erich, den Damen die Hand reichend, „was ist mit Bungerhausen — er bedarf einer barmherzigen Schwester? Weshalb?"

Mathilde sah ihn leicht die Farbe wechselnd und mit einem eigenthümlichen Funkeln ihres Auges an.

„Sie wissen nichts von ihm — wirklich nichts?"

Ehe Erich antworten konnte hatte Marie Norderna einen Blick auf den Tisch zwischen den beiden Fenstern geworfen.

„Ah, seht, seht einmal", rief sie aus, „Erich Tun-

gern hat das große Loos gewonnen — gerechter Himmel, welcher Millionär er ist!"

Auch die beiden Andern blickten hin und sahen eine große Zahl schwerer Rollen auf der Tischplatte, zu kleinen Pyramiden aufgebaut; daneben große Rechnungsbücher.

„In der That, Sie sind ja furchtbar reich", rief die blonde Elise lachend aus, „wenn das Ihr Taschengeld für diese Woche ist."

„Mein Taschengeld", antwortete Erich lächelnd, „dann müßte ich mich anstrengen, es durchzubringen, wie Guido Pungelscheidt, und dazu bin ich zu träge. Das Geld dort repräsentirt mein Almosenbudget für diesen Monat!"

„Almosen — das Alles geben Sie als Almosen aus? Um in den Himmel zu kommen? Gott, wie theuer das ist!"

„So ungefähr als Almosen! Scheint Ihnen das zu viel, Fräulein Marie? Heißt es nicht in der Schrift, daß wir Alles den Armen geben sollen?"

„Und diese Vorschrift befolgen Sie so ehrlich? Dann müssen Sie gestehen, daß Mathilde Recht hat mit dem Namen, den sie Ihnen gibt. Und welcher heimlicher Monte-Chr ... ich wollte sagen Crösus Sie sind!"

„Sagen Sie nur immer Monte-Christo, ich bin Ihr Beichtvater nicht und rechne es Ihnen nicht zur

Todsünde an, daß Sie einen Roman gelesen haben, Fräulein Marie! Sie haben Recht, ich bin ein heimlicher Monte-Christo und das Schlimme ist nur, daß ich meine Schätze nicht vor der Welt funkeln und glänzen lassen kann, sondern sie aus bloßer Gewissenhaftigkeit den Armen geben muß, sonst schenkte ich Ihnen ein Diamantendiadem von diesem Gelde für Ihre kleine schmale Stirn."

„Ach, ich bitte Euch, hört endlich von dem häßlichen Gelde zu reden auf!" rief jetzt Mathilde Rinkerode aus. „Sie haben mir noch immer keine Antwort auf meine Frage nach Bungerhausen gegeben, Erich! Wo ist er?"

„Bin ich der Hüter Bungerhausen's — ich weiß es nicht — er ist bei der Jagd! Setzen Sie sich doch!"

Die jungen Mädchen erzählten nun, was Godenau von dem Unfall, der Bungerhausen betroffen, berichtet. Erich Tungern wußte durchaus keine Auskunft über den Verschwundenen zu geben — er hatte nichts von ihm gesehen. Mathilde biß zornig ihre korallenrothen Lippen; als Erich seine schönen Besucherinnen abermals bat, es sich bequem zu machen und eine Erfrischung durch Frau Gerdes, die Wirthschafterin, hereinbringen lassen wollte, wandte Mathilde sich rasch zum Gehen.

„Wir müssen vor dem Jagddiner in Hunnenbrück

zurück sein", sagte sie; „wenn Bungerhausen noch bei Ihnen auftaucht, so ist es ganz unnöthig, ihm zu sagen, daß wir hier waren, es würde nur seine Eitelkeit nähren, zu hören, daß wir um einen verstauchten Fuß so viel Sorge gezeigt; es war wahrhaftig auch nicht die Sorge darum; nur der Weg führte uns just vorüber und Marie Norderna brannte vor Verlangen, Sie in Ihrer Häuslichkeit zu sehen, Junker Ehrlich; diese Lust hat sie nun gebüßt und zugleich erfahren, daß Sie beim Anblick ihrer Stirn in schwärmerische, diamantendiadem-verbrämte Paroxysmen fallen; da das gefährlich werden könnte, muß ich diese thörichte Jungfrau zu einer solideren Menschengattung zurückführen; also kommt in die Sättel. — Adieu, Junker, bleiben Sie, bleiben Sie nur, wir klettern lieber ohne Herrenhülfe auf unsere Rosse; man sitzt immer viel besser im Sattel, wenn man beim Aufsteigen keine Herrenhülfe gehabt hat."

Sie eilte mit ihren Begleiterinnen davon. Erich begleitete sie trotz ihres Wunsches und hob Mathilde trotz ihrer hohen Gestalt leicht wie eine Feder auf den Rücken des Pferdes, das der Reitknecht ihr vorführte.

„Reiten Sie nur nicht wieder wie die Windsbraut; denken Sie, daß Sie nicht allein sind, sondern diese beiden jungen Damen bei sich haben, und um diese wäre es schade, wenn . . ."

„Ach, Sie brauchen gar die excessive Sorge um Marie Norderna nicht zu haben, Ehrlich, Marie hat ihr Herz an den Oestreicher verschenkt — Sie kommen zu spät.“

„Wirklich?“ nahm Erich den Scherz auf, „nun, dann reiten Sie in Gottesnamen; ich will dann, was die beiden Fräulein angeht, denken: „die Unschuld hat im Himmel einen Freund“ — und wenn Sie den Hals brechen, Sie Uebermuth, will ich mich damit trösten, daß dies Ereigniß nun einmal eintreten mußte, früher oder später.“

Dabei reichte er dem blonden Fräulein aus dem hochadeligen Hause Elspe und der bei Mathildens Scherz ein zorniges Gesicht zeigenden Heckenrose Marie die Hand, während er Mathilde spöttisch ein:

„Adieu, Fräulein Uebermuth!“ zurief.

Die kleine Amazonentruppe trabte lustig davon.

Zweites Capitel.

Auf dem Lendruper Hofe.

Es ist schön im südlichen Lande, da oben jenseits der rauschenden Monna, von deren waldbedeckten Uferhöhen die Ruinen herabblicken; schön in den fleißig beackerten Thalgründen voll einer rührigen Bevölkerung; die alte Sitte und der Väterbrauch herrscht dort bei einem kernigen Volke ganz so wie im nördlicheren Flachlande; — daß den einzeln liegenden Hof, mit seinem wettergebräunten Wehrfester darauf, hier eine reichere, gesegnetere und großartigere Natur umgibt, thut der Poesie der Sache keinen Eintrag; sie erhöht nur die Kraft und Frische der Stammeseigenschaften: die Menschen sind um so unternehmender, intelligenter, stärker, ihre Gestalten derber und reckenhafter. Es kommt hinzu, daß in einem Theile des Landes auffallender Weise seit je ungebrochen ein Stück jener „altdeutschen Freiheit“ herrschte, die fast nirgendwo sonst in Deutschland, außer etwa im Friesenlande, existirt hat; denn je höher man am Strome unserer

Geschichte hinaufgeht, desto gefesselter findet man den einen Stand im Banne des andern. Nur in diesen Waldbergen saß seit Jahrhunderten der Bauer, wenn auch zu Steuern, Beden- und Herrendiensten mancherlei Art herangezogen, doch als freier Mann auf seiner Wehre, er war nicht wie alles übrige Colonenvolk in allen übrigen Landen an die Scholle geheftet und der Leibeigene eines Herrn. Der Einfluß dieser Freiheit auf Muth, Selbstvertrauen und heiteres Gehaben ist noch bei dem heutigen Geschlechte unverkennbar: es kennt das Mißtrauen nicht, nicht die Scheu vor dem Fremden, nicht die gedämpfte Stimmung, die auf dem Volke im Norden liegt.

Der Wehrfester auf dem Lendruper Hofe wußte das viel besser, daß seine Altvordern immer freie Leute gewesen, die sich um all die Junker ringsumher nicht viel zu scheeren brauchen, als seine Standesgenossen nördlich der Monna wußten, daß sie einst die Leibeigenen, die Liten, die vielgeschundenen „mancipia“ ihrer Grundherren gewesen. Das Gedächtniß des Volkes ist von einer wunderbaren Kürze. Die Großväter hatten noch alle Lasten der Eigenhörigkeit tragen, sie hatten frohnden und dienen, Abgaben aller Art geben, Gewinngelder zahlen, vom Heergewette und der Gerade ausliefern und das Besthaupt ausantworten, und wenn sie den Hof verlassen wollten, um den Freibrief feilschen müssen; sie hatten, wenn sie Hand- oder

Spanndienst versäumten, sich von ihrem gestrengen Junker in Brüchten nehmen oder auch in den Thurm werfen, durchprügeln, den spanischen Kragen um den Hals legen lassen müssen: die Enkel aber haben das vollständig vergessen; der Bauer von heute hat für den Enkel des Junkers, der seinen Vorfahr ausbeutete, nur einen tiefen Respekt, dessen Gründe er selber nicht kennt; und wenn dieser Enkel seines Drängers von ehemals ihn aufs neue seinem Einfluß unterthan zu machen sucht, wenn er ihm bei den Wahlen die Stimme abverlangt, wenn er ihn zu seinen Zwecken und Absichten in Bauernvereinen zu organisiren sucht, so zeigt sich in dem kurzdenkenden Geschlecht ein naiver Zug des Gehorsams gegen den Herrn seiner Väter. Freilich ein rührender Zug neben manchem andern in diesem Autochthonengeschlecht; es kennt keinen Groll wegen des Vergangenen!

Der Wehrfester auf dem Lendruper Hofe dagegen erinnerte sich sehr wohl seiner altererbten Freiheit. Sein Hof war groß und werthvoll und so gut wie manches Rittergut; er fühlte sich auch just so gut wie die, welche auf den Rittergütern saßen; sogar besser wie die, welche nicht darauf saßen, sondern den Winter in einer Stadt, die Sommermonate in irgend einem Bade verlebten. Sich viel um sie zu kümmern wäre ihm wie ein Mangel an Würde vorgekommen — um das elegante Viergespann zum Beispiel, das der

Kutscher des Fürsten von Tollenstein auf seinen Hof gelenkt hatte, um in dem Schatten der hohen Eichbäume die Pferde abzuzäumen und sie zu füttern; er überließ es Berend, seinem Anerben, dem Kutscher den Futtertrog zu bringen und ihm Hafer auszumessen. Berend hatte dann freilich weniger Rücksichten auf seine Würde zu nehmen; er setzte sich zur Seite auf das umgestülpte Scheffelmaß, musterte die Pferde und das Geschirr und begann eine Plauderei mit dem Kutscher — mit jenem ländlichen Anstandsgefühl, das alles Persönliche ausschließt und sich auf die Erörterung von Thatsachen beschränkt — die Bauernsitte könnte in drei Dingen den „Gebildeten" zum Muster dienen: der Bauer klatscht nicht, er spricht nicht viel von Gerichten und Essen und er zeigt keine Neugier. Der Kutscher zeigte diese letztere um so mehr — er hielt seine Blicke, während er mit Berend von den Futterpreisen und der Ernte sprach, auf das offenstehende Fenster einer „Aufkammer" inmitten des langen Hofhauses gerichtet, an dem hinter Blumentöpfen mit Reseda, Heliotrop und Geranium zwei Mädchen saßen, sehr eifrig und sehr ernst, wie es schien, mit einander redend. Es waren auffallend feine Gesichter beide; die Jüngere war sehr hübsch, sie sah frisch und gesund und doch nicht wie eine blühende Landschöne aus; das von kastanienbraunem Haar umgebene anmuthige Oval ihres Gesichts stimmte nicht dazu, auch

nicht der feste, ruhige und eigenthümlich stäte Blick mit dem nachdenklichen, sinnenden Ausdruck. Ihr Gegenüber war weit älter, die schärferen Züge hatten etwas Abgehärmtes, etwas vom bleichen Teint einer Näherin; so war sie auch gekleidet, städtisch und von dürftiger Einfachheit. Der Kutscher hätte wohl gern nach Beiden gefragt, aber er that es erst nach einer Weile, als er von oben her, aus dem Gehölz, in welchem die Jagdgesellschaft verschwunden war, plötzlich einen der Herren dieser Gesellschaft daherkommen sah, der durch das obere Thor in den Hof einlenkte, geradenwegs auf das Aufkammerfenster zuschritt und zu dem jüngeren der beiden Mädchen ein Papier hinaufreichte, das diese annahm; nach einigen rasch gewechselten Worten entfernte sich der Herr wieder, ging an Berend und dem Kutscher mit einem kurzen Gruß vorüber und verließ den Umkreis des Hofes.

„Sieh, sieh!“ sagte der Kutscher lächelnd ihm nachschauend, „das ist ja Baron Bungerhausen; steht der auf so gutem Fuße mit den Töchtern vom Lendruper Hofe?“

Berend hatte den ganzen Vorgang mit einer, seiner Miene nach, nicht sehr wohlwollenden Aufmerksamkeit verfolgt.

„Nicht just!“ antwortete er lakonisch. „Ich kenne ihn kaum — Baron Bungerhausen?“

„Nun ja, der von Haus Wittenhorst, der Stamm-

herr — es sind sonst keine Söhne da — er hat in der Garde gedient, da haben sie ihn aber nicht länger brauchen können, weil er sich nicht hat duelliren wollen — habt Ihr von der Geschichte nicht gehört?"

„Was gehen uns die Herren von der Garde an?" versetzte Berend, „mit solchen Geschichten kann man die Zeit todtschlagen, wenn man, die Hände in den Taschen, auf Schloß Tollenstein herumlungert und den Tag nicht anders herumzubringen weiß! Ihr erfahrt da wohl so ziemlich Alles, was in der Gegend passirt?"

„Mit Unterschied", versetzte der Kutscher lachend, „daß Ihr z. B. eine so hübsche Schwester habt, die mit Cavalieren Umgang hat, hab' ich nicht gewußt; aber was Herrn von Bungerhausen angeht, von dem muß ich schon wissen; er kommt oft genug aufs Schloß und geht der Prinzessin Justine nach; dazu langt die Courage, wenn auch zum Duelliren nicht!"

„Gehört Courage dazu?"

„Bei der Prinzessin? Ich denke schon; die ist ein scheuer und wilder Vogel."

„Und hochfliegend wohl auch!"

„Wer ist die Andere da drüben, auch Eure Schwester?"

„Die?" sagte Berend, des Kutschers Voraussetzung durch den Ton und die begleitende Achselbewegung verächtlich abweisend, „woran denkt Ihr? Es ist eine

Person aus der Stadt, aus Mindenheim da unten, eine Lehrerin oder so etwas, die auf den Lendruper Hof kommt, um sich einmal einen guten Tag anzuthun."

„Es muß einmal ein feines Mamsellchen gewesen sein, in ihren jungen Jahren; aber da ist ja auch der alte Krudenhagen, verkehrt der auch hier auf dem Hofe?"

Er deutete auf einen stämmig gebauten alten Herrn mit einem Paar auffallend dichter grauer Brauen über verschmitzten kleinen, sehr beweglichen Augen, der eben an der Seite des Bauern aus der Seitenthür des Hofes kam. Er war wie ein Herr aus der Stadt, aber trotz seines schwarzen Fracks sehr nachlässig und fast schäbig gekleidet.

„Kennt Ihr auf Tollenstein den auch?" fragte Berend zurück.

„Gewiß, er kommt oft genug, und hockt dann ganze Tage lang im Archiv, in der alten Aktenkammer, wißt Ihr; der Fürst kann dann wohl stundenlang bei ihm sitzen und ihm zuhören; ich glaube, er weiß Alles was in den alten Scharteken steht und das muß sehr lächerliches Zeug sein; denn wenn sie herauskommen, ist der Fürst immer im Lachen und von der besten Laune."

Berend machte, er wußte selbst wohl nicht immer weshalb, gewöhnlich ein griesgrämiges Gesicht zu

anderer Leute Sachen, auch jetzt sagte er ziemlich verdrießlich:

„Was in den alten Briefschaften über alte Zeiten steht wird doch nicht just zum Lachen sein; so viel ich mir habe sagen lassen, sind dazumal die Leute besser und gottesfürchtiger gewesen als heutzutage, und Anderes wird auch wohl Herr Krudenhagen nicht herauslesen; Jeder ist bei seinem Stande geblieben und hat nicht darüber hinaus wollen und es sind auch keine Protestanten im Lande gewesen und die Freimaurer nicht, die gegen die Kirche und Gottes Heilige angehen, auch das Fabrikwesen nicht, womit die hohen Tagelöhne gekommen sind und die Unzuverlässigkeit und Faulheit unter die Knechte und die Zuchtlosigkeit unter die Mägde; sie haben noch Gottes Wort vor Augen gehabt und auf den Geistlichen gehört, dazumal in den alten Zeiten!“

Herr Krudenhagen, der Archivmann, war, um die fürstliche Jagdequipage anzusehen, unterdeß mit dem schweigsam neben ihm schreitenden Bauern herangekommen, er hörte die letzten Worte, die Berend sprach, und mit seinem schlauen Augenzwinkern die Pferde betrachtend, als ob sie es wären, über die er sich lustig mache, sagte er spöttisch:

„Ihr habt ja einen soliden Anerben, Lendrup! Er spricht wie von der Kanzel herab! Wißt Ihr's so genau, Berend, wie es früher gewesen ist? Besser?

Nun ja, es ist Alles gut genug gewesen für Euch Leute, Alles vortrefflich! Seht, es ist so damit: Ihr habt einen respektablen Alten, der Euch anhält, daß Ihr brav arbeitet und betet und folgsame Kinder seid, nicht ins Wirthshaus geht oder gar auf eine Tänzerei, was Euch der Pastor von Wernhausen ohnehin verleidet hat, weil er nicht zuläßt, daß der Amtmann dem Wirth zum goldenen Lamm die Erlaubniß zu solch einem Teufelssabbath gibt. Und da fragt Ihr nun: Alter, bist Du denn immer so fromm gewesen, und hast niemals einen Schoppen über den Durst getrunken und niemals eine lustige Dirne im „Papen von Istrup" geschwenkt, niemals ein wenig an Kirchweihtagen gerauft und mit dem Schemelbein drein geschlagen, niemals mit einem Mädchen zu thun gehabt und sie sitzen lassen, — wie ist's damit, Alterchen, he? erzähl' uns doch ein wenig Deine Geschichte, ob Du denn wirklich solch ein Heiliger Aloysius gewesen bist, wie Du aus uns machen willst? Was wird der rechtschaffene Alte da sagen, Berend, was meint Ihr? Er wird sich mit Würde in die Brust werfen und Euch versichern, zu seiner Zeit seien die jungen Leute die reine goldene Tugend gewesen, und was gar ihn betreffe, so hätte gleich nur der Herr Pfarrer seinethalb das Predigen ganz einstellen können, er habe immer den Pfad des Gerechten gewandelt — so wird er sagen, und weil's der biedere Erzeuger ist, der's Euch sagt, so

glaubt Ihr ihm auch. Thut auch recht daran, ganz recht, Berend. Ihr seid ein braver Mensch, und was in alten Gerichtsakten steht über Eures lieben Papas Jugendsünden, wie er wegen seiner Teufelsstreiche hat Brüchten zahlen und im Thurm brummen müssen — wer wird's Euch erzählen?"

„Ihr wollt damit doch nichts sagen, Herr Krudenhagen", fiel hier der Bauer, seinen Gast mißtrauisch von der Seite anblickend, ein, „was von mir gelten soll?"

„Nichts will ich sagen", rief Herr Krudenhagen laut auflachend — er hatte ein seltsames, eruptionsartiges Lachen, das gleich darauf wieder in tiefen Ernst versank, der Mann — „nichts was von Euch gilt, Lendrup, gar nichts; ich will Eurem Anerben nur klar machen, was das werth ist, was die Herren, die Euch belehren, Euch erzählen von dem, was früher gewesen. Es ist immer die Jugend des Herrn Papa, die Ihr in der Schule und Kirche und leider auch in den Büchern zu hören bekommt!"

Herr Krudenhagen schlug wieder seine Lache auf, wendete sich dann aber, denn eben war ein neuer Gaffer herangetreten, das schöne Viergespann zu betrachten — ein auffallend kräftig gebauter Mensch von vielleicht dreißig Jahren, mit einem kurzgeschorenen blonden Vollbart und übermüthig drein schauenden grauen Augen; er trug einen grünen Kittel, eine kurze Tabackspfeife im Munde und in der breiten, sehr schwarz

aussehenden Hand einen Eisenstecken mit einem abenteuerlich geschnitzten Mönchskopf daran.

„Sieh, Friedrich! Ihr?“ sagte der Bauer nicht sehr freundlich, während Herr Krudenhagen ihn mit seinem listigen Augenblinzeln musterte, „kommt Ihr einmal wieder auf den Lendruper Hof?“

„Wollt Ihr damit sagen, daß ich nichts darauf zu suchen habe?“ antwortete der junge Mann in gutmüthig heiterem Tone, „das könnt Ihr nicht wissen, vielleicht such' ich einmal wieder Händel mit Eurem Berend da, der mich ansieht, als ob es ihm ungesund wäre, wenn ihm ein alter Freund in den Weg kommt; na, seid ruhig, Berend, ich thue Euch nichts, alter Junge; ich komme nur just von Mindenheim herauf und will weiter, zum Hammer zurück; wenn ich am Lendruper Hof vorübergegangen wäre, ohne guten Tag zu sagen, hättet Ihr's doch übel genommen, Vater Lendrup?“

„Nicht gar zu sehr, Friedrich“, antwortete statt des Bauern der Anerbe höhnisch; „wir wissen, daß Ihr heiße Arbeit habt, auf Eurem Eisenhammer, und der Lendruper Hof, wenn Ihr den seht, kann auch nicht machen, daß Euch just kühler zu Muthe wird.“

„Weshalb nicht?“ versetzte Friedrich lachend, „ich denke nicht an alten Hader so lange wie Ihr, und da ich nun einmal vorüberkam, dacht' ich, ich wollte doch nachfragen, wie's Euch ginge und was Eure Schwester

Marianne und Euer Nachbar, der Junker von Tungern, machen?“

Die Frage mußte etwas haben, was Berend’s Galle rege machte; er versetzte nichts, maß aber den Sprechenden mit einem tückischen Blick von oben bis unten. Der Letztere schien sich wenig darum zu kümmern; er betrachtete die Pferde und tauschte seine Bemerkungen darüber mit dem Kutscher aus. — Herr Krudenhagen mischte sich ebenfalls ins Gespräch; er warnte den Kutscher, seinen Pferden zu viel von dem Hafer zu geben, der Bauernhafer steche mehr als fürstlicher; angelegentlich fragte er dann nach den Herrschaften auf Schloß Tollenstein und wandte sich endlich mit dem Bauern ab; Beide sprachen noch eine Weile am Gitterthor, das den Ausgang vom Hofe bildete — der Wehrfester mußte in irgend einer Angelegenheit des schriftkundigen Mannes Rath einzuholen haben; Friedrich, der, ohne sich weiter von Berend zu verabschieden, ihnen gefolgt war, um ebenfalls seines Weges weiter zu ziehen, hörte noch wie der Letztere sagte:

„Macht’s ja, wie’s Euch der Pastor räth; der räth immer nur zum Guten, darauf könnt Ihr Euch verlassen; entweder Euch zum Guten oder — seiner Kirche!“ Damit schlug Herr Krudenhagen seine Lache auf, gab dem Bauern die Hand und ging.

Der Wehrfester blickte ihm nachdenklich und ernst

nach; er schien gar nicht wahrzunehmen, daß jetzt Friedrich mit einem kurzen Gruß an ihm vorüberging und auch den Hof verließ.

„Was hat denn der Alte zu verarbeiten, daß er Euch so griesgrämig nachstarrt?“ fragte Friedrich den alten Herrn, den er bald eingeholt hatte. „Will er endlich den Junker zum Schwiegersohn annehmen und hat er Euch holen lassen, um es schriftlich aufzusetzen, was auf den Brautwagen kommen soll?“

„Wißt Ihr davon, daß der edle Burgherr von Tungerloh um des Bauern Tochter freit?“ sagte Herr Krudenhagen, den Eisenarbeiter von der Seite anblinzelnd.

„Nun, gewiß weiß ich; ich bin zwei Jahre hindurch, aber es ist schon lange seitdem, Knecht auf Haus Tungerloh gewesen“, antwortete Friedrich; „der Herr Erich und die Marianne waren schon damals, als sie noch Kinder waren, just so gut, als wenn sie verheirathet gewesen, so hingen sie aneinander; zankten und rauften sich auch wohl einmal wie redliche Eheleute und schlossen wieder Frieden; sie suchten Nester und Erdbeeren zusammen und verliefen sich im Wald, bis sie pudelnaß aus irgend einem Gewitterschauer heimkamen, Junker Erich unter Mariannens aufgeschlagenen Röcken versteckt; einmal hat ihm die Marianne auch das Leben gerettet, wie er beim Krebsen im Bache lag und schon die Besinnung verloren hatte,

sie hat ihn bei den Beinen herausgezogen; dafür machte er ihr schöne Hollunderbüchsen und sie nähte ihm die ausgerissenen Knöpfe in die Jacke. Die Beiden hat der liebe Gott für einander bestimmt! Und wenn jetzt der Bauer sie nicht zusammen geben will, so bringt er's erst recht dahin, daß sie nicht mehr von einander lassen, ich kenne meinen Junker! Ich glaub' auch, der alte Lendrup wär's schon zufrieden, aber der Tückebold von Anerben steckt dahinter."

„Es stecken noch andere Leute dahinter, die's nicht gern sehen", fiel Herr Krudenhagen ein.

„Und was haben die hineinzureden?"

„Das müßt Ihr sie selbst fragen! Sie wissen's ganz genau!"

„Nun, Ihr doch auch wohl, wenn Euch der Alte zu Rath zieht?"

„Doch!" sagte Herr Krudenhagen lakonisch, schien aber nicht gewillt, seine Wissenschaft weiter mitzutheilen.

„Ich meine", fuhr Friedrich fort, „der Junker wendet jährlich ein schönes Geld auf für Armen und Kirchensachen, sie könnten damit zufrieden sein und ihn heirathen lassen, wen er mag!"

„Vielleicht fürchten Sie just, daß der gute Herr, wenn er eine kluge und sorgsame Frau hat, nicht mehr so viel für ihre Kirchensachen übrig hat."

„Ah, das muß er ja doch, das ist ihm ja ganz

genau vorgeschrieben in den alten Briefen über die Sache, so viel ich weiß!"

„In den alten Briefen, nun ja! Es kommt nur darauf an, wie man sie auslegt; die geistlichen Herren wünschen sie vielleicht anders ausgelegt, wie eine junge Frau es thun würde."

„Was versteht eine Frau davon!"

Herr Krudenhagen schlug seine seltsame Lache auf.

„Als ob die Frauen sich nur um das kümmerten, was sie verstehen, Meister Friedrich! Zudem steht etwas in den alten Briefen über die Tungern'sche Stiftung, was auch ein Kind verstehen kann, und ich denke, das ist's eben, was die geistlichen Herren fürchten, weshalb sie wollen, daß der gute Junker nur eine sehr fromme und sehr reiche Frau nimmt!"

„Ich würde mich den Henker drum scheeren", versetzte Friedrich, „und wenn sie mich nicht trauen wollten, so ging ich auf die andere Rheinseite, da sind die Leute aufgeklärter, da geht man, hab' ich mir sagen lassen, zum Bürgermeister und hat die Schwarzröcke nicht nöthig! Möcht' wünschen, es wär' auch bei uns so! Aber hier scheiden sich unsere Wege, alter Herr; ich muß links ab hier zu meinem Hammer. Grüßt mir den Herrn Erich, wenn Ihr einmal bei ihm einkehrt, und sagt ihm, der Friedrich sei wohlauf und wünsche ihm das Gleiche!"

Damit wandte sich Friedrich, berührte seinen Hut

und schritt rechts ab fürbaß; der alte Herr verfolgte seinen Weg nach der Stadt Mindenheim hinunter, und lächelnd, kopfnickend sagte er:

„Wunderbar, seit mehr als tausend Jahren haben sie nun mit Millionen Händen an dem verteufelten Unkraut gejätet, und doch stößt man immer noch hier und da in solch einem Hartschädel auf ein vereinzeltes Hälmlein von diesem bösen, zähen — gesunden Menschenverstand!“

Drittes Capitel.

Wo Junker Erich der Schuh drückt.

Erich von Tungern hatte sein Tagewerk vollendet; einmal im Monat war es ein ziemlich anstrengendes, und das war just heute der Fall gewesen, er hatte deshalb auch nicht an der Jagd theilnehmen können. Er schob jetzt — der Damenbesuch war schon seit einer guten Weile wieder abgezogen — in seinem Zimmer die Rechnungsbücher zusammen; dann trug er die Geldrollen vom Tische in sein anstoßendes Schlafzimmer, wo er sie in eine schwere eiserne Kiste verschloß, nahm einen grauen Sommerhut vom Pflock und pfiff einem großen schneeweißen Hunde von schönster Ulmer Race, der, bisher unsichtbar, jetzt unter dem Tische, worauf das Geld gelegen hatte, auftauchte und gähnend seine mächtigen schlanken Glieder reckte. Dann verließ Junker Erich sein altes Burgschloß, nachdem er noch Frau Gerdes durch die offene Küchenthür zugerufen, daß er zum Abendessen nicht zurückkehre, da er den Abend in Uchtenberg zubringen werde.

Auf Waldwegen schritt er draußen am Fuß der Berge, in östlicher Richtung dahin. Die sich senkende Sonne stand in seinem Rücken und warf vor ihm goldene Lichter in den geschlossenen Laubengang, den die sich zusammenwölbenden Zweige der Bäume und das Unterholz bildeten. Es war ein reizender Weg und gar verlockend, ihn zu wandeln, wenn so die Vögel im Gebüsch sangen, die Spechte fernab an den alten Stämmen bohrten, der Pirol schrie und die Libellen bunt über den Weg flatterten; und da die Sonne die Laubbögen, in die Erich hineinschritt, vergoldete, konnte er wähnen, er schreite durch ein grüngoldenes Thor in eine sonnige Zukunft hinein, von keinem ernsteren Hemmniß gehindert, als den leise singenden Mücken, die in dichtem Schwarm vor ihm hertanzten. Junker Erichs Gesicht aber drückte solchen Gedankengang nicht aus; im Gegentheil, es sah sehr verdüstert darein; es war, als ob der junge Mann mit irgend einer Sorge ringe, die er abschütteln wolle und die doch auf seinen festen breiten Schultern wie zähe haften blieb; zuweilen schaute er mit seinen hellen Augen gutmüthig auf und begann laut und lustig ein Lied zu pfeifen, und dann plötzlich erstarben diese schrillen Noten wieder, sein Kopf senkte sich und sein Auge haftete, während er weiter schritt, am Boden.

Plötzlich schlug laut die Ulmer Dogge an und machte ein paar fröhliche Sätze, ein paar lange

Sprünge vorauf. Erich sah auf und erblickte ein junges Mädchen um eine Wendung des Waldweges biegen; sie wehrte jetzt schon den Hund von sich ab, der in freudiger Erregung es für eine angenehme Art, sie zu begrüßen, betrachtete, wenn er ihr die Vordertatzen auf die Schultern lege und das Gesicht belecke. Die Freundschaft zwischen beiden mußte sehr fest begründet sein, das junge Mädchen schien darauf hin frischweg ein paar tüchtige Ohrfeigen wagen zu dürfen, die sie dem stürmischen Thiere verabreichte. Bald stand Erich vor ihr und streckte ihr die Hand zum Gruße hin.

Sie nahm die Hand nicht, sie legte einen kleinen, mehrfach zusammengefalteten Zettel hinein.

„Was ist das, Marianne? Für mich? Du wolltest damit zu mir?"

„Ja, damit, aber auch nur deswegen", sagte sie mit schmollendem Tone und vorwurfsvollem Blick zu ihm aufschauend.

„Also nicht, um Frieden mit mir zu schließen?"

„Nein, gar nicht; aber ich dachte, den Zettel müßte ich doch selbst besorgen, weil ich's einmal versprochen."

Erich entfaltete das kleine, aus einer Brieftasche gerissene und mit Bleistift beschriebene Papier und las die Worte:

„Lieber Erich! Wenn man Dich fragt, ob ich mit verstauchtem Fuße zu Dir gekommen und den Nachmittag bei Dir zugebracht, so thue mir die Liebe an,

Ja zu sagen. Aufklärung mündlich! Dein Bungerhausen."

„Ah", sagte Erich, den Zettel in kleine Stücke zerreißend, „das kommt leider zu spät, aber es ist nicht meine Schuld und es ist desto besser, ich habe nun nicht lügen brauchen! Das ist auch ein Vortheil! Wie kommst Du zu dem Zettel, Marianne? Hat Bungerhausen selbst ihn Dir gegeben?"

„Herr von Bungerhausen ist von der Jagd zu unserm Hofe zurückgekehrt; er war sehr eilig und erhitzt und bat mich, ihn zu besorgen, dann ging er rasch davon. Die Knechte auf dem Esch sagten, er habe am Steinbild seinen Reitknecht mit dem Pferde warten lassen und sei wie toll davon gejagt."

„Wohin, nach Hunnenbrück?"

„Nein, in entgegengesetzter Richtung."

„Nach Tollenstein hin? So, so", sagte Erich lächelnd. „Ich danke Dir, Marianne, daß Du mir die Botschaft selber ausrichten wolltest."

„Das wollt' ich gar nicht, glauben Sie das ja nicht, Herr von Tungern; ich glaubte nicht, daß Sie noch da wären und hätte den Zettel in Tungerloh Frau Gerdes gegeben und nach Ihnen gar nicht gefragt, mit keiner Silbe!"

Das Mädchen sagte dies ein wenig schnippisch und schmollend.

„Sei nicht kindisch, Marianne. Komm, laß uns

vernünftig reden, ich begleite Dich zum Lendruper Hof zurück, ich möchte ohnehin mit Dir überlegen —"

„Ueberlegen? Was?"

„Nun ja, was! Ich weiß es selbst nicht, — Alles! Es liegt mir so viel auf dem Herzen, und zu den Gesprächigen, die, wenn eine Sorge kommt, sie auch wieder von sich abzureden wissen, gehör' ich nun einmal nicht. Du weißt, Schatz, ich warte schon, bis ich einmal der Lendruper Marianne begegne, um mich auszusprechen, wie mir's ums Herz ist."

Erich wollte zutraulich seinen Arm um die Schulter des jungen Mädchens legen, um so mit ihm weiter zu schreiten, aber sie entzog sich ihm.

„Was nützt es, daß Sie Ihre Sorgen der Lendruper Marianne anvertrauen, wenn Sie doch nicht auf das hören, was Sie Ihnen darauf antwortet?"

„Und wann und wo hätte ich das gethan?" sagte Erich eifrig, „nur heute konnte ich nicht darauf hören. Was Du heute wolltest, das, Marianne, das konnte ich nicht!"

„Sie konnten es nicht — und Sie mußten es doch. Sie mußten es, — Niemand in der Welt wird es mir ausreden, daß Sie es mußten. Es war ganz abscheulich von Ihnen, uns so fortzusenden; Tausend Thaler wohl lagen vor Ihnen, ein Berg von Gold, und daneben stand die redlichste, bravste, unglücklichste Person auf Erden; wenn Eine, so hat sie sich gequält,

um ehrlich durchzukommen; sie gab uns Stunden drunten in Mindenheim im Französischen, in Weißstickerei, in Musik, — o, sie versteht Alles, und Jedermann achtete sie und sprach Gutes von ihr, wenn auch Manche waren, die gern einen Stein auf sie geworfen hätten, weil sie nun einmal fremd war und Niemand recht wußte, weshalb sie gekommen; aber was konnten sie wider sie sagen, wenn nicht, daß sie zu klug sei und zu scharf und sich so allein und abseits halte von anderen Leuten und oft noch bis tief in die Nacht hinein sitze und in Büchern lese und solche leere thörichte Vorwürfe mehr, und solch einer armen, armen, verlassenen Seele, der die Schülerinnen jetzt ausbleiben, weil der geistliche Herr in Mindenheim nicht will, daß die Leute ihre Töchter zu einer Protestantin senden, sondern lieber, daß sie dumm bleiben, und die das ganze Frühjahr hindurch den Tic douloureux gehabt hat, und weil sie während deß nichts verdienen konnte, in Schulden und Noth gerathen ist, daß der Wirth ihr die Wohnung gekündigt hat und kein neuer sie aufnehmen will, — der schlagen Sie, Sie, Herr von Tungern, die letzte Hülfe, auf die sie gehofft hat, ab, die letzte Hülfe und eine so miserable, so geringe Unterstützung, wie sie verlangt — drei oder vier Thaler monatlich — nichts mehr als das — und Sie haben Tausende, viele Tausende jährlich zu verschenken."

„Freilich, das hab' ich, Marianne, — über zwölf Tausend jährlich, — und doch durfte ich der armen Person, die sich an Dich gewandt hatte und die Du mir brachtest, nicht einen Pfennig bewilligen. Glaubst Du denn, daß mir nicht selbst das Herz blutete, als ich sie ungetröstet fortsenden mußte?“

„Es sah nicht danach aus, als ob Ihnen das Herz dabei geblutet hätte“, fiel Marianne ein. „Sie waren unwirsch und grob genug!“

„Du verlangst also, ich soll noch freundlich lächeln und fröhliche Redensarten machen, wenn mir der Jammer über solch eine unglückliche Person tief in die Seele greift?“

„Und weshalb konnten Sie ihr nicht helfen?“

„Hab' ich das nicht gesagt, Marianne, ich darf nur Katholiken geben. Das weißt Du ja auch längst, Marianne.“

„Und wenn Sie nun ein Mal, ein einziges Mal davon abgewichen wären?“

„Ich kann nicht davon abweichen. Ich kann nicht schalten und walten wie ich will mit den Einkünften der großen Stiftung, die ich als Erbherr auf Tungerloh zu vergeben habe. Denn erstens, sieh“ — Erich umfaßte, während er so sprach, noch einmal den Nacken seiner Begleiterin und diesmal ließ Marianne, wie ganz versunken in seine Auseinandersetzung, sich seine Umschlingung still gefallen, — „denn erstens ist die

alte Stiftungsurkunde da, deren Bestimmungen ich nicht verletzen darf, ohne mein Gewissen zu beschweren, und sie bestimmt ausdrücklich, daß das Geld zu verwenden ist für kirchliche Zwecke, Jahresgedächtnisse, Andachten und Messen für den Fundator, dann für verarmte Adelsfamilien und endlich für verschämte Hausarme der Gegend. Das Verzeichniß derer aber, die ich so unterstütze, hab' ich jährlich mit dem Dechant von Mindenheim gemeinschaftlich zu entwerfen und wenn wir uns nicht einigen können, so müssen wir den Pfarrer von Wernhausen, in dessen Pfarre Tungerloh liegt, zum Obmann nehmen."

„Also stets einen Geistlichen!"

„Stets einen Geistlichen, was aber wieder insofern günstig für mich ist, als Haus Tungerloh das Patronat über Wernhausen besitzt und ich also keinen Pfarrer dorthin kommen zu lassen brauche, von dem ich viel Opposition zu erwarten habe. Aber siehst Du nun ein, daß ich Deinem Schützling nicht helfen konnte, Marianne? Hätte ich mich über das Gebot der Stiftungsurkunde hinausgesetzt, so hätte ich auch die einmal festgestellte Liste für dieses Jahr umstoßen müssen, der Dechant wäre berechtigt gewesen, mir Vorwürfe zu machen, mich gewissenlos zu schelten."

„Ach — und auf der Liste steht doch so mancher wohlhabende Bürger in Mindenheim — alle Welt weiß das — der jährlich Hunderte von Euch bekommt und

nur täglich dafür zu einer Stationskapelle zu gehen, an einem Altar in der Stiftskirche täglich ein Ave zu sagen braucht, — es ist doch gar zu abscheulich, ich würde gar nicht der Verwalter einer solchen Stiftung sein wollen, bei der gar kein menschliches Herz ist, — gar keine Vernunft, die man nicht ausführen kann, ohne schlecht zu werden; denn das ist schlecht und bleibt schlecht, wenn man den Dürftigen, Elenden von seiner Schwelle stößt, um es Denen zu geben, die — Ave's beten!"

„Du mußt nicht vergessen, Marianne", erwiederte Erich, „daß der Mann, der die Stiftung machte und sein ganzes Vermögen dazu hergab, in anderen Vorstellungen lebte, anders dachte, als wir es heute thun; es war ein Geistlicher, ein Domherr, der Bruder eines meiner Vorfahren, auf dem Tungerloh geboren, aber in der Kirche zu hohen Würden gekommen, — er errichtete die Stiftung durch sein Testament nach dem dreißigjährigen Kriege. Damals waren die Gegensätze zwischen den verschiedenen Bekenntnissen, die sich eben so bitter bekämpft hatten, schärfer und er hatte den besten Willen, Gutes zu thun. Den jedesmaligen Erbherrn auf Tungerloh aus seiner Familie machte er zum Hauptverwalter der Stiftung."

„Aber wenn nun einmal kein Erbherr auf Tungerloh mehr da ist?" warf Marianne ein.

„Dann fällt die Verwaltung des Stiftungsvermögens an die Kirche, an die Stiftskirche zu Mindenheim."

„Ah", sagte Marianne lachend, „dann hüten Sie sich, Erich, daß die geistlichen Herren da Sie nicht — todt beten! Aber wie wird es, wenn nun einmal eine Zeit kommt, wo wohl ein Tungern noch da ist, aber kein Tungerloh mehr?"

„Auch das hat der weise Domherr erwogen und für solchen Fall gesorgt: wenn unsere Familie je so verarmte, daß wir Tungerloh nicht behaupten könnten, daß wir nicht genug mehr hätten zu unserm standesmäßigen Unterhalt, so sollen wir berechtigt sein, die sämmtlichen Einkünfte der Stiftung für uns zu behalten, so lange, bis wir mit solcher Beihülfe uns wieder in einen „auskömmlichen adeligen Stand" gebracht."

„Aber mein Gott, Erich", rief hier das junge Mädchen aus, „genug zu Ihrem standesmäßigen Unterhalt haben Sie ja schon lange nicht mehr, der Fall ist ja eingetreten und weshalb nehmen Sie dann nicht —"

„Wie schnell Deine Zunge läuft", sagte lächelnd und leicht erröthend Erich. „Fürs Erste habe ich doch noch genug für mich, für Türk und — Frau Gerdes —"

„Und für die Ackerknechte — und für die Saatländereien, die, wie mein Vater sagt, längst hätten drainirt sein müssen — und für den alten Thurm, der

ein neues Dach haben muß — und für das ganze Tungerloh — und zu den Zinsen für meinen Vater? Wahrhaftig, Erich, eine standesmäßige Wirthschaft hat Haus Tungerloh schon lange nicht mehr gesehen, — machen Sie ein Ende und wenn Sie das Recht haben, so brauchen Sie's auch und nehmen das schöne Geld für sich. Ich will gern", setzte sie lachend hinzu, „um Ihr scheues Gewissen zu beruhigen, täglich für all die dann wegfallenden Ave's und Vaterunser einen ganzen Rosenkranz beten und die Mutter Gottes, die täglich so viele Millionen Ave's bekommt, wird einen Ausfall von einigen hundert gar nicht merken. Es steht überhaupt nirgends geschrieben, daß sie rechnen gelernt hat — bei Frauenzimmern hapert's ja immer damit."

Erich gab ihr einen leichten Schlag auf die Schulter.

„Gottloses Geschöpf!" sagte er. „So leicht nimmst Du's? Denkst Du denn nicht, daß doch auch eine große Anzahl bedürftiger Menschen ihre Unterstützungen aus meinen Fonds beziehen und daß ich diesen allen nehmen müßte, was ich für mich zurückhielt. — Nein, nein, ich würde mich niemals dazu entschließen können!"

„Ich möchte nur sehen, wie schnell sich die geistlichen Herren dazu entschlössen, die Stiftung an sich zu nehmen, wenn Du einmal stürbest, Erich, und es mit den Tungern zu Ende wäre."

„Darum, Marianne, müssen wir dazu thun, daß wir bald Hochzeit machen können.“

Sie legte rasch ihre rechte Hand auf seinen Mund, während die linke ihm in den langen, blonden Vollbart fuhr.

„Willst Du schweigen, garstiger Erich!“ rief sie erröthend dabei aus.

„Schweigen“, sagte er, ihren Oberkörper so umschlingend, daß er ihre beiden Oberarme festhielt. „Weshalb? Darf ich Dir nicht sagen, daß ich sonst aus Liebeskummer sterbe, wenn Du nicht bald mein wirst!“

„Aus Liebeskummer, Du? Ach, wer Dir's glaubte! Aber gut denn, laß uns Hochzeit machen; fang' nur gleich morgen an, Dein schönes Tungerloh dazu herzurichten; laß Bauleute, Tapezierer, Maler, Tischler kommen. Du wirst doch nicht denken, weil ich nur eine Bauerntochter vom Lendruper Hofe bin, brauchtest Du Dein Haus weniger schön zu machen, als wenn ich eine hochadelige Braut, solch ein Fräulein von Rinkerode oder Elspe oder Norderna sei, die Du bekämest!“

„Marianne“, sagte Erich mit einem Ausdruck von Schmerz und Vorwurf.

Sie blieb stehen, sah ihn an und umfaßte mit beiden Händen seinen Oberarm.

„Erich“, flüsterte sie dann, ihre Stirn auf seine Schulter senkend, „habe ich Dir wehe gethan?“

„Gewiß, Du weißt, ich bin arm —“

„Arm — ja arm“, rief sie aus und warf in stürmischer Zärtlichkeit ihren Arm um seinen Nacken, während ihr Gesicht fast unterging in seinem dichten, gewaltigen Bart; „Gott sei gepriesen, daß Du arm bist und mich lieb hast und ich Dich wieder lieb haben darf, so namenlos lieb, Erich, — wärest Du reich — ach dann — — Aber nun“, rief sie jauchzend und ihn an beiden Schultern fassend und schüttelnd aus, „bist Du mein, mein, mein!“

„Gewiß, es ist besser so“, sagte Erich tief bewegt und küßte sie auf den braunen Scheitel, „und darum, Marianne, sprich nicht mehr davon, hörst Du!“

Marianne begann mit ihren schmalen Fingern seinen Bart zu strählen.

„Ja sieh“, sagte sie, „vielleicht — wenn Du mir's ganz strenge und ausdrücklich verböteſt, — vielleicht wär' mir's dann möglich, nicht wieder davon zu beginnen, daß Du mit einem Male, so mit einem Schlage, blos mit einem Worte, welches Du sprächest, all Deine bösen Sorgen von Dir abschleudern könntest, — sonst aber — wie willst Du, daß ich nicht Tag und Nacht daran denke und also auch wieder davon rede?“

„Ich will Dir's nicht ausdrücklich verbieten,

Marianne, ich will Dir nur zeigen, daß unmöglich ist, was Du mich thun sehen möchtest. — Denk' Dir nur den Gedanken aus, es hieße eines schönen Tages, der Erich Tungern hätte die Stiftung, welche seit langen Jahren seine Väter für fromme Zwecke zu Memorien und Messen und zur Unterstützung so vieler Dürftigen verwalteten und verwendeten, die seit eben so viel langen Jahren ein Segen für das ganze Decanat Mindenheim gewesen, in seine Tasche gesteckt. Welcher Schrei der Entrüstung würde durch das ganze Land gehen, — man würde ja mit Steinen nach mir werfen!"

„O nein, o nein", rief Marianne lebhaft aus, „Alle die, welche urtheilen können, würden sagen, er hat recht gethan, — fängt nicht die rechte Barmherzigkeit bei sich selber an, — hätte nicht Dein alter Urohm, der die Stiftung gemacht, das ganze Vermögen seiner Familie sofort hinterlassen können, wie es andere geistliche und weltliche Urohms machen? Und müssen ihm die Leute, welche bis jetzt Wohlthaten von Euch Tungern erhielten, nicht dafür dankbar sein und sich bescheiden und sagen, die Tungern brauchen eben ihr Geld selber? Recht ist Recht, „wer sein Recht nicht wahrt, kriegt 'nen dünnen Bart", sagt mein Vater, und — hör' Erich, da fällt mir etwas ein — es ist ja eben jetzt der Bischof da unten in Hunnenbrück, geh' doch zu dem und sprich mit ihm darüber. Wenn der es gut-

heißt, so kann Niemand, auch die Geistlichkeit nicht, etwas dawider sagen."

„Und der, glaubst Du, der würde es billigen?"

„Weshalb nicht? Er ist zwar ein strenger und gewaltiger Herr und ficht für die Kirche wie ein Löwe, sagen die Leute, — aber er ist doch auch Einer von altem adeligen Blute und weiß, was es um eine alte Familie ist und wird nicht wünschen, daß die Tungern —"

„Nun ja", unterbrach er sie, „das wohl — aber —"

Marianne sah ihn eine Weile an, wie er in Gedanken verloren, den Blick auf die Erde gerichtet, dastand, — dann erhob sie ihre Hände, und sie auf seine beiden breiten Schultern legend und ihn schüttelnd sagte sie:

„Aber der böse, starre Herr Erich ist zu stolz, den Mund darüber aufzuthun, — selbst seiner Marianne schneidet er das Wort vom Munde ab, das Wort „blutarm", und die Zunge ließe er sich lieber abschneiden, als daß er es selber ausspräche — das ist's!"

„Lassen wir's, Marianne", sagte er, seinen Arm in den ihren legend und sie fortführend, „Du thust gerade, als ob es mir auf den Nägeln brennte. Komm' — wozu, wenn man jung ist und sich lieb hat, sich das Herz schwer machen!"

„Versprich mir, daß Du mit dem Bischof reden willst, Erich!"

„Ich verspreche Dir nichts, kleiner Plagegeist, höchstens, daß ich mit Gerwin überlegen will, wie Deiner armen Sprachlehrerin auf andere Weise zu helfen ist; dazu wollte ich ja eben nach Uchtenberg gehen, weil ich weiß, daß ich ihn da am sichersten treffe.“

„Das ist brav von Dir, Erich, aber fürs Erste habe ich selber für sie gesorgt; ich habe ihr Alles gegeben, was in meiner Sparbüchse war — als Darlehn natürlich, anders wollte sie's nicht nehmen — und so ist sie doch ein wenig getröstet nach Mindenheim zurückgegangen.“

„Und was soll ich für sie thun? Soll ich sie zu mir nehmen nach Tungerloh — wenn nur Frau Gerdes einwilligte —“

„Ah, Frau Gerdes würde schöne Augen machen, wenn Du ihr solch einen Gast brächtest, eine Protestantin noch obendrein. Nein, nein, armer Erich, solche Streiche werden Dir nicht erlaubt. Sprich auch nicht mit Deinem Bruder Gerwin, das ist auch ein unpraktischer Mann, sondern mit Fräulein Ludmilla von Uchtenberg darüber; vielleicht weiß sie einen Rath, und wenn Du über Deine eigene Sache nicht mit dem Bischof reden willst, so solltest Du auch darüber einmal mit ihr —“

„Ah, beginnst Du davon wieder, zäher Bösewicht!“ rief Erich aus, ihr einen leichten Schlag auf die Schulter gebend.

„Still“, sagte sie, „betrag' Dich anständig, unartiger Mensch; da vor uns liegt ja der Hof, und wenn man uns sähe!“

„Was thät's! Bist Du nicht meine Braut, und darf man seine Braut nicht ein wenig schlagen, wenn sie nicht gut thun will?“

„Deine Braut — ach Gott, noch lange nicht; so lange mein Bruder noch Alles, was er will, mit meinem Vater beginnen kann, ist nicht daran zu denken. Ich darf Deinen Namen nicht aussprechen, ohne daß sie über mich herfallen, wie über eine Sünderin und Dir alles erdenkliche Schlechte nachsagen.“

„Mir Schlechtes? Was können sie mir Schlechtes nachsagen?“

„Nun, mein Gott, daß Du arm bist; ist das in ihren Augen nicht schlecht genug? Bei einem Adeligen gar! da ist es ja nicht auszusagen.“

Erich lachte bitter auf.

„Ah, Possen“, sagte er, „ich glaube, dies ist nur eine indirecte Art, auf Dein Verlangen von eben zurückzukommen. Du willst mich stacheln!“

„Nein, Erich, das ist es nicht. Du ahnst nicht, was sie durch ihr wüstes Reden mich leiden lassen zuweilen.“

„Mein armes Feldflüchtertäubchen“, sagte Erich gerührt, „so laß uns ein Ende machen, — flüchte Dich zu mir, komm Du auf meinen Taubenschlag, — im

Ernst, Marianne, laß uns all diesem Hangen und Bangen und all dieser Qual ein Ende machen. Mein Bruder Gerwin traut uns in Wernhausen auch ohne Deines Vaters Einwilligung und dem ganzen Lendruper Hofe zum Trotz."

„Glaubst Du das?"

„Soll ich mit ihm reden darüber?"

„Nein, nein, um Gotteswillen nicht!" rief erschrocken Marianne aus. „Nie, niemals würde ich so gottlos handeln, — nie — o sprich nicht davon, Erich, — bitte, sprich mir nie wieder davon. Willst Du, Erich?"

„Weshalb hast Du solch eine Angst, daß ich wieder davon rede? Du fürchtest, Du fühlst, daß Du dann nachgeben würdest."

„Nein, nein", rief sie aus, tief, tief aufseufzend, „aber es wäre mir eine solche Qual, denken zu müssen, Du dächtest ernstlich daran, eine solche Idee setzte sich bei Dir fest, und ich könnte Dir doch niemals darin nachgeben."

„So reden wir nicht mehr davon", sagte Erich ein wenig unwirsch. „Es gibt ja der Dinge leider mehr, die Ihr Frauenzimmer nie, niemals thun werdet; am Ende thut Ihr sie doch, wie so viele andere vor Euch."

„Sei nicht bös, Erich", versetzte sie mit weichem, schmeichelndem Tone, „und geh' jetzt von mir, daß sie

vom Lendruper Hofe her uns nicht so zusammen daher kommen sehen. Geh' — geh' mit Gott, Erich!"

Er schlug wieder den Arm um sie und küßte sie lang und innig. Dann schritt er seitwärts an der Einfriedigung des Hofes her davon. Marianne ging langsam geraden Wegs auf das Gitterthor zu, das durch die Mauer von rohen Bruchsteinen in den Hof einließ.

Ehe sie es erreicht hatte, hörte sie einen schweren, eiligen Schritt hinter sich her kommen; es war Berend, der Anerbe, die Jacke über der Schulter, in Hemdärmeln; mit seinem mageren Gesicht und den trockenen, stechenden hellen Augen, den schlichten, in die Stirn fallenden, zwischen gelb und fuchsig schillernden Haaren, hatte er merkwürdig wenig Aehnlichkeit mit den weichen Zügen der Schwester.

„Nimm mich mit, Marianne", sagte er mit einem Tone von Spott. „Du wirst doch, denk' ich, noch nicht so stolz sein, mich nicht neben Dir gehen zu lassen — als zukünftige gnädige Frau von Tungern!"

„Hat noch gute Weile damit!" antwortete Marianne lakonisch.

„Seid ja aber doch ganz auf dem richtigen Wege, es fertig zu bringen. Der Herr Erich zieht nur die ganze Stiftung, die für die Kirche und die Armen bestimmt ist, ohne Weiteres für sich selber ein."

Marianne blieb erschrocken stehen. Dann wandte sie sich scheinbar ruhig zum Weitergehen, indem sie ausrief:

„Wenn der Herr Erich solch' ein gewissenloser, miserabler Mensch wäre wie Du, Berend, der sich hinter die Sträucher steckt und da den Horcher macht, hätte er's längst gethan!"

„Nun, nun, nur nicht zu hitzig, Marianne! Du hast keinen Grund, dagegen aufzubegehren, daß man Dich behorcht und überwacht; Du beträgst Dich danach, daß es nöthig ist."

„So — und wie betrag' ich mich? — Möcht's wissen, was Du daran auszusetzen findest! — möcht's wissen, wenn's mir auch gleichgültig ist, was Du denkst, aber ich höre dann, was die Bosheiten sind, die Du dem Vater wider mich einbläsest."

„Ich blase dem Vater keine Bosheiten ein, — thut auch nicht noth; er merkt schon selber genug, wie's um Dich steht, und wenn er zuweilen ingrimmig flucht und sich verschwört, er werde dem Junker, wenn er ihn bei Dir finde, alle Knochen entzweischlagen, so bin ich's, der ihn zur Ruhe redet und ihm vorstellt, mit Gewaltmaßregeln mache er Dich nur rebellischer und gottloser."

„Also gottlos bin ich auch?"

„Ich meine, Du redest gottlose Dinge genug! — Da unten in Mindenheim haben sie Dich verdorben,

das protestantische Weibsbild, mit dem Du heute herumgezogen bist!"

„Freilich, freilich", fiel Marianne ein, „das ketzerische Weibsbild, der ich heut all mein Geld, acht Thaler, gegeben habe, wofür ich doch hätte in Wernhausen vierundzwanzig Messen lesen lassen können!"

„Und dann soll man Dich nicht gottlos nennen?"

„Nennt mich, wie Ihr wollt; aber wenn der Vater solchen Zahn auf den Herrn von Tungern hat, weshalb kündigt er ihm das Capital, die siebentausend Thaler nicht, die auf Tungerloh stehen?"

„Ich glaube schon, daß Du das möchtest", antwortete Berend höhnisch. „Er müßte dann die Stiftsgelder nehmen, er möchte wollen oder nicht und das ist gerade, was Du willst. Nein, nein, der Vater hat schon seine Gründe."

„Die Gründe kenn' ich", versetzte Marianne achselzuckend. „Der Herr Pfarrer will's nicht!"

„Mag sein, was geht's mich an!"

„Was es Dich angeht? O sehr, sehr viel, Berend! Glaubst Du, ich durchschaute Dich nicht? Ich schaue Euch durch und durch, bis auf den Grund Eures Herzens! Du, Du willst nicht, daß mich der Herr von Tungern nimmt, dem ich mich heilig und feierlich verlobt habe und den ich eines Tages doch zum Manne nehme, so wahr wie dieser blaue Himmel da über uns ist."

„Unterm blauen Himmel magst Du ihn zum Manne nehmen, sonst nicht!“ stieß Berend ingrimmig hervor.

„Du willst es nicht“, fuhr sie, ohne sich irre machen zu lassen fort, „weil Du denkst, dann gibt der Vater mir natürlich zur Ausstattung das große Capital, das er auf Tungerloh stehen hat, mit, und so viel soll ich nicht bekommen. Ich soll irgend einen Bäcker oder Bierbrauer aus Mindenheim nehmen, der mit der gewöhnlichen Abfindung einer Braut vom Lendruper Hofe zufrieden ist, mit einem Brautwagen und der Kistenfüllung, — das Andere willst Du als der Anerbe halten; Alles, Alles soll für Dich bleiben, und wenn ich Euch sage, kündigt doch dem Herrn von Tungern Euer elendes Capital, das Dir so am Herzen liegt, damit es nicht mehr zwischen mir und ihm stehe, — dann kommt der Pfarrer dazwischen, der fürchtet, dann breche der Concurs über Tungerloh aus und die Gläubiger, das Gericht, was weiß ich, würden Tungern zwingen, die Stiftung einzuziehen, weil das sein Recht ist und dies Recht zur Pflicht wird, sobald er nicht anders den Schaden Anderer, derer, die an ihn zu fordern haben, abwenden kann. Und um solch miserabler, jämmerlicher, hinterlistiger Berechnungen willen wollt Ihr mich opfern, und mein Lebensglück ist Euch nicht mehr werth wie eine ausgedroschene Aehre und weil ich nicht wie ein blödes dummes Schaf zu Allem

Ja sage und in des Pfarrers Prozessionen mit den anderen Schafen Ave Maria's blöken gehe und nicht meine, wenn man nur recht inbrünstig die heilige Mutter Gottes anbete, dann werde man mit jedem Manne, mit dem der Pfarrer Einen zusammengibt, er sei schief oder lahm, ein Heimtücker oder ein Wirthshausheld, zufrieden und glücklich sein; weil ich das nicht glaube, so bin ich gottlos und verdorben und auf dem geraden Wege in die Hölle. — Aber glaubt, was Ihr wollt, Ihr ändert doch nichts und Ihr zwingt mich doch nicht!"

Marianne, die sich in die zornigste Erregung hineingeredet hatte, stampfte mit dem Fuße bei dieser Erklärung und dann wandte sie sich heftig ab und ging der Niedernthür des Hauses zu. Berend blieb stehen und sah ihr nach.

„Wir haben doch ein Mittel, Dich zu zwingen, Trotzkopf!" murmelte er zwischen den Zähnen und ging zu dem großen Einfahrtsthor auf die Tenne, wo er den Vater beschäftigt sah, einen Wagen voll frischen Klees zum Abendfutter abzuladen.

„Jetzt glaubt sie gar an die Wirksamkeit der Fürbitte der heiligen Jungfrau nicht mehr", sagte er hier; „sie taugt auf dem Lendruper Hof nicht mehr, Vater, ich sag's Euch!"

Der Bauer hielt in der Arbeit inne und stützte sich auf die Heugabel, mit der er hantiert hatte; die

starren, wie in Eichenborke geschnittenen Züge sahen verdrossen auf seinen Anerben.

„Habt Ihr wieder Streit gehabt?“ sagte er.

„Streit? Nein. Ich war im Holz und da sah ich sie mit dem Junker daherkommen — Arm in Arm. Sie waren so versunken in einander, sie sahen die Bäume nicht und sahen mich nicht; und was sie sprachen — ich sag's Euch, Vater, thut sie weg oder sucht ihr einen Mann aus, sonst macht der Junker sie Euch zur Dirne!“

Der Bauer stieß einen Fluch aus; dann schwang er stumm die Heugabel wieder und fuhr fort, die Kleeschober herunterzuholen.

„Geh' und hol' das Fohlen von der Brache; es verläuft sich sonst die Nacht wieder!“ stieß er nach einer Weile so mürrisch hervor, daß Berend nicht wagte, das Thema wieder aufzunehmen.

Marianne war unterdeß ins Haus gegangen; sie fand im städtisch möblirten, mit Sopha, einer Bücher-Etagère und schönen weißen Fenstervorhängen ausgestatteten Zimmer die Mutter über einem Haufen von weißen und rothen Papierblumen sitzen. Die stille, schweigsame Bäuerin vom Lendruper Hofe flocht daraus mit Draht einen großen Kranz für das Marienbild auf dem Wege durch die Ackerflur draußen; er sollte rund umherlaufen um ein Holzgestell mit Illuminationslämpchen; denn morgen war ein Marientag

und dann wurde am Vorabende das Steinbild vom Lendruper Hofe aus mit einem Kranz von Blumen und Lichtern umgeben. Vielleicht war das vor tausend Jahren schon so gewesen, vielleicht vor zweitausend schon, als statt des Marienbildes ein Bild der Frigga oder der Hertha dastand — etwas zu bekränzen und zu illuminiren muß der Mensch haben — heute wie vor zweitausend Jahren!

„Wo warst Du? Hilf mir!“ sagte die Bäuerin mit einem Blick auf Mariannens rothes Gesicht.

Diese warf das dunkle Umschlagetuch von ihren Schultern; ihr einfaches Kattunkleid ließ jetzt die vollen und doch schlanken und feinen Formen des jungen Mädchens hervortreten; sie trat an den Tisch und nahm einige der künstlichen Rosen auf und flocht sie mit einem Ende Draht zusammen; ohne Auswahl hatte sie nach den nächsten Blumen gegriffen; plötzlich hielt sie inne.

„Es sind lauter weiße Rosen“, sagte sie, auf ihr Gewinde blickend, „und diese Papierblumen sind so häßlich; es wird mir zu Muth, als ob ich einen Todtenkranz wände. — Da, Mutter, macht Ihr's fertig; mein Sinn steht nicht auf die Mutter Gottes. Ich will gehen und schauen nach den Mägden.“

Damit ging sie davon.

Die Bäuerin sah ihr mit einem halb verdrossenen, halb bekümmerten Gesichte nach.

„Wenn sie nicht bald einen redlichen Mann bekommt, schnappt sie noch über“, dachte sie kopfschüttelnd. „Ihr Sinn steht nicht auf die Mutter Gottes! Nicht auf die Mutter Gottes! Gott verzeih' ihr die Sünde!“

Sie seufzte tief auf.

Viertes Capitel.

Das Fräulein auf dem Uchtenberg.

Junker Erich war unterdeß mit seinem sich dicht an seinen Fersen haltenden Türk weiter geschritten, vom Lendruper Hofe an auf einem Fahrweg, der zwischen dem Bergwald rechts und der Ackerflur links sich dahinschlängelte. Endlich war er unter hohe Buchen gekommen, durch deren Stämme bald Dächer und Mauerwerk schimmerten; bald nachher gelangte er an ein offenstehendes Gitterthor von Holzwerk, das in einen geräumigen, von einer über Mannshöhe hohen, sehr verwitterten alten Mauer umgebenen Oekonomiehof führte. Stall- und andere Gebäude standen rechts und links. Weiterhin links ein massives aus Quadern aufgeführtes Brunnenhäuschen, und ihm rechts gegenüber am Ende des hier scheinbar offenen Hofes ein bescheidenes, sehr einfaches Wohnhaus, ein Mittelding zwischen Pächterhaus und Herrenhaus, im untern Stocke gewaltige Steinmauern wie eines alten Burgbaues zeigend, das Stockwerk darüber ein neuerer

Bau mit Mörtelverputz und grünen, modernen Jalousien vor den Fenstern.

Von der entfernteren Ecke dieses Hauses zog sich ein Holzstacket als Querabschnitt des Hofes nach links, nach der, hier auf Felsbildungen ruhenden Ringmauer, die nun endete; durch die Latten des Stackets sah man in ein nicht vier Schritte breites Blumengärtchen mit kleinen schmalen, von Grasnelken eingehegten Beeten; eine niedere, brustwehrartige Mauer schloß, mit dem Stacket parallel laufend, dahinter das Gärtchen ab; noch weiter jenseits erhoben sich Felswände und Berge.

Erich schritt, ohne in das Haus zu treten, dem Gärtchen zu; er hatte dort Stimmen vernommen; als er durch das Thörchen an der Ecke des Hauses trat, zeigte sich vor ihm ein wunderbares, überraschendes, großartig schönes Bild: wär' es ihm nicht so wohl bekannt gewesen, er wäre betroffen stehen geblieben, wie noch jeder Unvorbereitete, der hier staunend das ganz Unerwartete erblickte.

Er sah unter sich, unter der das Gärtchen abschließenden Brustwehr eine schwindelhafte Tiefe, eine in steilrechte Felsen tief eingeschnittene Schlucht, auf deren schon dunkelndem Grunde schäumend und tosend die Eller dahinrauschte, wie empört den ihr den Weg vertretenden Felsen umkreisend, auf welchem hoch oben das Haus Uchtenberg, neben dem Erich stand, lag.

Nach rechts und nach links überblickte das Auge eine kurze Strecke des Flußlaufes und graue, senkrecht aufsteigende grandiose Felsenwände, hinter und über denen waldige Bergkuppen sich erhoben. Tief unten im Schlunde des Felsengrundes, auf einer ganz schmalen, von zwei Armen der Eller umflossenen klippenartigen Insel lag eine kleine altergeschwärzte Mühle, deren Geklapper mit dem Rauschen und Gurgeln des Flusses vermengt bis zu Haus Uchtenberg hinaufscholl.

Auf der gerade gegenüber liegenden hellgrauen Wand des Kalksteinfelsens, aus deren Klüften und Ritzen nur hie und da grünes Gestrüpp hervorgeschossen war, lag ein rosenrother Schimmer der dem Westen zusinkenden Sonne.

Wie gesagt, Erich war mit dieser Scenerie zu bekannt, um nicht gleich sich von ihr ab nach rechts zu wenden; hier war der Platz zwischen der hintern Wand des Hauses und der auf die Felskante gesetzten niedern Schutzmauer von einer mit dichtem Rebengerank eingehüllten Veranda überdacht; unter ihr an einem steinernen Tisch, auf dem Bücher und Schriften lagen, saßen zwei Personen, die, welche Erich reden hörte, und welche er eben aufsuchte.

Es waren sein Bruder Gerwin und das Fräulein Ludmilla von Uchtenberg.

Gerwin war eine feinere, vergeistigte Ausgabe von Erich: ganz wie sein Bruder, aber mit einer

Zugabe von weiblicher Milde und von priesterlicher Würde; war doch Gerwin ein Priester, mit glatt geschorenem Kinn, da wo Erich den prachtvollen goldenen Bart hatte, und mit goldenen Schnallen auf zierlichen Schuhen, wo Erich den derben Oeconomenstiefel trug. Er war ein Priester, und doch hätte, wer dies ovale Gesicht mit länglicher gebogener schmaler Nase, dem offenen klaren Blick, dem freien, zarten und auffallend schönen Munde sah, ihm nicht in der Phantasie eine schmückende Inful oder gar eine Tiare auf den intelligenten Kopf gesetzt, dazu blickte viel zu wenig muthige und herrschschaftsüchtige Energie aus ihm, viel eher eine aus dem Märtyrer-Palmenzweig geflochtene Krone.

Er blickte freundlich ernst den plötzlich vor ihm auftauchenden Bruder an, während Ludmilla von Uchtenberg Erich die weiße, weiche Hand mit den langen schmalen Fingern reichte, eine Hand, die wie das ganze Fräulein war, weiß, schmal, vergeistigt — mit einem Gesicht mehr edel und von einem zarten rührenden Reiz übergossen als schön — dazu war ihre Stirn zu mächtig und breit, ihr Auge zu groß; dies große „glaue“, in feuchter Bläue schwimmende Auge war beinahe das ganze Gesicht, man vergaß, wenn man sie nicht vor sich hatte, alles Andere über dem Eindruck, den dieses Auge zurückließ.

Ludmilla stand in dem Lebensalter, wo das Ver-

blühen auch bei den kräftigen und gesunden Naturen beginnt; bei ihr, die seit ihrer Kindheit an einer nervösen Reizbarkeit gelitten, die schon seit mehreren Jahren keinen Sommer vorübergehen sehen, ohne zu ihrer Stärkung vom Arzte in irgend ein Seebad oder zu einer Traubencur fortgesandt worden zu sein, war das Verblühtsein etwas, das sich beim ersten Blicke aufdrängte.

Und doch war ihre Wange hochgeröthet, wohl nicht blos vom Widerschein der über die gegenüberliegende Felsenwand ausgegossenen Abendröthe; Gerwins Züge waren ja auch von dunklerer Farbe als gewöhnlich und um Nasenflügel und Lippe zuckte es ihm wie von einer stürmischen inneren Bewegung. Erich konnte nicht einen Augenblick im Zweifel sein, daß er in etwas wie eine stürmische Scene oder heftige Erörterung zwischen den beiden jungen Leuten hineingerathen. Er betheuerte in seiner Gutmüthigkeit deshalb rasch, daß er nur im Vorübergehen grüßen wolle, und gleich weiter wandere; aber man hielt ihn nun gerade, wie um zu beweisen, daß er nicht störend gekommen, erst recht zurück; Ludmilla ließ ihn neben sich Platz nehmen.

„Sie sollen mir helfen, Ihren Bruder im rechten Geleise zu erhalten, Sie sind der Aeltere, Erich", sagte sie, „und Sie werden mir beistehen."

„Und worin will mein Bruder über die Geleise

hinaus?" fragte Erich; „er ist ja sonst keine Maschine, die mit zu viel Dampfkraft fährt!"

„Gewiß nicht", fiel sie ein, „aber . . ."

„Aber die beste Maschine", unterbrach Gerwin, „wird wild, wenn man sie zu stark heizt und zu viel von ihr verlangt."

„Und wer hat zu viel von Dir verlangt, lieber Gerwin — Fräulein Ludmilla?"

„Sie und Andere mehr!" sagte er seufzend.

„Wenn ich mit drein reden soll", bemerkte Erich, „müssen Sie sagen, um was es sich handelt."

„Es handelt sich", entgegnete Ludmilla, „um einen Streit mit dem Dechant von Mindenheim, in den Gerwin gerathen ist, und in welchem ich von ihm verlange, daß er ruhig und klug nachgibt, statt wie er will sich aufzulehnen und den Bischof von Hunnenbrück zu seiner Hülfe und seinem Rückhalt heranzuziehen."

„Was ihm schwer werden würde", schaltete Erich ein; „der Dechant von Mindenheim ist ja auch von dem Bischof einer andern Diöcese, wie dem Kirchenfürsten von Sebenstein, nicht abhängig und hat für sich noch ganz andere Rückhalte; und ich meine, Gerwin sollte wissen können, daß man gegen einen Dechanten von Mindenheim nicht aufkommt; aber nun sagt endlich, was will Gerwin und was will der Dechant?"

„Er will, ich soll eine Excommunication von unserer Kanzel wider ein armes Weib verkünden, das

einen früher geschiedenen Mann, einen tüchtigen und fleißigen Bergarbeiter, geheirathet hat — der Mann ist von seiner ersten Frau verlassen, sie hat ihm drei kleine Kinder auf den Armen gelassen — die arme Person, die ich verfluchen soll, will sich dieser Kinder und des Mannes annehmen, sie hat sich über die Abmahnungen und Drohungen des Dechanten fortgesetzt und sich protestantisch trauen lassen; nun soll der Bann sie treffen, und ich — ich soll ihn schleudern!"

„Und Fräulein Ludmilla will es, daß Du es thust?"

„Ja", sagte das Fräulein lebhaft, „ich rathe Gerwin dazu; die Sache selbst zu billigen bin ich weit entfernt; käme er als Bischof zu mir, um mich zu fragen, was ich darüber denke, so würde ich ihn inständig bitten, solche Gewaltmaßregeln, die uns die alte jüdische Synagoge vererbt hat, zu unterlassen; aber da er nichts ist, als ein Dorfkaplan, so rathe ich ihm den Gehorsam an. Wenn er einst als Bischof befehlen will, muß er als Kaplan gehorchen gelernt haben."

„Als ob unsere Bischöfe viel zu befehlen hätten!" schaltete Erich achselzuckend ein.

„Das ist eine andere Frage", entgegnete Ludmilla; „Gerwin soll sich wenigstens seine Laufbahn, deren Ziel nun einmal der Bischofsstab ist, nicht gründlich durch eine Auflehnung gegen seine Obern verderben.

Er ist nicht Richter in dieser Sache, er ist der bloße Vollstrecker; es ist in der ganzen Angelegenheit kein Gesetz, keine vorgeschriebene Form verletzt, nichts gewährt ihm einen Anlaß oder einen Vorwand der Auflehnung; in seinem innerlichen Widerstreben, in seiner Ueberzeugung von der Härte dessen, was er thun soll, liegt keine Entschuldigung für ein Durchbrechen der Ordnung, der gesetzlichen Organisation, in welche er sich einmal eingefügt hat, der er zu Gehorsam und Treue verpflichtet ist; und eben so wenig liegt eine Entschuldigung in etwaigen guten Folgen, welche er durch seine Auflehnung erreichen könnte."

„Das ist fraglich", erwiederte Gerwin; „wenn zu harte Gesetze keine Ausführer mehr finden, so ändert man die Gesetze! Ein Beispiel der Auflehnung kann andere nach sich ziehen, im niedern Clerus denken Hunderte wie ich, und diese Hunderte bedürfen eines Beispiels, das sie ermuthigt, — ermuthigt, stark und fest wider die, welche „den Buchstaben wider Christus wenden, Christus wider den Buchstaben zu vertheidigen."

„Ach", sagte Ludmilla, „welche Illusion Sie sich machen, Gerwin; nicht ein Beispiel, das ermuthigt, würden Sie geben, ganz im Gegentheil, man würde schon so mit Ihnen verfahren, daß Ihr Beispiel ein gründlich abschreckendes würde!"

Erich nickte. „Das ist richtig!" sagte er.

„Und dann", fuhr Ludmilla fort, „was werden Sie bewirken? die Excommunication würde ein Anderer, würde Ihr Pfarrer aussprechen, so wie so; Sie aber, Gerwin, Sie würden um Ihre Zukunft gebracht sein, um Alles, was Sie darin erreichen werden; und das, was Sie darin erreichen, was Sie zum Besten der Kirche, der milden und toleranten Praxis, der Verbreitung ächter Christlichkeit, der Förderung des reinen Gottesbewußtseins unter den Menschen einst thun und leisten und schaffen werden — das Alles ist verloren, verloren wie Ihre Existenz, Ihre Zukunft — ist jenes Bergmannsweib das werth, kommt die Frage, ob sie excommunicirt oder nicht excommunicirt ist, dagegen in Betracht?"

„Das lautet sehr aristokratisch hochmüthig, Ludmilla", versetzte Gerwin, „aber ich antworte Ihnen nicht darauf, weil es hier sich überhaupt nicht um Personen handelt, weder um die des Bergmannsweibes, noch auch um meine eigene. Es handelt sich für mich um das Princip: bin ich in die Kirche, in die Zahl ihrer Priester eingetreten, um ihr urtheilloses, blind gehorchendes Werkzeug zu sein, ihr Scherge, wenn Sie wollen, oder bin ich Ihr denkendes, fühlendes, urtheilendes Mitglied? bin ich einer ihrer Priester — Priester wie der Bischof, wie der oberste Pontifex ist — mit meinem Theil an der großen allgemeinen Verantwortlichkeit, die wir Alle haben, verpflichtet,

Rechenschaft abzulegen für den kleinen Bruchtheil der Seelen, die meiner Sorge zugewiesen sind? Aber solche allgemeine Gesichtspunkte fassen Frauen nie ins Auge, die Principien sind ihnen nichts, nur auf die Personen sehen sie — Sie Ludmilla, sehen nichts als die üblen Folgen, welche meine Auflehnung für mich persönlich haben kann — und doch sollten sie hier nicht in Betracht kommen, und wenn ich innerlich schmerzlich bewegt, schwer bedrückt, besorgt um meine Zukunft, aber mit dem bestimmten und klaren Gefühl, der innersten Ueberzeugung des „ich kann nicht anders" zu Ihnen komme, sollten Sie mir meine Lage nicht schwerer machen und mir meine Ueberzeugung erschüttern wollen! Ich kam, um Kraft und Zuversicht und verstärkte Entschlossenheit von Ihnen zu holen und Sie machen mir nur das Herz schwer!"

„Weshalb waren Sie so eitel, anzunehmen, daß ich nur mit Ihren Augen die Sache ansehen könne — wenn wir Frauen die Sache vom persönlichen Standpunkt anzusehen pflegen, so wissen die Männer, scheint mir, auch sehr gut, persönliche Standpunkte geltend zu machen. Und so bleiben wir bei der persönlichen Auffassung der Sache: saugt nicht Ihr Selbstbewußtsein eine große persönliche Befriedigung aus dem Gedanken an ein Märtyrerthum um der Ueberzeugung willen? Sie sehen mich so offen und klar an, daß ich sehe, ich irre mich ... mag sein; aber doch mischt sich etwas ganz

Persönliches bei Ihnen in die Sache: der übertriebene Werth, den Sie auf Ihre Ansicht, Ihre Schlußfolgerungen, Ihre Einsicht legen, die Eitelkeit, womit Sie Ihre Auffassung der Angelegenheit als ächte Christlichkeit, als edles Rechtsbewußtsein, als tiefe Auslegung ihrer Priesterpflicht hätscheln."

Erich lächelte bei diesen Worten des Fräuleins; er kannte das, wie scharf Ludmilla „Herzen und Nieren zu durchforschen" liebte.

„Man sollte immer nur ganz allein um der Sache selbst willen arbeiten", fuhr sie fort. „Aber wie Mancher arbeitet nur, weil er glänzende Werkzeuge hat, die es ihn zu gebrauchen drängt; wie Mancher beginnt einen Kampf, nicht um des Rechtes selbst willen, sondern weil er eitel ist auf sein Rechthaben und die blanken Waffen seines Rechts; wie Mancher macht sich zum Apostel einer Wahrheit, nicht weil die Welt der Wahrheit bedarf, sondern weil er zeigen will, daß Er die Wahrheit gefunden hat!"

Gerwin hörte diese Auslegungen geduldig an; es war nicht das erste Mal, daß seine Freundin so scharf seine Beweggründe und die Triebfedern seiner Meinungen analysirte; was ihm Ludmilla werth machte, war sicherlich nicht Eitelkeit in ihm, denn jede Eitelkeit fand schlecht ihre Rechnung bei dem klugen, den Gründen der Dinge nachgehenden Fräulein. Gerwin antwortete nur:

„Das Alles trifft mich nicht; ich glaube ganz einfach, wenn ich mich im Priestergewande vor meine Gemeinde hinstelle und dort im Namen Gottes, des großen allliebenden Vaters der Menschen, ein armes Weib verfluche, das sich eines verlassenen Mannes und seiner drei Kinder annimmt, so bin ich kein Priester, sondern ein vermessener Thor, eine lächerliche Carricatur und verrucht zugleich, indem ich das Absurde thue und mich dabei als Sendboten Gottes darstelle. Ich kann und werde das nicht. Ich will mich nicht von einem heidnischen Weibe beschämen lassen, jener Theano beim Plutarch, und ihrem muthigen Worte: Ich bin Priesterin zum Segnen, nicht zum Fluchen! Wenn Sie aber, Ludmilla, durchaus auf der Meinung bestehen, daß nicht blos das Häßliche und Verwerfliche der Sache selbst mich zur Auflehnung dagegen bringe, daß sich persönliche Motive in diese Auflehnung mischen, so will ich Ihnen gern gestehen, daß die Sache eigentlich nur der Tropfen ist, der in einen vollen Becher fällt, um ihn überfließen zu machen.“

„Und was fließt über in Ihnen, Gerwin? wovon ist der Becher gefüllt?“ fragte Ludmilla, die ihn sehr gespannt anblickte.

„Von Bitterkeit, erzeugt von dem Bewußtsein, daß ich mich in diese Kirche, deren Diener ich geworden, verirrt habe!“

„O welches Wort", rief Ludmilla mit einem Gesicht, in welchem sich eine wahre Angst malte, aus.

„Und doch kann ich das Wort nicht zurücknehmen. Was ich suchte, als ich Priester ward, habe ich nicht gefunden — ich habe etwas Anderes gefunden, und was ich auch gethan, um meinen inneren Zwiespalt mit diesem Andern zu verkleiden, zu übertünchen, mir selber wegzuläugnen — es hilft mir nichts, der Riß klafft täglich breiter."

Erich lehnte sich in seinen Gartenstuhl zurück, und die Arme auf der Brust verschlingend sagte er mit einem Seufzer:

„Armer Gerwin, es scheint, Euch Gelehrten geht es nicht besser als uns Ungelehrten auch; es kommt eine Stunde, wo man sich's eingesteht: ich kann nicht weiter mit Euch gehen, — zieht ohne mich!"

Gerwin sah düstern Blickes zur Erde, Ludmilla schwieg.

„Daß Sie dahin kommen würden eines Tages, Gerwin", hob sie dann nach einer Pause leise, und ihr großes Auge auf die jetzt schon verglühende Röthe der Felsenwand ihr gegenüber richtend an, „daß Sie dahin kommen würden, habe ich lange vorausgesehen, und ich habe mich gefragt, was ich thun könne, um Ihnen über eine Zeit der Kämpfe fortzuhelfen, der keine tiefere Natur entgehen kann."

„Sie werden mir nicht darüber hinweghelfen

können“, versetzte Gerwin, „Bewußtsein und klares Erkennen lassen sich nicht wieder nehmen.“

„Es sind in Ihrer Lage Tausende gewesen, und sie sind darüber weggekommen“, entgegnete sie. „Glauben Sie, Ihr Schicksal sei ein einziges, besonderes, nur über Sie verhängtes? Jeder Mensch ergreift seinen Beruf mit Illusionen — der Arzt, der Beamte, der Richter, der Soldat; für Alle kommt eine Stunde, wo sie sich sagen: was ich von dem Schönen, Befriedigenden, Glücklichen meines Berufs gedacht, war Illusion; ich habe geschwärmt, und nun liegt öde und nüchtern die Zukunft vor mir.“

„Mag sein; aber der Richter, den sein trockenes Aktenhandwerk zu langweilen beginnt, fühlt kein inneres Zerwürfniß mit dem Gesetz, das er auszulegen hat.“

„O doch, sehr oft auch das; sehr oft scheint ihm das Recht, dessen Vollstrecker er werden muß, ein Unrecht... sehr oft findet auch der Richter einen tiefen Gegensatz zwischen seinem Gesetz und „dem Rechte, das mit uns geboren ist“ — gerade so wie Sie zwischen der Kirche, der Sie dienen, und der Kirche, welche in Ihren Gedanken lebte, als Sie sich ihr zu widmen beschlossen.“

„Es sind freilich zwei höchst verschiedene Dinge, diese beiden Kirchen“, rief Gerwin bitter aus. „Was in meinen Gedanken lebte, war die göttliche Grundordnung der Welt, die große Strömung aller sittlichen

Mächte, die aus dem göttlichen Born einer offenbarten Wahrheit durch die Zeiten, durch die vergangenen Jahrhunderte, wie durch die noch kommenden dahinzog. Die Kirche der Apostel, wie schien sie mir groß, als sie unterdrückt war und duldete — die Kirche der Katakomben, als sie die Bluttaufe zum Heldenthum ihrer Märtyrer empfing — die Kirche des Mittelalters, als sie die rohe Gewalt bändigte und den Völkern die Cultur brachte — die Kirche der spätern Jahunderte, als sie den Menschen die Wissenschaft und die Kunst erhielt — wie schien sie mir immer groß und erhaben und die einzige Verwirklichung dessen, was die Menschheit vom Transcendentalen, vom Idealen im Diesseits besessen! Das Schlechte und Rohe gebändigt, den Geist befreit und den Schranken der Sinnlichkeit enthoben, das Gemüth verklärt, die Seele erweckt zu einem himmlischen Blumenleben und zum Blüthenkelch entfaltet, in dem die ewige Liebe wie eine Thauperle quillt; die Thore der Unendlichkeit vor uns aufgeworfen, das Ideale mit dem königlichen Purpur, das Reine und Heilige mit dem Herrscherdiadem bekleidet, — das sah, hörte und empfand ich, wenn die Musik eines bischöflichen Hochamts im Dom zu Minnigeroda um mich dahinfluthete, mich durchschauerte, mich vernichtete, mich Thränen vergießen ließ und doch auch wieder mir hochauf voll stolzen Jubels das Herz schlagen machte. Blickte ich empor, so sah ich in den

wunderbaren Farben der gemalten Fensterscheiben die hohen Gestalten der großen Kirchenväter stehen — Ambrosius, Augustinus, Gregor, Hieronymus — o welche Namen — wie fluthete um ihre von der Sonne durchstrahlten Häupter für mich der Glanz des Ewigen! Wer war groß gewesen als diese Männer — diese erhabenen Fackeln, die im Feuer des Paraclet geloht und durch die Welt geleuchtet ... und Sankt Bernhard dann, der das Abendland zum Kampf wider das Morgenland um der Menschheit Heiligstes geführt... und das Mittelalter mit seinen großen Päpsten und mächtigen Kaisern — o diese Welt berauschender, die Sinne berückender Poesie! ... Mein Gott, ich müßte tagelang reden, wollte ich die Kirche schildern, für die ich begeistert war und geschwärmt habe — und wollte ich dann die stillen Stunden schildern, wenn ich in der von Waldbäumen umrauschten einsamen Kapelle in einsamer Morgenfrühe unserm theuren alten Lehrer die Messe diente — allein mit ihm in dem verwitternden Gotteshause, in das die Morgensonne durch leicht bewegte Lindenzweige spielend schien und das Geschmetter der Waldvögel drang; oder wenn ich im Walde mich umhertrieb und mit den letzten Strahlen der sinkenden Sonne das Abendläuten von den nächsten Dörfern durch die rosig angeglühten Stämme klang... wer kann es sagen und klar und deutlich machen, was in solchen Stunden in einem Jünglingsherzen vorgeht

und seine Entschlüsse bestimmt? Wie nahe vor Augen stand mir das Beispiel unseres alten frommen Lehrers, des Priesters nach dem Herzen Gottes, des Mannes, der, in einer andern duldsamern, geistigklareren Zeit aufgewachsen, seine Priesterpflicht auffaßte als die des Wohlthuns, des Tröstens, des Lösens und nicht des Bindens; der sprach: die Kirche ist da zum Segnen und zum Geben und die Liebe zu lehren; das ist ihr ewiges Vorrecht vor dem mit ihr ringenden Staat, der nur da ist zu nehmen und die Furcht zu lehren. Sie ist aufgebaut auf der Menschen Gemüth, sie ist die Trägerin der großen Opferschale, in welche die Menschen zusammen gießen, was an edlen Gedanken und erhabenen Gefühlen und schönen Regungen in ihnen wallt und quillt, — in ihrer ewigen Opferschale bringt es die Kirche Gott dar . . . sie ist die einzige Verwirklichung des Erhabenen auf Erden, und die Schule großer, die Welt umfassender Gedanken, die große Einheit, in der die vieltausendfach zerspaltene Welt zur Harmonie wird, sie ist die große Vorhalle vor dem Jenseits, in welcher der wärmende Heimathherd flammt für Alle, die reinen Willens sind und also Erben der Ewigkeit!“

Ludmilla sah den jungen Priester, während er so sprach und ein inneres wogendes Gefühl in möglichst knappen, kurzen Andeutungen auszudrücken suchte, und jedes Verrathen der schwärmerischen Erregung wie

keusch vermied, mit einer Innigkeit der Theilnahme und einer Rührung an, die Erichs Blicke gedankenvoll an ihre Züge fesselten, ihn mehr noch fesselten, als das, was Gerwin sprach.

„Und ist das Alles nicht schön und wahr — und ist Ihnen verwehrt, solcher Auffassung treu zu bleiben und sich so im Dienste des Idealen stehend zu fühlen?“ sagte sie dann. „Wer kann es so wie der Priester? Ich sage im Dienste des Idealen, um Ihre Sprache zu reden, da Sie nun einmal ein Idealist sind... in meiner, mehr frauenhaften Sprache übersetze ich's für mich: im Dienste der Menschenliebe, des Hülfeeifers, der Fürsorge, des sich Mühens und Sorgens für all die armen Menschenkinder einer kleinen Dorfpfarre mit ihren hundert kleinen und großen Kümmernissen.“

„Wer mir das wehrt, Ludmilla“, fiel fast heftig Gerwin ein; „wer mir wehrt, vom Idealen nur den leisesten Schimmer um meine Stellung gebreitet zu sehen, das ist eben die Kirche von heute, die mich aus ihrem Priester zu ihrem Sklaven gemacht hat. Ich bin nichts als ihr Polizeidiener, von ihrem Wink abhängig, jeden Augenblick oberhirtlicher Maßregelung ausgesetzt, wenn ich nicht denke just so, wie es in ihren entsetzlichen, lügenhaften, giftgeschwollenen Parteiblättern geschrieben steht. Und so habe ich widerspruchlos meinen Dienst zu thun. Ich habe die Frau des Dorfwirths zu bearbeiten, daß der Wirth nicht am Schützen-

fest den Dörflern ein Tanzvergnügen veranstaltet; ich habe dem Krämer mit kirchlichen Strafen zu drohen, weil er statt der Magd, die ihn belog und bestahl, ein ehrliches Judenmädchen in seinen Dienst genommen hat; ich habe den Schulmeister zu überwachen, der schwarz angekreidet ist, weil er nach der Schlacht von Sadowa seine Mütze geschwenkt und seine patriotische Begeisterung in der Schenke ausgesprochen hat; ich habe wider das Halten unserer großen Landeszeitung zu agitiren, obwohl sie zehn Mal mehr geeignet ist, Bildung zu verbreiten als unsere kleinen Blätter voll frommer Tücke — ich habe ... doch was soll ich Ihnen alle die kleinen Dienste klerikaler Sittenpolizei aufzählen, zu denen ein Kaplan verwandt wird — ein armer Dorfkaplan, ad nutum amovibilis ... doch das sind ja unsere Pfarrer auch, der Herr Bischof von Sankt Martin stellt nur provisorisch, also nur solche an, die es bleiben!"

„Es mag sein", fiel Ludmilla ein, „daß es ein widerwärtiges Geschäft ist, solche Sittenpolizei zu üben, aber am Ende ist des Seelsorgers Amt doch auch nicht ohne sie zu denken und der Menschen Schwächen machen sie nöthig. Mag sie sein wie sie will, ich sehe nicht ein, was Sie abhalten kann, sich dabei im Dienst der idealen Kirche, wie Sie sie sich dargestellt haben, wider die Rohheit und Verwilderung zu fühlen, der das Volk ohne den täglichen Einfluß des religiösen Elements

verfällt — glauben Sie mir, Gerwin, an Ihrer Unzufriedenheit ist nicht die Kirche schuld, nicht der Unterschied der Kirche, welche Sie zu finden wähnten und der, welche Sie wirklich gefunden haben; die Schuld liegt an Ihnen selbst; Sie haben in der Kirche nur Poesie gesehen, nur den Aufbau Ihrer poetischen Träume gesucht; statt demüthigen Glaubens und christlichen Gehorsams haben Sie der Kirche nur Ihre Schwärmerei, Ihre jugendliche Begeisterung entgegen gebracht; nun finden Sie das Wirkliche, das, was unter den irdischen Bedingungen aus dem Idealen werden mußte, die nackte, der Romantik entkleidete Thatsache, und nun sind Sie entrüstet, daß Sie statt der Poesie das wirkliche Leben gefunden und bäumen sich auf gegen diese — Prosa! Als ob nicht just im Wirklichen, Menschlichen, Tagtäglichen, in der Lebensgestaltung wie sie ist, gerade die tiefste Poesie läge! Sie sind wie ein Mann, der in seiner Braut einen Engel sah und sich aufs tiefste gekränkt fühlt, in seiner Frau ein Menschenkind wie andere zu finden — es ist seine Schuld, daß er ein Schwärmer war, und wenn er ihr nun die Treue bricht, handelt er abscheulich; hält er aber ihr die Treue, so wird er mit der Zeit fühlen lernen, daß gerade in seiner Liebe und Nachsicht und Güte gegen ein mit Schwächen behaftetes Geschöpf weit mehr Poesie und Glückbringendes liegt, als in seiner einstigen Begeisterung für den ver=

meintlichen Engel lag. Die Kirche, welche Sie in Ihren Träumen erblickt haben, steht noch immer aufrecht — der große, die Welt überschattende Baum, von dessen Früchten wie von einem himmlischen Manna die Völker leben — aber um fest auf dieser Erde zu stehen, hat sie freilich ihre Wurzeln breit und tief in den irdischen, schmutzigen Grund treiben müssen."

„Ich weiß", unterbrach Gerwin sie, „daß ich bei Ihnen nicht Recht bekommen und mir nur eine Strafpredigt zuziehen würde; aber was wollen Sie, ich bin nun einmal keine Natur, die sich damit einverstanden erklären kann, als eine der Wurzelfasern der Kirche im schmutzigen Grunde zu dienen!"

„Das sollen Sie ja auch nicht", fiel Ludmilla scherzhaft begütigend ein, „Sie sollen einer der schönsten und früchtereichsten Zweige werden, der sich in freier Luft, vom goldensten Sonnenlicht umflossen, an dem Wunderbaume schaukelt — ist das nicht ideal genug! Nur müssen Sie's in klarer Würdigung der Dinge, in Demuth und Selbstverleugnung abwarten."

„Sie reden zu mir wie zu einem Kinde!"

„Klagten Sie nicht wie ein Kind?"

Erich unterbrach diese Unterhaltung.

„Aber mit dem Allen kommen wir nicht zu einem Schluß und Ende", sagte er. „So viel ich verstehe, will Gerwin die Excommunication nicht vornehmen. Und Sie, Fräulein Ludmilla, verlangen, daß er sich unter-

wirft. So steht Votum wider Votum und mir als Drittem fällt also das Amt des Schiedsmanns zu. Ich stimme für ein Auskunftsmittel. Gerwin weigert sich nicht, sondern wird krank und kommt auf einige Tage, während sein Pfarrer sieht, wie er sich aus der Sache zieht, zu mir nach Tungerloh."

Gerwin fand das eigentlich unmännlich, aber auf Ludmillens Zureden gab er nach und versprach, seinen Pfarrer noch heute um einen Urlaub über den nächsten Sonntag, wo die Excommunication vorgenommen werden sollte, hinaus zu bitten. Erich erzählte dann von der armen Sprachlehrerin, welche Marianne ihm heute zugeführt. Gerwin zeigte große Lust, die Lage, in welche die Bemitleidenswerthe gerathen, für seine Anklagen zu verwerthen, aber Ludmilla schnitt dies ab, indem sie Erich versprach, das arme Mädchen in Mindenheim zu besuchen und mit ihr zu besprechen, ob sie sie nicht irgendwo als Gesellschafterin oder Beschließerin unterbringen könne.

Die Sonne war verschwunden, in der rebenumsponnenen Veranda zog tiefe Dämmerung ein und unten aus der tiefen Schlucht, aus der bei der abendlichen Stille immer lauter das Rauschen des Flusses über seine Felsklippen und sein Mühlenwehr erscholl, zogen feuchte Nebel empor.

„Sie dürfen nicht länger hier der Abendluft Trotz bieten, Ludmilla", sagte Gerwin deshalb jetzt und das

Fräulein erhob sich mit einer augenblicklichen Nachgiebigkeit gegen diese fürsorgliche Mahnung; sie führte die Brüder aus dem Gärtchen ins Innere des Hauses, in einen Zimmerraum rechts vom Eingangsflur — ein ziemlich düsteres Gemach, dessen zwei Fenster durch Mauern von ganz auffallender Dicke gebrochen waren — das untere Stockwerk des Hauses hatte ja noch die alten Mauern eines der früheren Burggebäude. Eine hochgebaute magere Frau in einer Kleidung, die ganz so schlicht und anspruchlos war wie die Ludmillens, das ergrauende Haar unter einer schneeigen, mit Band besetzten Haube geborgen, war hier eben beschäftigt, eine Lampe zu entzünden. Ludmilla begann ihrer Mutter von der Sprachlehrerin in Mindenheim zu erzählen, als ob diese bisher den Inhalt des Gesprächs der drei jungen Leute gebildet hätte; die alte scharf und gebieterisch dreinschauende Dame billigte ihrer Tochter Theilnahme und ließ von einem ländlich gekleideten Diener das Abendessen hereinbringen. Dabei begann sie mit Gerwin von den Exercitien zu reden, die nächstens von den Jesuiten in Mindenheim gehalten werden sollten — sie setzte Gerwins lebhafteste Theilnahme dafür als selbstverständlich voraus — Gerwin antwortete einsilbig, er sagte nur:

„Dies Wirken der Jesuiten hat eine psychologische Seite, die mich immer frappirt, wenn ich einen dieser armen, gehetzten, von Entbehrungen abgezehrten hungri-

gen Menschen in verschossener Soutane sehe. Wenn ihr Wirken auch noch so verderblich, ihre Mittel und Wege auch noch so heillos sind, wie ihre Gegner sagen, nach ihrer Auffassung ist es doch ein idealer Zweck, den sie verfolgen, und die Erreichung dieses Zweckes bringt dem Einzelnen unter ihnen nicht den geringsten Vortheil — sie werden immer ganz arme Teufel bleiben, und was ihnen im Leben werden kann, wird nie über die Befriedigung des Allernothdürftigsten hinausgehen. Wie finden nun in unserer materiellen eigennützigen Welt ideale Zwecke noch so leidenschaftliche Verfolger und so aufopferungsvolle Jünger? Und wie kommt es, daß andere ideale Zwecke, die ganz im Einklang mit der modernen Bildung stehen, z. B. philantropische Vereine, politische, sociale Sekten, niemals so leidenschaftlich ergebene und thätige Werkzeuge gefunden haben?"

Frau von Uchtenberg sah auf ihre Tochter, wie um ihr die Beantwortung dieser Frage zu überlassen, die jenseits dessen lag, was die gestrenge Dame zu ergründen für nöthig hielt; aber Ludmilla vermied in Gegenwart ihrer Mutter Gespräche, worin das religiöse Element berührt wurde. Sie beschäftigte sich mit Erich, den sie zum Plaudern gebracht hatte; sie hätte ihn gern ein wenig mit Mariannen geneckt, nur wagte sie auch das in Gegenwart ihrer Mutter nicht. Daß ein Cavalier mit einem Bauermädchen geneckt werden

könne, lag ja wieder jenseits der Grenzen, bis zu denen Frau von Uchtenberg's adelige Begriffsfähigkeit sich ausdehnte, und es wäre respektverletzend gewesen, ihr die Zumuthung zu machen, dies als eine Möglichkeit zu betrachten. Das Gespräch erstarb deshalb bald, und Gerwin und Erich brachen, als das Abendessen zu Ende, auf, um heimzukehren durch die jetzt vom schönsten Mondschein erhellte Nacht. Ludmilla wäre gern eine Strecke weit durch den Wald vor Uchtenberg mit den beiden jungen Männern gegangen, aber sie wußte nicht, ob die Mutter es passend finde, und so reichte sie ihnen zum Abschiede die Hand mit einem tiefen, beredten, vielsagenden Blick in Gerwins Augen, während Erich ihrer Mutter zum Abschiede die Hand küßte.

Als sie gegangen waren und Frau von Uchtenberg sich in eine Sophaecke zurückgezogen hatte, um an einem schweren wollenen Socken für irgend einen barfüßigen Sprossen einer armen Kötterfrau zu stricken, nahm Ludmilla einen alterthümlichen gewundenen Silberleuchter und begab sich in ihre Zimmer im oberen Stockwerk, das aus Fachwerkmauern auf den massiven unteren Stock aufgesetzt war. Ludmillens Wohnzimmer war ein großer, aber ein wenig niederer Raum; er beherrschte mit seinen drei Fenstern nach zwei Seiten, aufwärts und abwärts, das schöne wilde Ellerthal — man hatte eine wundervolle Aussicht aus

diesen Fenstern. Und auch sonst war der Raum als Boudoir einer jungen adeligen Dame merkwürdig genug. Es war mehr als bescheiden eingerichtet; kleine Gardinen von weißem Musselin vor den unteren Scheiben der Fenster vertraten die Stelle der Vorhänge; das alte Roßhaarsopha hatte die Breite eines Bettes; ein unpolirter rothbraun angestrichener Tisch mit einer Wachstuchdecke davor trug eine Anzahl von sorglich aufeinander geschichteten Büchern — in der Mitte stand ein Teller mit einem Kranz von Myosotis darin; das alte Clavier an der gegenüberliegenden Wand schien ein Stück aus einer Sammlung zur Illustration der Geschichte des Instrumentenbaues — ebenso einfach wie alles Andere war der wohlgeordnete Schreibtisch an der langen Wand zwischen den zwei Fenstern — ein schweres Dintenfaß von getriebenem Silber stand darauf, daneben lagen mehrere höchst alterthümliche Uhren in getriebenen Gold- und Silbergehäusen. An den weiß getünchten Wänden zeigten sich Bilder, bei deren Auswahl kein sehr ästhetischer Kunstgeschmack gewaltet hatte — ein prächtiges großes Oelgemälde, eine Dame im Costume des Hofes Karls II. von England darstellend und gemalt wie von der Hand van Dyck's — vielleicht in der That von ihm — hing zwischen zwei manierirten alten englischen Buntdrucken, welche Kinder, die mit Kaninchen spielen, darstellten; und ein Oelportrait der Kaiserin Maria Theresia

unter einem Rafael Mengs'schen mythologischen Kupferstich. Um den künstlerischen Schmuck des Raumes zu vervollständigen, hingen alte Wappenscheiben, mehrfach zerbrochen und sorgsam wieder eingefaßt, vor den oberen Fensterscheiben. Ein Paar Glasschränke zeigten, der eine eine Naturaliensammlung, Muscheln und Seegewächse, der andere allerlei Alterthümer, Urnen, Waffenreste, in den Höhlen des Landes gefundene Fossilien und wunderliche Scherben.

Fräulein Ludmilla stellte, als sie in diesem ihren Patmos, ihrer einsamen, von tausend Phantasieen und Träumen durchzogenen Welt angekommen war, ihr Licht auf den Schreibtisch und legte sich in eines der offenen Fenster, hinaus zu schauen in die zauberhaft vom Mond beglänzte Natur, das mächtig dunkle Flußthal, die im milden bläulichen Licht gigantisch sich erhebenden Felsenwände und die dunklen Bergwälder darüber — während das Rauschen des Flusses unten jetzt in der schweigenden Stille der Nacht mit verdoppelter Stärke zu ihr emporscholl — ein Plätschern, Gurgeln, Raunen und Läuten, als ob alle Wassergeister da unten zu einem nächtigen Mondcultus versammelt sängen, jauchzten und orgelten. Zuweilen auch scholl weit aus der Ferne der Ruf eines Uhus, so dumpf und schaurig und markerschütternd, als töne die Stimme aus der Tiefe einer der nahen unergründlichen Berghöhlen, als sei er der Klageruf

des darin begrabenen Geschlechts urweltlicher Schöpfungsbewohner, deren Riesenknochen da moderten.

Aber Ludmilla achtete auf den Schrei des Uhus so wenig, wie auf das Orgeln der Wassergeister oder das merkwürdige Spiel der grotesken Schatten, welche von den aus den Rissen der schroffen Felswand ihr gegenüber aufgewachsenen Gesträuchen auf das graue Gestein geworfen wurden, — denn wie der Windzug die Zweige bewegte, so tanzten diese Schatten wie tolle, sich wirr und bizarr verzerrende Gespenster an der hohen Steinwand auf und nieder. Ludmilla sann mit schwerem Herzen über das Gespräch mit Gerwin nach. Es hatte in dem, was Gerwin ihr gesagt, nichts gelegen, was sie eigentlich überrascht hatte; es war der Ausbruch einer Stimmung gewesen, deren Wachsen und Mächtigwerden in ihm sie längst bemerkt und längst im Stillen beobachtet hatte. Gerwin war eine anima candida. Er verbarg sich nicht, er sprach sich aus, nicht etwa, weil er nicht eine discrete Natur gewesen, sondern weil er in seiner Welt- und Menschenunkundigkeit, in seinem naiven Glauben an die Klarheit und die wohlwollende Aufrichtigkeit Aller die Gründe nicht kannte oder nicht erwog, aus denen erfahrenere Menschen schweigen. So hatte Ludmilla längst in ihm das allmähliche Erkalten der schwärmerischen Innigkeit wahrgenommen, womit er in seinen

Beruf eingetreten — halb innerlich gezogen, halb äußerlich bestimmt durch die Verhältnisse — sein Bruder Erich hatte ihm aus seiner Stiftung aufs Reichlichste die Mittel zum Studium der Theologie zur Disposition stellen können — hätte er ein anderes ergriffen, so würde er Erichs verworrene Finanzlage um Vieles verschlimmert haben. — Ludmilla hatte die Fortschritte dieser Ernüchterung wahrgenommen, sie hatte seine Klagen über einzelne Vorkommnisse des kirchlichen Gebahrens und der geistlichen Praxis angehört — über den Witz der Andacht, die der Mutter Gottes neue Mäntel schenkt, woran die einzelne Bahn des Stoffes aus tausend Vaterunser, der Saum aus zehntausend Ave-Marias, die Agraffe aus hundertmaligem ganzen Rosenkranzabbeten bestand — über die kindlichen Mittel, den Peterspfennig zu vermehren durch Sammeln uud Verwerthen aller abgenutzten Schulbücher in den Volksschulen und über ähnliche Dinge, wie sie zahlreich vor ihm auftauchten; er hatte seine Kritik geübt an der üppig aufwuchernden katholischen Literatur mit ihren widerwärtigen Produkten, die so trivial und talentlos geschrieben, so voll Entstellungen, Verdrehungen der Wahrheit, persönlichen Gehässigkeiten und heuchlerischen Vertuschungen waren; aber darin hatte ja Ludmilla selbst einstimmen dürfen! Es waren das Alles ja nur Auswüchse, just so wie jene Gesträuche an der Felsenwand vor ihr — sie

warfen nur dunkle Schatten, die bizarr gestaltet hin- und herhuschten; die fest und unerschütterlich aus den Tiefen der Schöpfung aufgewachsene und zum Himmel aufragende Felsmauer, in die sie sich eingewurzelt, konnten sie nicht sprengen, ihr nichts anhaben; und der erste Sonnenstrahl des kommenden Tages mußte ihre Schatten verjagen. Heute war es anders gewesen, heute hatte Gerwin es ausgesprochen, daß er mit seinem Berufe zerfallen; er war zum Bewußtsein der Kluft zwischen seiner idealen Natur und — diesem Kirchendienst, dem er angehörte, gekommen!

Ludmilla hatte gethan, was sie gekonnt, ihm die Dinge in einem andern Lichte zu zeigen, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben und sein Urtheil umzustimmen. Hatte sie aus ihrer tiefinnersten Ueberzeugung gesprochen? Hätte sie sich danach gefragt, vielleicht hätte sie nur ein entschiedenes Nein darauf gehabt. Aber sie fragte sich danach nicht. Was war ihr jetzt die Sache selbst — ihr kam Alles auf die persönliche Seite an ... wie sie wollte, daß Er es betrachte, in der Richtung gingen ihre eigenen Gedanken über die Sache — ihr Kopf schwindelte ihr von Gründen katholischer Apologie, die sie alle noch hätte über ihn ausgießen mögen.

Und doch, doch war noch ein Tröstliches in der Art der Klagen, die Gerwin ausgesprochen. Es waren Klagen über den Contrast dessen gewesen, was Gerwin

sich vorgestellt, geträumt, dem er den Cultus seiner Schwärmerei zugewendet und dem, was er gefunden. Was er gefunden, war die kirchliche Praxis der Zeit, die Gestaltung, welche in ihrer irdischen Verwirklichung die große, auf der christlichen Idee aufgebaute Institution nach und nach bekommen. Nichts deutete an, daß Gerwins Gedanken kühnere Schritte vorwärts gemacht, daß sie sich forschend und prüfend der Basis jener Institution selber zugewandt, daß sie sich mit den Ursprüngen jener christlichen Idee beschäftigt, daß der Zweifel in seine Seele eingezogen und mit seinem giftigen Zahne ihm am Herzen nage, wie er — an Ludmillens eigenem Herzen nagte! Sie, sie selber war ja über Gerwins Standpunkt längst hinaus — und wie sollte sie nicht — sie war ja das Weib, und wie viel rascher gehen des Weibes Gedanken, wie die des Mannes! Sie hatte geprüft, gedacht, gegrübelt; sie hatte gelesen, studirt — studirt, und welche Bücher! Wenn Gerwin ins Innere des wohlverschlossenen Wandschranks in ihrem Schlafzimmer hätte blicken können... wie erstaunt würde er gewesen sein, da Renan's drei Werke und die Volks-Ausgabe von David Strauß' Leben Jesu, seinen Ulrich von Hutten neben Werken der Tübinger Schule und Rumpf's „Bibel und Christus" zu finden!

Aber er durfte sie nicht finden — er durfte, er sollte nicht in eine Bahn gerathen, an deren Ende

Ludmilla etwas für ihr persönliches Schicksal furchtbar Beängstigendes und Tragisches erblickte.

Wenn aus diesem frommen, scheugläubigen, idealistischen Dorfcaplan ein kühner und kühner in eine freie Gedankenwelt vorschreitender Mann, eine freie Seele mit allen Aspirationen auf fessellose Lebensentwickelung und auf Glück würde — was sollte dann werden aus dieser ruhigen, entsagenden und ihrer entsagenden Natur sich kaum bewußten Freundschaft zwischen Gerwin und Ludmilla! Welche Wendung mußte das Verhältniß dann nehmen, welche leidenschaftlichere Natur über dasselbe kommen, welche Ansprüche und welche Forderungen in Gerwins Seele zum Bewußtsein kommen und, auf die innere Freiheit gestützt, Kraft und Energie finden, sich Ludmilla gegenüber geltend zu machen! Davor bebte sie zurück, vor dem Tragischsten, das in ihr Leben treten konnte! Vor diesem Schicksal stand als Damm und rettende Wehr heute nur Gerwins gläubige Ergebung. Befreite er sich von diesem Joche, wer schützte dann sie, sie vor sich selber! Ludmilla wußte von der Natur ihrer Freundschaft für Gerwin, von den innersten Gefühlen ihres Herzens mehr, als sie sich selber sagte.

Und deshalb — es war die natürliche Logik eines Frauenherzens, der keusche Instinct einer Mädchenseele, der sie bestimmte — darum mußte Gerwin nie zu der Freiheit kommen, die sie selbst zwar nicht ganz und

voll errungen hatte; denn so weit waren ihre Ueberzeugungen nicht zur Klarheit und Unerschütterlichkeit durchgedrungen; aber die doch in hellen Stunden mit leisem, mildem und erwärmendem Hauche ihre Stirn anwehte; die dann aus ihrem großen Auge wie ein heiliger über eine Seherin gekommener Geist glänzte, aus Augen, die dann im Spiegel der Zukunft wie ein leis zusammenrinnendes Nebelbild inmitten einer lichten lachenden Gotteswelt, und segnend die Hände über sie breitend, das hohe Humanitätsideal erblickten.

Gerwin und Erich gingen unterdeß durch den Wald, auf dem Wege, den Erich gekommen, zusammen heimwärts. Sie schritten eine Weile schweigend, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, im Schatten der Baumwipfel dahin, dann, als sie aus dem Walde zum Saum der Ebene gekommen, im Lichte des Mondes, in dem rechts neben ihnen weithinab wie ein Meer die gelben Saaten leise dahinwogten; die Grillen zirpten zwischen den Halmen; in der Ferne lockte eine Wachtel; zuweilen auch hörten sie, fern vom Ellerthal, das sie im Rücken gelassen, herüber den Ruf des Uhus, der eben auch an Ludmillens Ohr schlug. Türk, der jetzt vorauf lief, regte mit seinen trabenden Pfoten kleine Staubwölkchen vor ihnen auf, die zuweilen, wenn der Mondschein just hineinfiel, wie Lichtwölkchen aussahen.

„Bist Du verletzt, Gerwin?“ fragte Erich endlich.

„Fräulein Ludmilla hat Dich ein wenig scharf mitgenommen!“

„Freilich, Sie hat mir Unrecht gethan“, antwortete Gerwin, „aber das verletzt mich nicht; ich weiß, daß Sie glaubt, so sprechen zu müssen; ein guter Feldherr vertheidigt seine Stellung durch Offensivstöße, und das ist auch der Frauen Art. Ich denke nur über sie nach, und es liegt wie ein schwerer Druck auf mir das Bewußtsein, daß ich gegen sie, die ich bisher in meiner Seele lesen lassen konnte, von nun an nicht werde mehr offen sein können; daß eine Zeit kommen wird, wo wir uns überhaupt nicht mehr verstehen. Welch schöner, klarer, hoher, palmenhafter Geist ist in diesem Mädchen — aber ich fürchte, die Palme ist vom Schicksal in den verkehrten Grund gesetzt! Die Mutter, die Verwandten, die Lehrer, Alles, was tyrannisch auf unsere Jugend Einfluß mint, hat auf die schlank und schwungreich in die Höhe strebende Krone wuchtige Lasten gelegt, und so verkrüppelt der Baum, die Zweige biegen sich nach unten und was bestimmt war, eine wundervolle Palme zu werden wird -- eine Trauerweide! Was eigentlich in mir vorgeht, meine sich bildenden Ueberzeugungen, daß unser ganzes Kirchengebäude morsch ist und langsam versinkt, wenn nicht ein großer und freier Geist die Kirche neugestaltet, diese Ueberzeugung, daß es nur eine Alternative mehr gibt, Reformation der Kirche oder Untergang, darf

ich sie ihr gestehen? Sie würde erschrecken vor der sündigen Ungläubigkeit meiner Gedanken und würde außer sich gerathen über die persönliche unselige Lage, in welche ich mit solchen Ueberzeugungen gelangen würde. Daß ein Mann vor Allem zuerst nach der Wahrheit fragen muß und um die Folgen seiner Ueberzeugungen sich nicht kümmern darf, begreift das ein Mädchen, das in einer Welt aufgezogen ist, worin man nur von gemachten, nach Bedarf fabricirten Wahrheiten lebt? Was sind ihnen Ueberzeugungen gegen die eine Ueberzeugung, daß weder die Erde noch der Himmel um ihrer selbst willen da sind, sondern um Derer willen, die das Geschäft, von der einen in den anderen zu führen, in Erbpacht bekommen haben: und das nichts wahr, nichts ächt, nichts schön und gut ist, was den Interessen dieser Zunft nicht dient! Der Fährmann ist nicht da, um die Menschen von einem Ufer ans andere zu führen — nein, die Ufer, die Lande hinter ihnen, die Menschen, welche sie bewohnen sind des Fährmanns, des Fährgeschäfts, des „Schiffleins Petri“ willen da — das ist ihre Grundwahrheit.“

„Armer Gerwin, wenn Du zu solchen Gedanken gekommen bist, dann . . .“

„Dann darf ich gegen sie nicht mehr offen sein — freilich“, fiel Gerwin ein, „und das schmerzt mich mehr, wie ich Dir sagen kann. Ich darf schon nicht

mehr den Inhalt der Bücher, mit denen ich mich beschäftige, verrathen — diese wissenschaftlichen Untersuchungen, welche sich kritisch mit den Grundlagen der Kirche zu thun machen; in welch tiefe Bekümmerniß würde es sie stürzen, wenn sie erführe, daß verschlossen in meinem Schreibtisch — die Schriften der Tübinger Schule ruhen!"

„Ich weiß nichts von diesen Schriften", sagte Erich, „aber ich würde Dir auch rathen, da Du nun einmal Priester bist, sie von Dir fern zu halten. Denk' Dir einen Offizier, der nun einmal seinem Kriegsherrn geschworen hat — würde es Dir nicht einen unangenehmen Eindruck machen, wenn Du ihn von republikanischen oder aufrührerischen Schriften umgeben sähest."

„Gewiß", fiel Gerwin ein, „aber der Kriegsherr, für dessen Reich der Priester streiten soll, ist nicht die Kirche, sondern Gott, und Gott ist die Wahrheit. Der Offizier, darf er nicht Schriften studiren, die eine Revolution in seiner Wissenschaft, in der Strategie hervorbringen sollen?"

Erich schwieg; hätte er auch etwas dawider zu sagen gehabt, er mußte doch mehr daran denken, wie hier ein paar so gute, ehrliche, kindliche Menschenseelen unter dem Einflusse des confessionellen Geistes zur Unaufrichtigkeit, zur Verbergung ihrer Gedanken, zur Täuschung kamen.

Die Brüder näherten sich jetzt dem Lendruper Hofe.

Durch die Bäume, welche ihn umstanden, schimmerte ein Licht — Erich erkannte bald, daß es aus dem Fenster von Mariannens Kammer kam.

„Marianne begibt sich schon zur Ruhe", sagte Erich. „Bei ihr bin ich besser daran, als Du bei Deiner wie aus Geist und Seele und lauter ätherischen Stoffen gebildeten Freundin. Ihr darf ich frisch und frei sagen, was ich denke; ist sie nicht meiner Meinung, nun so spricht sie's offen heraus und weiter ficht's uns nicht an. Wenn sie einmal mein Weib ist, und ich hoffe, es ist nicht lange mehr bis dahin . . ."

„Bist Du denn wirklich dazu entschlossen, Erich, sie zu Deinem Weibe zu machen?" fragte Gerwin stehen bleibend. „Es ist doch ein furchtbarer Bruch mit allen unseren Verhältnissen und Traditionen und der ganzen Geschichte unseres Hauses, wenn der Stammherr von Tungern ein Bauermädchen heirathet; denk' Dir den Widerspruch aller Verwandten, die Urtheile aller Standesgenossen . . ."

„Ah bah", rief Erich aus, „die Urtheile meiner Verwandten und Standesgenossen kümmern mich wenig, und was die Geschichte unseres Hauses angeht, so wollte ich, ich könnte die Last, die sie mir auf die Schultern gelegt hat, so gründlich los werden, wie ich den Respekt vor den alten Traditionen los geworden bin. Wenn sich unsere Ahnen darüber im Grabe umdrehen, mögen sie, — es wird ihnen wohl thun, sich

einmal auf die andere Seite legen zu können. Unserer Race wird dies Bauernblut keinen Schaden thun. Es rollt in ihren Adern ein so adeliges Blut wie in den unseren, denn den Adel macht nur die Freiheit aus; und Du weißt, unsere Bauern waren seit je freie Leute, rings um uns her. Der Lendruper Bauer dort hat seit Jahrhunderten so frei auf seinem Hofe gesessen, wie der Junker von Tungern auf Tungerloh; nur mit dem Unterschiede, daß der freie Junker zuweilen wohl Buschklepperei trieb und aus dem Stegreif zehrte, während der Bauer sich redlich von seinem Acker nährte und sein Raubritterthum sich auf einige gelegentliche Wilddiebereien in des Churfürsten Wäldern beschränkte. Ich heirathe Marianne, sobald ich dem Alten die Einwilligung abgewinne, und die werde ich gewinnen, sobald ich Mittel und Wege gefunden, das Kapital abzutragen, das unser Vater bei ihm aufgenommen hat — denn um dies miserabele Geld, dessen Verlust Mariannens Bruder fürchtet, der tückische Bursche, der seinen Alten beherrscht und leitet, handelt es sich. Die Sache selbst habe ich fest beschlossen und werde sie durchführen. — Du wirst mich dankbar machen, wenn Du Dich bald mit ihr ausgesöhnt zeigst und auch die zwei Frauen auf Uchtenberg günstig dafür stimmen willst — was die Anderen, was die Gesellschaft auf Hunnenbrück dazu sagen werden, die hochnasigen Redensarten von Mathilde Rinkerode und die

schlechten Witze von Guido Pungelscheidt kümmern mich nicht. Sieh, Gerwin, Du hast mir eben gestanden, daß sich in Dir innerlich ein Bruch mit Allem dem, was Geschichte und Traditionen auf Dich geladen haben, vollzieht; kannst Du etwas dawider haben, daß ich einen solchen Bruch, der freilich etwas mehr äußerlicher Natur ist — dafür bin ich ein derberer Erdenkloß als Du — wagen will? Ich denke, wenn ich unseren Ahnen die Kränkung zufüge, daß Erich Tungern ein Bauermädchen heirathet, so wird es ihnen nicht weniger frevelhaft vorkommen, daß Gerwin Tungern ein Ketzer geworden. Die Ahnenschablone ist eben heute als Mustervorlage nicht mehr zu gebrauchen. Das siehst Du selbst ein. Haus Tungerloh ist auf die alte Art nicht wieder in die Höhe zu bekommen, vielleicht geht's besser, wenn etwas Bauernblut und — Ketzerei hineinkommt!"

Erich hatte das mit einem Anflug von Humor, aber doch sehr ernst gesprochen.

Gerwin gab keine direkte Antwort; er mußte seiner aristokratischen Natur doch ein inneres sich Ueberwinden zumuthen. Seine Einwilligung und Theilnahme für den Bruder lag aber doch in seinen zögernd gesprochenen Worten:

„Das Kapital müßte doch zu beschaffen sein. Wenn ich etwas dabei thun kann, so sag mir's. Der Fürst von Tollenstein ist mein großer Gönner, wie Du

weißt — ich bin bereit, mit ihm darüber zu reden."

„Ich danke Dir, Gerwin. Ich will mir's überlegen. Und hier trennen sich unsere Wege — Gott sei mit Dir und auf Wiedersehen."

„Schlaf wohl, Erich."

Die Brüder trennten sich mit einem Händedruck, Erich um Tungerloh und Gerwin um sein Pfarrhaus zu Wernhausen zu erreichen, das an der Nordseite der Hochebene, noch fast eine halbe Stunde entfernt, lag.

Fünftes Capitel.

In der Fürstenburg.

Sehen wir uns jetzt endlich nach dem Manne mit dem verstauchten Fuße um. Als Bungerhausen, die Jagd im Rücken lassend, den Lendruper Hof wieder erreicht und Marianne das Billet an Erich gegeben hatte, hatte er, wie Marianne schon ihrem Freunde berichtete, in der Nähe harrend seinen Reitknecht mit seinem Pferde getroffen, sich in den Sattel geschwungen und war davon gesprengt, der Stelle der Chaussee zu, an der er mit Godenau, um auf den Fürsten zu warten, gehalten und dann westwärts gewandt, die Chaussee hinunter, in derselben Richtung, aus der der Fürst gekommen. Es ging abwärts von der Hochebene in eine bewegtere, bevölkertere Thallandschaft hinein; beackerte Hügel und waldbedeckte Höhen schoben sich durch einander; in den schmaleren Seitenthälern zeigten sich schattig unter ihren Eichen liegende Höfe, aber auch städtischer aussehende Ansiedelungen, Wohnungen von Fabrikanten, Kaufleuten,

Hammerwerke und kleinere Fabriken; wasserreiche Bäche strömten durch diese kleinen Thäler, schweres Vieh weidete auf Angern unter einzeln stehenden mächtigen Bäumen; auf höheren Hängen, wo Felsklippen zu Tage traten, weideten barfüßige Kinder ihre Ziegen — es war eine hübsche idyllische Gegend; das moderne industrielle Element, das sich hineingedrängt hatte, erschien noch nicht störend, herrschend; es war noch eine bloße Zugabe, die der Romantiker, der ungestörten Frieden in Berg- und Waldeinsamkeit verlangt, sich noch gefallen lassen konnte, wenn er es „die Anlagen der sich regenden Gewerbthätigkeit bei einem rührigen, fleißigen Volksstamm“ nannte; es kommt eben Alles darauf an, wie man die Dinge nennt. Dann aber kam eine kahle Berghöhe, die überstiegen werden mußte, mit einer von einem Meer öder Schlackenlagerungen umgebenen Galmeigrube, und dann eine von Essen überragte, von Kohlendampf und Staub geschwärzte Stadt, durch deren Straßen Bungerhausen zu reiten hatte. Jenseits der Stadt begann eine schöne und großartige Gebirgswelt; durch ein dicht bevölkertes Thal zwischen hohen Bergwänden eilte das unermüdliche, weit ausgreifende Pferd jetzt dahin; immer höher hoben sich rechts und links die waldbedeckten Hänge; bis das Thal in das der Lore mündete und, den Windungen des schönen Flusses stromabwärts durch eine reizende Gebirgsscenerie

folgend, Bungerhausen sein Ziel vor sich erblickte — auf stolzer Bergeshöhe, deren Fuß der Fluß umwand, aus dichten Wipfeln aufragend, eine thurm- und zinnengekrönte Burg.

Es war Schloß Tollenstein.

Bungerhausen hatte eine alte Brücke, die sich mit schwerem Steinbogen über die Lore schlug und dann die Straße eines Städtleins hinter sich zu lassen, dann fiel sein Pferd schnaubend und sich schüttelnd in einen langsamen Schritt; es ging auf einem sich windenden Fahrwege steil aufwärts, bis die von hohen Tannen beschattete Terrasse vor der Vorburg, auf der schwere alte Geschütze auf ungeschlachten Lafetten aufgefahren standen und in die Ferne drohten, erreicht war. Das altergraue Thor der Vorburg stand auf, der Hufschlag des Rosses klang von dem Pflaster gegen die niedere Wölbung wieder, ein enger, düsterer Hof nahm den Reiter auf, in welchem dieser hielt und vom Pferde sprang; um es in Empfang zu nehmen kamen Diener aus einem Seitengebäude mit schmalen, kleinen, durch gewaltige Mauern gebrochenen Fenstern; er schritt aufwärts durch ein zweites Thor, das unter einem starken Thurmbau her in den eigentlichen Burghof führte. Hier hatte in die feudale mittelalterliche Welt sich allerlei modernes Leben eingedrängt, — in der Mitte des Hofes warf ein Springbrunnen seinen Wasserstrahl funkelnd in die Luft und befruchtete mit

seinem Staub das frischgrüne runde Rasenstück mit Blumenbeeten darin, die von weißen Marmorbruchstücken umgeben waren; im Hintergrunde zeigt sich eine Voliere in Gestalt eines Pavillons mit vergoldeten Knäufen und Zierrathen auf dem leichten Eisendrahtgebäude; an beiden Seiten waren Ruhebänke mit zierlichen Tischen in den Schatten von Orangenbäumen und exotischen Pflanzen gestellt. Gebäude von mäßiger Größe und aus verschiedenen Zeiten rührend umgaben den ziemlich engen Hof; links das Herrenhaus mit seinen vielen Wappen und einem aus der Wand vorspringenden, aus Stein gemeißelten Ritter, der das fürstliche Stammwappen als Schild an seinem Knie festhielt, mußte aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege stammen; das Küchengebäude rechts mochte älter sein und noch als eine der alten Burgkemenaten gedient haben. Eine gewaltige Mauer, die auf der Höhe von etwa dreißig Fuß mit einer Gallerie gekrönt war, füllte die Lücken zwischen den Gebäuden, die überall in sorgsamer Pflege und frischer Tünche gehalten waren; wenn wie eben der volle Sonnenglanz in den Hof fiel, that diese weiße Tünche dem Auge weh.

Bungerhausens Auge haftete nicht auf dem pittoresken Anblick, den der mittelalterliche Schloßhof bot, er wandte sich rasch der großen Glasthür zu, die gerade unter dem Ritter mit dem Schilde in das Innere des Herrenhauses führte und wollte durch sie

eintreten, als plötzlich ein unerwarteter, wie hoch aus den Lüften kommender Ruf seinen Schritt hemmte; es war eine auffallend wohllautende, glockenreine Frauenstimme, die ihn anrief:

„Herr von Bungerhausen, Sie sind's? Sie kommen nicht, mir ein Unglück zu melden?“

„Ein Unglück? Nein, keineswegs, Durchlaucht!“ rief Bungerhausen aufschauend zurück; und sich zum Gruße verbeugend vor der Gestalt einer jungen Dame, die er jetzt oben auf der Mauergallerie, unmittelbar über dem vergoldeten Volierenbau und den Palmen und Orangen daneben erblickte; setzte er hinzu:

„Kommt Ihnen, wenn Sie mich sehen, gleich der Gedanke an ein Unglück? Das lautet ja, als ob ich ein Uhu, ein Sturmvogel für Sie wäre?“

„Ein Sturmvogel? Wer weiß! — Aber ich dachte, als ich Sie so eilig daherkommen sah, Sie könnten die Jagd nur verlassen haben, weil meinem Vater etwas zugestoßen sei.“

„Ihr Herr Vater befindet sich wohl und die Jagd ist im besten Zuge!“ antwortete Bungerhausen.

„So kommen Sie zu mir herauf!“

Bungerhausen stand noch eine Weile und schaute das Bild vor ihm an, das weißgekleidete junge Mädchen über den grünen Blätterkronen.

„Was starren Sie so?“

„Ich bewundere das bezauberndste Bild, das ich

jemals sah — über dem Aufbau dieses reizenden Pavillons mit seiner Pflanzenpracht Ihre lichte Gestalt, wie eine Blüthe, die aus einem Palmengipfel emporgestiegen ist."

„Sagen Sie lieber", versetzte die junge Dame, „ich nehme mich hier oben auf der Gallerie aus wie die weiße Frau von Schloß Tollenstein, das ist wenigstens der Eindruck, den ich mir selber mache, wenn ich so allein hier über die Mauer den Burghof umschreite."

Bungerhausen hatte sich schon nach rechts gewendet; an der Seite des Küchengebäudes führte eine breite Steintreppe auf die Gallerie; oben folgte er dieser und um eine Ecke herum, die nach außen hin durch ein Auslugthürmchen bezeichnet war, erreichte er die Prinzessin.

Sie reichte ihm flüchtig die Hand und ohne ihm die Zeit zu lassen, diese an die Lippen zu ziehen, wandte sie sich; der Weg führte an ein anderes Auslugthürmchen und von da, im rechten Winkel einspringend, an eine offenstehende Thür, die in den obersten Stock des Herrenhauses leitete.

Es ging hier mehrere Stufen hinunter in einen Vorraum; hinter diesem lag das Wohnzimmer der Prinzessin, ein großes, schönes Gemach, das, mit einem bemerkenswerthen Geschmack eingerichtet, einen neidenswerthen Aufenthalt bot. Es hatte zwei hohe Fenster

nach der Seite des Flußthales hin; man sah die Lore da unten ihre schäumenden Wellen durch das gewundene Thal und um die Waldberge mit ihren hohen grünen Wänden treiben; man sah die kleine Stadt und thalauf, thalabwärts die Menge kleiner Siedelungen mit rothen Dächern aus den Obstbaumwipfeln ragen; die Thürme einer alten Stiftskirche krönten eine Einsattelung auf den Höhen des jenseitigen Flußufers; links abwärts erweiterte sich das Thal, bis wie eine mächtige Wand sich quer vor dasselbe die blauen Höhen, die den Lauf der Monna begleiteten, zogen; die Lore mündete da unten und am Punkte des Zusammenflusses erhoben sich, klar am Horizont abgezeichnet, die Ruinen einer Burg, auf der einst der Nationalheld des Landes, die Kerngestalt seiner reichen Sagenwelt, der große Sachsenherzog Wittekind gehaust hatte.

Bungerhausen schien das Alles zu bekannt, als daß er seine Aufmerksamkeit darauf gewendet hätte; sein Auge überflog nur die innere Einrichtung des Zimmers, in das ihn die Prinzessin geführt hatte; es machte einen eigenthümlich harmonischen, wohlthuenden und fast zauberhaften Eindruck auf ihn, es berührte ihn wie Musik, hatte er oft der Prinzessin gesagt. Die Wände waren mit grüner Seide bekleidet, schwere Vorhänge von derselben Farbe hingen an den Fenstern nieder, über dem Sopha zeigte sich in reichem Goldrahmen eine vortreffliche Copie von Titian's irdischer

und himmlischer Liebe; gegenüber, in einer Nische von Blattpflanzen fast umhüllt, erhob sich ein Abguß des capitolinischen Faun; auf den Trumeaux hatten viele Bronzen, Nachbildungen römischer Denkmäler, Platz gefunden; eine große kostbare Schale von ciselirter Arbeit stand auf der Marmorplatte des runden Tisches vor dem Sopha; ein Instrument und ein Schreibtisch waren frei sich rechts und links gegenüber gestellt und Etagèren mit Büchern und Noten füllten die Ecken, — Alles von einfacher Schönheit, nirgends war Buntes, Kleines, Tändelndes zu sehen, wie es sonst die Wohnräume junger Damen füllt — selbst der Schreibtisch hatte keine Nippsachen außer den Schalen von antikem Marmor für die Federhalter und den Goldsand, der Vase mit einem frischen Rosenstrauß und den Briefbeschwerern mit bronzenen Lacerten darauf.

Prinzessin Justine hatte sich in den kleinen Fauteuil niedergelassen, der am Fenster stand, und deutete Bungerhausen an, sich ihr gegenüber zu setzen. Dann, während sie die Falte ihres weißen Mousselinrocks, der die Armlehnen überfluthete, zusammen nahm, sagte sie:

„Nun erzählen Sie, was es gibt, daß Sie so direkt von der Jagd fort — an Ihrem Jagdcostume sehe ich es — herübergeeilt kommen. Was kann es sein, was sie bewogen hat, auf das Vergnügen zu verzichten, das Sie so leidenschaftlich lieben?“

„Ich so leidenschaftlich liebe? Ist das ein Vorwurf?"

„Nein, vielleicht ein Lob! Sicher wäre es eins, wenn es Bären- oder Tigerjagden wären!"

„Sie wollen mich nach Rußland oder Indien schicken!" versetzte Bungerhausen vorwurfsvoll.

Sie lachte.

„Nur dahin, wo höhere Lorbern erworben werden."

„Ach, ich habe an Ihnen Tigerin genug. Und wie kann ich Ihnen, da Sie mich so spöttisch empfangen, klar machen, was mich hierher trieb? Ein plötzlicher Impuls, ein übermächtiger Drang, ein innerer Sturm, ein Seelendurst — wie Sie's nun nennen wollen! Die Jagd hatte begonnen, ich stand in der Reihe der Uebrigen, an eine alte Buche gelehnt und hörte aus der Ferne den Ruf der Treiber; die Sonne schien durch die Zweige auf einen großen rothen, weißgefleckten Pilz, der vor mir aus dem moosigen Boden gewachsen war und vor dessen Schattenkreis eine Eidechse, die sich blitzschnell über das Moos daher bewegte, stutzte; für sie war es offenbar eine Art Manzanillabaum, dessen giftigen Schatten sie fürchtete, und — und — dann dachte ich an die Afrikanerin und es wogte etwas auf in mir wie Musik und damit kam ein stürmischer Schwung in meine Seele; ich fühlte es wie eine grenzenlose Thorheit, so müßig da im Walde zu stehen, um am Ende ein armes, gut-

müthiges, harmloses Reh todtzuschießen. Ich war schon widerwillig mitgegangen und hatte mein Pferd in der Nähe eines Bauerhofes gelassen; so wandte ich mich und lief davon, in einem Augenblicke von — nun von tollem Rausch. Sie kennen das nicht, Prinzessin, und deshalb kann ich es Ihnen auch nicht klar machen, Ihnen, der kühlen Undine des Lorestroms, — aber es gibt für mich solche Anwandlungen eines Rausches, worin ich meine, alle Fernen seien nah, das Höchste sei erreichbar, das Schönste sei im Sturmlauf zu gewinnen, und es komme nur darauf an, den Anlauf zu wagen. Sie wissen, es gibt Augenblicke im Menschenleben, „wo man dem Weltgeist näher ist, als sonst“ — wo der stille, klare Seelensee ins Wirbeln und Brausen kommt und den unwiderstehlichen Trieb empfindet, sich mit dem Donnergang des Katarakts über seine langweiligen alten Dämme und Schranken zu stürzen, dem fernen Meere des Unermeßlichen und Unendlichen zu! Die Magnetnadel des Herzens dient dann als Führerin zu höchsten Zielen — und, sehen Sie, Prinzessin, wenn das so über mich kommt, dann bin ich eben ein Thor und breche aus — und so bin ich von der Jagd fortgelaufen, um zu Ihnen nach Tollenstein zu sprengen und sitze nun hier ein wenig verlegen und kleinlaut vor Ihnen; denn wie ich meinen armen Gaul auch antrieb, der Weg ist weit, stundenweit, und solche Wegesstunden bringen die Ernüchterung

und die kühle Vernunft zurück, und die sagt mir, daß Sie mich doch nicht verstehen und mir nicht verzeihen werden. Als ich mich in den Sattel schwang, um zu ihnen zu eilen, dachte ich nicht daran; es war mir auch ganz gleichgültig, es war mir, als hätte ich die Kraft eines Riesen, eines Zauberers, Sie mit mir fortzureißen in meinen Sturm hinein."

Prinzeß Justine hörte ihn mit offenbarer Verwunderung an. Ihre vollen Lippen hatten sich wie vor Staunen über diese Sprache ein wenig geöffnet, ihr schönes sammetweiches braunes Auge hatte all den Ausdruck von Schelmerei, der gewöhnlich daraus hervorblitzte, wenn sie mit Bungerhausen sprach, verloren. Zuletzt warf sie, wie schmollend, die Oberlippe auf:

„Sie haben sehr Recht, nur daran zu denken, ob ich Ihnen diese Tollheit verzeihen werde, Baron Bungerhausen", sagte sie. „Sie reden mir da Dinge vor, die sehr, sehr wirbelig und sehr beleidigend für mich sind — wissen Sie das? Also zuweilen erfaßt Sie ein Rausch, ein Schwung der Seele; in einzelnen Stunden der Weihe kommt das über Sie, z. B. wenn Sie eine Eidechse unter einen rothen Pilz kriechen sehen — und dann brechen Sie aus wie ein junges Pferd, das den Halfter zerreißt — gleich einem donnernden Katarakt, wie Sie es poetischer nennen, und dann sprengen Sie nach Schloß Tollenstein, als ob es sich von selbst verstände, daß Sie sich nur zu zeigen

brauchten, um mich mit in Ihren Wirbel zu reißen; als ob ich die natürliche und selbstverständliche Adresse sei, an die sich Ihre Schwärmereien, die Ebullitionen Ihres Anfalls von „Seelenschwung" richten müßten! Was hat Sie zu solchen Voraussetzungen berechtigt?"

Bungerhausen sah sie, während sie so sprach, wie flehentlich an; jetzt wechselte er die Farbe, biß die Lippen und sehr verletzt antwortete er:

„Freilich, zu der Voraussetzung, Sie, Prinzeß Justine, würden mich verstehen, ich könnte Ihnen nichts sagen, was Sie nicht verstehen würden, berechtigte mich gar nichts!"

„Was verstehe ich nicht?"

„Meine Ebullitionen, wie Sie es spöttisch nennen, nicht; und dann nicht, was mich in solcher Stimmung, solchem Rausch, wenn Sie wollen, zu Ihnen trieb; sonst würde es Sie wahrhaftig nicht beleidigen. Es ist, als wenn sich die Madonna beleidigt fühlte, weil sich ein armer Mensch in seiner Pein ihr zu Füßen wirft."

„Ah — Pein", antwortete die Prinzessin achselzuckend. „Jetzt reden Sie von Pein und eben schilderten Sie mir einen Zustand hochschäumenden Uebermuths!"

„Streiten wir nicht darüber. — Wenn das Herz voll ist, sei es von Schmerz oder von Seligkeit, von Verzagen oder Entzückung — es muß seine Ueberfülle

zu den Füßen irgend eines Idols ausschütten — das sich dann freilich sehr stumm und fühllos verhält!"

„Und das sehen Sie in mir?" lachte die Prinzessin. „Aus welchem Holz geschnitzt? — oder aus Stein gehauen? Mein Gott, Sie haben ja so viele Heiligenbilder an allen Kreuzwegen in Ihrer Gegend drüben —"

„Und", fiel Bungerhausen ein, „Sie sind auch eins; und ob nun aus Stein oder Holz, unerbittlich sind sie alle!"

„Wie thöricht also, sich an sie zu wenden!"

„Es ist wahr, aber es liegt nun einmal in der Menschennatur. Der Himmel auch ist gegen unsere Bitten taub, unser Flehen verhallt gegen seine ehernen Thore. Was thut's — die Menschen werden am Ende auch ohne seine Hülfe fertig; doch ihr Flehen, ihre Gebete an ihn haben sie nöthig und so wenden sie sich an ihn heute wie vor tausend Jahren!"

„Ich bin erstaunt, Sie so reden zu hören!"

„Weshalb?"

„So ungläubig, so ruchlos!"

„Ach ja, es mag gottlos sein, es zu sagen; ich sagte es auch nur, um Ihnen meinen Zustand klar zu machen. Ich weiß, daß ich nicht die geringste Hoffnung habe, Sie mir je zu gewinnen; aber ich kann deshalb nicht aufhören, meinen Kultus zu haben; ohne ihn kann ich nicht leben, ohne den mir ewig treu

bleibenden Gedanken an Sie wäre mir die Seelennahrung abgeschnitten und ich müßte innerlich aufhören zu sein. — Ich muß Ihnen sehr lächerlich vorkommen, aber es ist nun einmal so. Ich bin solch ein Ding wie ein Golem. — Wissen Sie, was ein Golem ist?"

„So ungefähr — eine Gestalt ohne Seele!"

„Eine Gestalt ohne Seele, das Gebilde eines Zauberers, das erst Leben bekommt, wenn der Zauberer ein magisches Wort auf seine Stirn schreibt. Das Wort auf meiner Stirn, durch das ich lebe, das der große Zauberer Schicksal darauf geschrieben hat, heißt Justine!"

Die Prinzessin hatte freilich etwas wie ein steinernes, starres Heiligenbild gegen Bungerhausen's beredte Leidenschaft. Sie sagte kühl, sich in ihren Lehnstuhl zurückziehend:

„Sie sind recht abscheulich, mir diesen schönen einsamen Tag, auf den ich mich so gefreut hatte, mit solchen Reden zu verderben; ich will sie gar nicht anhören, das wissen Sie ja, und nur, wenn Sie mir geloben, jetzt aufzuhören und wie ein recht vernünftiger Mensch oder, wenn Sie lieber wollen, wohlerzogener und artiger Golem von gleichgültigen Dingen zu reden, halte ich Sie hier, damit Sie bei Tische mein tête-à-tête mit dem alten Rentmeister Forstner theilen. Oder können Sie gar nicht vernünftig sein? Es

scheint beinahe, denn sonst, wie hätten Sie den unglücklichen Gedanken fassen können, mich in die Welt da drüben, in Ihre Welt, Bungerhausen, ziehen zu wollen?! Sie hätten es sich vorher überlegt, wie ich mich in einem der Conventikel in Hunnenbrück, in einem Ihrer geistreichen Kreise auf Wittenhorst oder beim Besuche bei den Stiftsdamen von Laubeneck ausnehmen, wie wohl ich mich da fühlen würde, wie angenehm meine Tage da verrinnen würden! Ich würde mir von der Frau Gräfin Rodenhorst ihre dogmatische Correspondenz mit dem Bischof von Sebenstein vorlesen lassen müssen, — er soll ja eben da sein, der Bischof, auf Hunnenbrück, wie ein großer Feldherr inmitten seiner — Amazonengeschwader! — Bald würde mir ein junges Mädchen ihr Entzücken über Gräfin Eustochium's neuesten Roman anvertrauen, bald meine andächtige Theilnahme für das neueste Heilungswunder des Pastors zu Boltenheim verlangt, bald mir die Zumuthung gemacht werden, die Stationsbilder zu bewundern, womit der Dechant von Mindenheim die Umgebung seiner Kirche gefährlich macht. Und dann die Zeitungen, die Bücher, aus denen diese Gesellschaft ihre Geistesnahrung schöpft und auf deren Standpunkt man mir zumuthen würde, mich zurückzuschrauben; die gehässigen Redensarten, die Verleumdungen wider die Männer, die Deutschland mit so viel Muth, Intelligenz und Thatkraft seinen großen

Schicksalen und einer glorreichen Zukunft entgegenführen . . . würde ich das ruhig anhören können?"

„Sie sind doch sehr, sehr ungerecht gegen unsere Gesellschaft, Prinzessin. Man weiß doch den Ueberzeugungen, den religiösen Glauben und die politischen Anschauungen Andersdenkender dort eben so gut wie überall unter wohlerzogenen Menschen zu schonen."

„In der That? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich just nicht sehr viel Glauben an solche Toleranz unter Ihren Leuten habe! Aber sei es! Gesetzt, man würde mich meinen Weg gehen lassen und keine Bekehrungsversuche bei mir anstellen — wie bei meinem armen Bruder Oswald, — man würde sogar die Wuth gegen die Neugestaltung Deutschlands vor mir unterdrücken, — was dann? Die Unterhaltungen würden dadurch keinen interessanteren Inhalt bekommen und jedes Wort, das ich aus einer freieren und höheren Anschauung heraus spräche, würde ihnen entweder wie chinesisch lauten oder die allerbissigsten und albernsten Commentare hervorrufen; es würde nicht lange dauern und es würden in Ihren Gesellschaften, nachdem die Schnupfen- und Migräne-Anfälle von Carl, Friedrich und von Heinrich, die letzte Predigt des Jesuitenpaters, die neueste Toilette von Mathilde Rinkerode und die jüngsten Streiche von Guido Pungelscheidt besprochen worden, meine haarsträubenden Aeußerungen und Behauptungen das stehende Thema der geistreichen

Unterhaltung bilden. O mein Gott“, setzte die Prinzessin, sich aufrichtend, hinzu, „wenn ich an das Alles denke, — der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!“

„Sie sind aber doch gar zu schonungslos heute, Prinzessin!“

„Wär' ich's auch, Sie müssen einräumen, Bungerhausen, daß meine Anschauungen sich nicht mit denen Ihrer Leute vertragen, daß sie feindlich auf einander platzen müßten und daß Sie, Sie selbst dann in die allerpeinlichste Lage zwischen den Ihren, zwischen Ihren eigenen Ueberzeugungen und der Pflicht, die Sie gegen mich übernommen hätten, kämen. Was würden Sie thun, wenn Ihre Ritterpflicht Ihnen geböte, zu mir zu stehen, Ihre Glaubenspflicht, wider mich zu den Anderen zu halten? Sie würden sagen, die Glaubenspflicht geht über die Ritterpflicht, das Heil Ihrer armen Seele über Weib und Kind!“

„O nein, nein —“

„Nein?“ unterbrach sie ihn lächelnd. „Haben Sie nicht schon einmal gezeigt, daß Ihnen die Glaubenspflicht über Alles geht, haben Sie nicht deshalb Ihren Dienst, Ihre Freunde, sogar, wie böswillige Menschen sagen, Ihre —“

„Das Wort will nicht über Ihre Lippen, Justine. Sprechen Sie es aus, — Ihre Ehre, wollen Sie sagen — ich habe meine Ehre um der Glaubenspflicht

willen im Stich gelassen. Nun wohl ja, nehmen wir an, daß die Sache ganz so liegt, wie Sie glauben; ich ward gefordert und ich weigerte mich, mich zu schlagen; die Kirche excommunicirt den Duellanten; ich wollte ihr nicht ungehorsam sein; meines Vaters Verbot kam hinzu; Sie wissen, wie streng rechtgläubig, wie eifrig kirchlich er ist. Ich hatte mit ihm alle Seiten der Sache weitläufig erörtert und besprochen; wir blieben bei der Ueberzeugung stehen, daß ich mich unter keiner Bedingung duelliren dürfe. So weigerte ich mich, etwas zu thun, was ich als Offizier thun mußte; ich nahm meinen Abschied lieber, ich überwarf mich lieber mit dem ganzen Kreise der Freunde in meiner Garnison, — gewiß, ich hätte tausendmal lieber der Mündung der Pistole meines Gegners getrotzt — aber was wollen Sie, ich konnte nicht anders, und wer meine Beweggründe mit Billigkeit erwägt, der wird nicht sagen, daß meine Mannesehre unter dieser unseligen Geschichte gelitten habe."

Die Prinzessin reichte ihm in einem Aufwallen von Gutmüthigkeit die Hand; sie sah, daß die Erinnerung an diese Katastrophe seines Lebens eine ganz eigenthümlich schmerzliche Wirkung auf ihren Verehrer ausgeübt hatte.

„Nein, nein", sagte sie, „davon ist nicht die Rede. Schieben Sie meinen Worten keine Bosheit unter,

die sie nicht haben. Sie haben damals einen höheren Muth gehabt, als der dazu gehört, ein ganz gewöhnliches Duell auszufechten — Sie hatten den Muth Ihrer Ueberzeugung, den Muth, dieser Ueberzeugung Opfer zu bringen, den Muth, der öffentlichen Meinung zu trotzen — gewiß bin ich nicht die Letzte, das anzuerkennen und sehr hoch zu achten. — Muth", fügte sie nun schon wieder ein wenig spöttisch hinzu:

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

„Es freut mich", sagte er, „daß Sie mir so viel Gerechtigkeit widerfahren lassen. Könnte ich diese Ihnen doch auch nur für meine anderen Anschauungen abgewinnen, z. B. für das tiefe Gefühl von der unendlichen Poesie, welcher im Katholicismus liegt und mich ihm treu erhält."

„Ach ja, ich räume Ihnen diese Poesie ja ein", unterbrach ihn Prinzessin Justine. „Die Kirche ist Ihnen wie eine auf den dunkeln und stürmischen Wogen der Zeitlichkeit schwebende goldene, von rosigem Himmelslichte umstrahlte Arche, aus der die Friedenstauben mit dem Oelzweig fliegen; eine Arche, in deren rettende Hallen Sie sich vor jedem inneren Sturme flüchten, in der erhabene Weihegesänge, wie die Osterklänge in die Seele des Faust, in Ihre Schmerzen dringen und sie auslöschen mit dem Balsam des Gedankens an alles Ewige, Unvergängliche. Der Mensch

ist ein so armes, hülfloses, von dem Verhängniß der Vergänglichkeit niedergedrücktes Geschöpf, daß er sich blind an Alles anklammert, was sich ihm für ein Dauerndes, Unvergängliches, Unveränderliches ausgibt und die Zauberweihe der Jahrhunderte besitzt. Alles durch Alter Geheiligte trägt für uns einen Königsmantel, übt eine magische Macht auf unser Gemüth."

„Es ist nicht das allein", unterbrach sie Bungerhausen, „es ist das Mütterliche der Kirche, die auf ihren weichen Armen unsere ersten Seelenregungen, unsere jungen Empfindungen getragen und unsere ersten Gedankenausflüge in die Welt geleitet hat. Der Gedanke an unsere Jugend wird immer voll Poesie für uns sein, und diese Poesie ist durch und durch getränkt mit den religiösen Empfindungen, die uns damals beherrschten, mit den religiösen Vorstellungen, die uns die Welt ausschmückten, die den Abendhimmel mit dem aus geöffneten Himmelsthoren vorquellenden Purpurglanz überkleideten und die Sterne von Engelhänden anzünden ließen. Mit dem Glauben weicht all dieser Schmuck des Lebens; es ist gerade so, als ob aus diesen Ihren schönen Räumen hier das Bild Titian's verschwunden wäre, die Statue des Faun dort ein Haufen Staub geworden, aller andere Schmuck entführt wäre und Sie säßen nun plötzlich zwischen vier nackten oder weißen Mauern — ja, ja, so ist es denn, was Sie hier umringt, Prinzessin Justine, all

dieser Schmuck hier, alle diese zierlichen Sachen, die Ihr Zimmer so behaglich und schön machen, hat Ihnen auch der Glaube gegeben, der freilich nicht ganz der meine ist, aber doch am Ende sehr ähnlich."

„Darin haben Sie Recht", versetzte sie lächelnd, „es ist am Ende dasselbe. Wir haben Alle das Bedürfniß des Glaubens und des Kultus, das Bedürfniß der Erhebung durch irgend eine Form oder Gestaltung, welche uns das Unendliche spiegelt. Auch müssen Sie nicht glauben, ich fühlte die Poesie des Katholicismus nicht und es könne eine Seele geben, die tiefer erschüttert worden, wie ich, wenn ich Ihre römischen Kirchenmusiken, Ihre Marcellus-Messen, Ihre Dies-Irae-Gesänge vernahm, Ihre Choräle hoch oben aus der Kuppel von Sanct Peter. — Aber was hat der Wahrheitsforscher, der freie Denker, den man zum Scheiterhaufen führt, davon, daß man ihm dabei solche Musik macht? Es wird ihn wenig trösten! Alle diese Poesie ist doch nichts Anderes, als solche musikalische Begleitung der Menschheit auf dem Wege in geistige Knechtschaft, der Schall der Tuba und der Klang der Becken zum „Opfer des Verstandes", und darum rufe ich: geht mir mit Eurer Poesie, sie ist ein süßer Schlaftrunk, in den Gift gegossen ist, das mich um mein freies, klares Bewußtsein bringen soll."

„Ah — welche Vorstellung!"

„Es ist so, mein gläubiger Freund. Ihre Poesie

des Katholicismus erinnert mich an die Feste Nero's; sie waren sehr schön, sehr glänzend und für die Gäste gewiß ausnehmend amusant. Aber es leuchteten Fackeln dazu, welche brennende Menschen waren. Auf Ihre großen, glänzenden, höchst poesieerfüllten Kirchenfeste fällt der Schein brennender Menschenleiber — nicht einer geringen Anzahl, wie bei der Soirée Nero's, sondern von Tausenden und aber Tausenden, die in den Flammen starben. Also muthen Sie mir keine Begeisterung für diese Poesie zu; lieber als für sie begeistere ich mich für die Wahrheit, oder, wenn sie dem Menschen nicht gegeben ist, für diejenigen, welche sie suchen!"

„Die Wahrheit!" sagte mit einem tiefen Seufzer Bungerhausen. „Freilich, wir müssen die Wahrheit über die Poesie stellen, das räume ich gern ein, — und ich suche sie ja, suche sie ehrlich und, wie ich glaube, vorurtheilslos!"

„Wirklich?"

„Gewiß. Trauen Sie mir das nicht zu?"

„Offen gestanden, nein. Die Wahrheitssucher lassen dem Enthusiasmus nicht so viel Macht über sich, wie Sie mit Ihren Ebullitionen!"

„Ah, soll sich mein Enthusiasmus für Sie nicht mit der Wahrheit vertragen? Gerade dieser Enthusiasmus hat mich geneigt gemacht, die Wahrheit auf Ihrer Seite zu suchen, und ich habe viel nachgedacht über

etwas, das Sie mir früher sagten. Sie sagten: Ihre Kirchengesetze bringen den Einzelnen in Conflicte mit den Gesetzen der wahren Sittlichkeit. Es war das ein schwer wiegendes Wort, ein Wort, das mir aus einer durchaus falschen Auffassung hervorzugehen schien. Ich habe darüber nachgedacht und gegrübelt und studirt — und nun kann ich Ihnen nicht mehr so entschieden widersprechen."

„Das ist ein bedeutendes Eingeständniß, welches Sie mir machen."

„Ich weiß es — aber ich kann nicht anders; es ist leider Vieles, Vieles da, was das uns angeborene Sittengesetz verlangt und was doch kirchlichen Grundsätzen widerspricht."

„Es ist alles Mögliche, daß Sie so viel einräumen, Bungerhausen", antwortete die Prinzessin, ironisch lächelnd; er sah, daß er mit diesem Beweise von geistiger Freiheit ihr lange nicht so sehr imponirte, wie er vielleicht gehofft hatte.

„Wenn Sie so zu denken fortfahren", sagte sie, „gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß Sie eines Tages mit der Entdeckung zu mir kommen: die Poesie liegt nicht im Katholicismus, sondern im Gemüth, in der Wärme, im Licht. Zur Sonne selber können wir nicht kommen, aber wir können ihr Morgenroth über den Höhen flammen sehen und — die irdische Brust in diesem Morgenroth zu baden, das ist Poesie. Aber

jetzt lassen Sie mich als Wirthin zunächst an die Prosa des Lebens denken. Sie haben einen weiten Weg gemacht und werden halb todt sein vor Hunger — zum Glücke höre ich die Dinerglocke erklingen."

„Hunger — Sie hören ja nicht auf, mich mit — Bitterkeiten zu speisen."

„Desto mehr wird es Zeit, daß Ihnen etwas Genießbareres geboten wird!" antwortete sie lächelnd.

Sie stand auf und Bungerhausen reichte ihr den Arm, um sie in den im unteren Geschosse liegenden Speisesaal, einen dunkeln, sehr alterthümlichen Raum mit sehr großen, außerordentlich stattlichen, aber meist sehr schlecht gemalten Ahnenbildern in schwarzen Holzrahmen, zu führen, wo durch eine entgegengesetzte Thür eben auch der alte Oberrentmeister des Fürsten, ein kräftig gebauter Mann mit einem schönen, von schneeweißem Haar und Bart umrahmtem Kopfe erschien, um das heute ziemlich frugale Mahl einzunehmen. Wenn die Herren nicht anwesend waren, machte sich das Küchenoberhaupt die Sache leicht; die Prinzessin, behauptete er, wisse ja nicht, was sie esse. Bungerhausen wußte es heute sicherlich auch nicht, — die Prinzessin regte ihn zu fortwährendem Sprechen an, sie fragte, sie ließ sich von den Seinigen erzählen, auch von Hunnenbrück, von Ludmilla von Uchtenberg wollte sie hören.

„Sie ist das interessanteste Wesen, das ich kennen

lernte“, sagte sie, „und ich habe bei ihr stets das Gefühl, ich müsse eine innige Freundin in ihr finden, obwohl uns doch ein ganz verschiedenes Naturell trennt. Sie macht mir den Eindruck einer armen, verirrten Taube, die ihren Weiher, in dem sie zu trinken und zu baden gewohnt ist, sucht und nicht wiederfinden kann. Kirchliche Religion ist ein schöner, frischer Quell, in dem unsere jugendliche Seele sich badet; kommen wir zur Mittagshöhe des Lebens, so trocknet die steigende Sonne der Erkenntniß ihn aus; Fräulein Ludmilla hat das auch erfahren, aber sie kann sich in diese Thatsache nicht finden und steht wie ein armes durstiges Täubchen am Rande ihres trockenen Beckens.

„Was könnte ihr den Weiher wieder füllen?“ fragte Bungerhausen. „Doch wohl nur ein Element, in welchem sie dann — ertrinken würde!“

„Das verstehe ich nicht!“ fiel die Prinzessin ein.

„Ich denke an das Element, von dem man sagt, daß es das Lebenselement jeder Frauenseele sei.“

„Von dem die Männer sagen, daß es dies sei“, entgegnete lebhaft Justine. „Sie denken an ihre Freundschaft für Gerwin, — nun, mein Gott, ja — und wenn dem so wäre, so hätten Sie eben wieder ein Beispiel von Conflict zwischen Kirchen- und Sittengesetz! Denn das Sittengesetz würde doch Gerwin Tungern gebieten, das arme Täubchen auf Uchten-

berg — nicht verschmachten zu lassen! Was denken Sie, Forstner?"

„Ich denke immer ganz wie Sie, Durchlaucht, — als echter Voltairianer. Sie wissen, ich bin ein Mann aus der alten Zeit."

„Heißt das, daß meine Gedanken immer Voltairisch sind? Ich danke doch für das Compliment."

„Weshalb, Durchlaucht? Die übermüthige junge Welt von heute ist über Voltaire noch nicht hinausgekommen, sie hat nur eine andere Methode. Voltaire und seine Schule wollten das Kirchenthum durch Ueberrumpelung stürzen; das ist nicht gelungen; die heutigen Gelehrten haben deshalb eine förmliche methodische Belagerung durch die Wissenschaft begonnen, — das ist der ganze Unterschied!"

„Glauben Sie, daß sie glücklicher sein wird", fragte Bungerhausen, „diese „Wissenschaft?"

„Ach", versetzte der Rentmeister, „ich glaube gar nichts. Die Wissenschaft wird freilich den Kreis der freien Menschen vergrößern, erweitern, — das aber ist Alles. Sonst — mein Gott, das weiß man ja: irgend einen dogmatischen Sparren, einen religiösen Blödsinn muß der Mensch nun einmal haben; läuft er nicht zum wunderthätigen Pfarrer von Boltenhausen, so läuft er zum Rabbi der Chassidim nach Sadagora, dem Ahnherrn des künftigen Messias. Sie dürfen dreist jeden Ihnen Begegnenden fragen: Freund,

was ist nun Deine Marotte, an welchem Raptus leidest Du?"

„Es wird", bemerkte die Prinzessin, „doch allmählich heller, und wir haben doch die Zeiten längst hinter uns, in welchen mein armer, tollköpfiger Ahnherr dort" — sie wies auf das Bild eines großen, schwarz und düster aussehenden Mannes, in ältester Art der Rüstung, dem Panzerhemde, und in einem abenteuerlichen, topfartig aussehenden Helme — „in seinem Strauße mit der Kirche dahin gerieth, daß er aufs Rad geflochten wurde und elend verendete. Wir werden wenigstens nicht in Verbrechen gedrängt — und die Wissenschaft läßt sich — nicht rädern!"

„Nein", entgegnete Forstner lächelnd, „nur noch ein wenig brandmarken — als gottlos, rebellisch, teuflisch u. s. w."

„Sie stammen doch aus einem schlimmen Blute, Prinzessin Justine", sagte Bungerhausen, „Ihr böser, schwarzer Ahnherr dort, der einen heiligen Erzbischof erschlug, hatte seine Strafe verdient!"

„Die Kirche hatte ihn erzogen, er war Stiftsherr in seinen jungen Jahren. Und ich schäme mich seiner nicht — ich bin stolz, aus seinem Blute zu stammen und diesem großen Geschlechte jener markigen Männer, die sich Grafen von der Mark nannten, anzugehören. Mit unvergleichlicher Energie und eiserner Zähigkeit haben sie sich einen großen abgerundeten fürstlichen

Besitz erworben, in welchem die Kirche nicht, wie sie rund umher that, das Licht der Reformation, die Lehre, die immer doch ein Evangelium geistiger Freiheit war, auslöschen konnte!"

„Sie gleichen sogar ein wenig Ihrem geräderten Ahn!"

„Thue ich? Ich hätte nichts dagegen, wenn nur das Bild ein zuverlässiges, ächtes seiner Züge wäre. Aber im Jahre 1225 hat man noch keine Ahnenbilder gemalt, und so muß man annehmen, daß irgend ein Maler einer späteren Zeit diese Züge aus seiner Phantasie gebildet hat."

„Sie haben aber seine scharfgezogenen Brauen, seine braunen Augen, freilich nicht ganz so schlimm und maliciös, seine hochmüthig aufgeworfenen Lippen, seine stolze Stirn, — Sie sind die ächte Enkelin dieses bösen, geächteten, entsetzlichen Mannes. Ist es nicht so, Herr Forstner?"

„Nein, gar nicht", versetzte der Oberrentmeister, „er war ein Mann und Prinzessin Justine ist ein Engel — wie sollte da eine Aehnlichkeit stattfinden."

„Recht so, Forstner, Sie nehmen mich in Schutz gegen diesen Verleumder! Hätten Sie", fuhr sie zu Bungerhausen gewendet fort, „mich mit dem jungen Manne, dessen Bild dort neben dem Friedrichs von Isenburg hängt, verglichen, so würde ich Ihnen verziehen haben, — er ist mein bevorzugter Freund unter

diesen geharnischten Dynasten; er ist der Sohn des Geächteten, der, auf den zunächst der Fluch der That des Vaters fiel, nachdem seine Mutter am gebrochenen Herzen gestorben. So verwaist, arm und hülflos, von der Kirche und von gierigen Vettern um sein Erbe beraubt, wußte er doch muthig ein Stück seines alten Stammgutes wieder zu erringen und baute, um es zu vertheidigen, dieses feste Schloß Tollenstein darauf. Wenn Sie fänden, daß ich ihm ähnlich sehe —"

„Sie — ihm?" unterbrach Bungerhausen sie, „nicht im mindesten, Prinzessin. Sie sehen überhaupt, wenn ich die Wahrheit sagen soll, gar nicht aus, als ob Sie in diese schwarzköpfige Familie gehörten!"

Der Oberrentmeister blickte auf und sah wie betroffen Bungerhausen an, er vergaß, das Glas zum Munde zu führen, das er eben ergriffen hatte.

„Sie sehen überhaupt", fuhr Bungerhausen unbefangen fort, „nicht wie eine Deutsche aus, freilich auch nicht wie einer bestimmten anderen Nation angehörend — und am allerwenigsten wie ein Engel, nach Herrn Forstner's Behauptung. Die Engel müssen blondes Haar haben, und Sie haben das schönste hellbraune, das man sich denken kann; die Engel müssen hübsch lilienweiß und rosenroth ausschauen und auf Ihrem Gesichte liegt ein unnachahmlicher Ton von feiner Goldbronze, durch den die Röthe bald stärker, bald leiser, aber immer wie ein rosiger Hauch

schimmert; die Engel dürfen nicht denken, nicht grübeln; auf Ihrer schmalen Stirn, um Ihre leise eingeschnittenen Schläfen liegt Sinnen und Denken, wie ein Wölkchen über einer rosigen Höhe am Morgenhimmel; ein Ausdruck von Schelmerei blickt aus Ihren braunen — was kann an einem Engel braun sein? — braunen, weichen Augensternen, die eine ganz andere Sprache haben, als es sich für himmlische Geister schickt; Ihr Näschen ist nun vollends heidnisch, es wäre sogar „klassisch", wenn es nicht ein wenig zu fein wäre für eine klassische Marmorbildung, und Ihr Mund ist geradezu satanisch — mit seinem verführerischen Lächeln könnte er die besten Christen, wie mich zum Beispiel, in die Hölle locken — was er, nebenbei gesagt, eigentlich schon gethan hat." Bungerhausen murmelte diese letzteren Worte so, daß nur die Prinzessin, neben der er saß, sie verstand.

„Und zur Strafe für all diese beleidigenden Behauptungen", entgegnete lachend die Prinzessin, „gebe ich Ihnen auf, diese ganze Rede in die Form eines Madrigals zu bringen — es wäre zu schade, wenn sie verloren ginge!"

Und damit erhob sie sich, um die Tafel aufzuheben.

Der Kaffee wurde gebracht. Als er eingenommen war und Herr Forstner sich empfahl, fühlte Bungerhausen, daß auch für ihn die Zeit gekommen, sich zu

verabschieden; der richtige Takt gebot ihm, die Kühnheit, womit er sich mehrere Stunden des Alleinseins mit der Prinzessin erobert, nicht zu weit zu treiben, er wollte auch nicht abwarten, daß sie selbst ihn fortsende — sie gab ihm schon einen Wink, indem sie ihm den Auftrag gab, wenn er wieder nach Tollenstein komme, ihr aus Mindenheim ein Musikstück mitzubringen; so reichte er ihr zum Abschiede die Hand, in die sie unbefangen lachend die ihre mit den Worten legte:

„Zum Zeichen der Verzeihung!"

„Ich danke Ihnen, Prinzessin", versetzte er; „mehr verlange ich nicht, als immer Ihre Verzeihung für die Thorheiten, die ich Ihretwegen begehe!"

„Ah, das heißt denn doch gar zu viel verlangen, das kann ich Ihnen nicht im entferntesten in Aussicht stellen — ich bin eine viel zu gute Protestantin, um eine Absolution für zukünftige Sünden gelten zu lassen."

„Und ich ein zu guter Katholik, um nicht von dem, was Sünde ist, eine andere Anschauung zu haben wie Sie; also verurtheilen Sie mich nicht zu schnell, wenn ich wieder eine Thorheit begehe, und für heute leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, und auf den Weg gebe ich Ihnen die Worte der Schrift mit: Gehe hin und sündige nicht mehr!" versetzte sie heiter.

Er ging und Justine trat in eine der Fensterbrüstungen des Speisesaals, um ein wenig gedankenvoll in die Ferne hinauszublicken. Dem Anscheine nach war Alles das, was Bungerhausen ihr von seiner Leidenschaft gesagt — und wie oft hatte er ihr schon Aehnliches gesagt — ohne jede Wirkung an ihr abgeglitten, wie Regentropfen an dem Gefieder einer lustigen Lachtaube. Im Grunde aber wühlte das Alles doch in ihrem Gemüth Gedanken und Gefühle auf, die sie quälten. Sie führte das grenzenlos einsame und ereignißlose, an Anregungen arme Dasein einer Landprinzessin; ein Landfräulein hat immer noch belebte Tage, noch mannigfachen Verkehr in den Familien benachbarter Standesgenossen; solch eine fürstliche Familie ist durch ihre Stellung hundertmal mehr vereinsamt. Ihre Bildung, ihre geistige Reife ließen Justine an den Beschäftigungen und dem Treiben ihrer Brüder Theil nehmen, aber die Art und das Wesen dieser Brüder blieben ihr fremd; sie war eine andere, eine idealere Natur wie sie, sie fand bei ihnen kein Echo für ihr eigentliches Seelenleben. So war sie auf sich angewiesen, und ein Mädchen ist nie auf sich angewiesen, ohne viel zu träumen — besonders wenn sie eine Prinzessin ist, die keine dringendere Beschäftigung, keine, die Sehnsuchtsflüge ihrer Seele kurz und gebieterisch abschneidende Arbeit hat. Wie hätte dabei die leidenschaftliche Verehrung Bunger-

hausen's, ohne Eindruck auf sie zu machen, bleiben können? Bungerhausen entsprach ihrem Ideal keineswegs. Er war eine schöne, ritterliche Erscheinung, er sah beinahe wie ein Engländer aus reinem alten Normannenblut aus; blond, das Oval des Gesichts vom schönsten blonden Vollbart umgeben, die Lider über den großen blaugrauen Augen halb geschlossen — die Natur hatte ihn nicht mißhandelt und das Schicksal auch nicht; er war der Erbe eines großen Besitzes; das väterliche Haus, worin er eine Braut führen konnte, war eins der ansehnlichsten Schlösser im Lande, mit seinen fensterreichen Flügeln von einem umwaldeten Hügel herab weithin das schöne Monnathal beherrschend. Die Tochter eines kleinen, mediatisirten, sehr mäßig mit Glücksgütern gesegneten Fürstenhauses konnte immerhin ohne zu große Herablassung ihm ihre Hand gewähren. Aber Alfred Bungerhausen war nicht der Mann, dem Prinzessin Justine glaubte ihr Herz, ihr Selbst, ihr ganzes Sein opfern zu können; er imponirte ihr nicht genug, er war nicht stark, nicht energisch genug, er verstand nicht, seinen Widerstand geltend zu machen, nicht Krieg zu führen, nicht zu zerschmettern; sie hätte ihn nie fürchten können, und von ihrem Ideal verlangte sie, daß sie es fürchten könne. Seine katholische Erziehung im Schoße der strenggläubigsten Familie der Welt hatte ihn gebrochen; als Offizier hatte er aus religiösen Rücksichten sich nicht duelliren

wollen und ärgerlichen Verwickelungen dieser Angelegenheit willen sich ausgesetzt gesehen — das hatte ihm neben ihrem Mitleiden doch auch einen leisen Anflug von Lächerlichkeit in ihren Augen gegeben — das schlimmste Loos, welches einen Mann in den Augen eines jungen Mädchens treffen kann.

Trotzdem war etwas in ihm, was sie wieder magnetisch anzog. Es war ein tieferes Gemüthsleben, ein Gähren und Ringen, ein inneres Bewegtsein und Wogen in ihm, wie es nur ein edleres Menschenherz kennt; eine naive Aufrichtigkeit, ein kindlicher Glaube an aller Menschen Wahrheit und Güte, der ganze Optimismus reiner Seelen; dabei nahm er das Mißgeschick, welches er mit seinen Bewerbungen um Justine fand, mit einer so rührenden Resignation; sie konnte nicht anders, als ihm eine innige Theilnahme schenken, sich in Gedanken viel mit seinem inneren Leben beschäftigen und den Trieb in sich verspüren, ihm beizustehen, um aus dem Gähren und Bewegtsein zur Klarheit und Freiheit zu gelangen und aus seiner Hauskapellenatmosphäre auf Wittenhorst mit ihrem Weihrauchqualm und ihrer Stickluft in die frische Bergluft freierer Anschauungen zu gelangen.

Er war dabei denn auch kein verstockter ungelehriger Schüler. Hätte er sie auch nicht geliebt, seine Intelligenz schon wäre ihr gern in die größeren Anschauungen gefolgt, die er bei ihr fand; aber ihr Gewissen begann sich

Vorwürfe zu machen, daß sie trotz aller Protestationen gegen seine Leidenschaft doch durch ihre Theilnahme und ihre Freundschaft diese Leidenschaft nur nähre. Sie nahm sich, so oft er ging, vor, das nächste Mal kälter, abweisender, stolzer zu sein, und so oft er kam, fühlte sie, daß sie es um nichts besser gemacht wie das vorige Mal.

Sie klingelte jetzt ihrem Kammermädchen und ließ sich Hut und Umschlagetuch von ihr bringen, dann schritt sie durch den Schloßhof, um durch den Wald, welcher einen Theil des Schloßberges bedeckte, einen Spaziergang zu machen. Die unter den alten Eichen- und Buchenwipfeln sich dahin windenden Pfade führten sie nach einer Weile an eine Stelle, wo sie in den aus dem Thale zum Schlosse emporziehenden Fahrweg mündeten. Ueberrascht blieb sie hier stehen. Sie sah Bungerhausen auf einer Steinbank am Wege sitzen, im Schatten einer Gruppe hoher Tannen; sein Pferd hatte er an einen Ast gebunden; mit der Reitpeitsche zeichnete er Figuren in den Staub zu seinen Füßen.

„Ah — Bungerhausen!“ rief Prinzessin Justine aus. „Sie noch hier? Auf wen warten Sie?“

„Gewiß nicht auf Sie, durchlauchtige Prinzessin“, antwortete, ohne sich zu erheben, Bungerhausen mit einer gewissen Bitterkeit im Tone. „Ich dachte eben daran, ich wollte Sie nie wiedersehen.“

„Vielleicht wäre das gut!“ versetzte sie mit einem leisen Seufzer, unter dem Eindruck der Gedanken, welche sie eben beschäftigt hatten.

„Wie engelhaft gleichmüthig Sie das aussprechen! Nun ja, Sie haben Recht; ich bin ein Thor, daß es mich schmerzt. Ich bin überhaupt ein Thor. Ist man es nicht, wenn man wie ein Thermometer ist, auf dem bald zwanzig Grade Wärme zu lesen stehen, bald Null — geradezu Null? Ich steh' in diesem Augenblicke auf dem reinen Gefrierpunkt. Diesen Morgen war ich im flammenden Schwung, der mich zu Ihnen getrieben hatte, und wären Sie hundert Meilen fern gewesen, ich wäre auf- und davongegangen und über Berge und über Ströme unaufhaltsam zu Ihnen geeilt. Jetzt ist mir „kühl bis ans Herz heran“, und ich weiß nicht, wohin soll ich eigentlich reiten! Weshalb soll ich nicht ruhig hier sitzen bleiben, da ich mit Sicherheit keine Stelle auf Erden angeben kann, wo Andere mich erwarten oder nöthig haben oder wo ich selbst ein Vergnügen empfände, zu sein?“

„Nun, mein Gott, Ihre Eltern werden Sie doch erwarten!“

„Meine Eltern? Nun ja! Meine Mutter, damit ich ihr aus einem alten Jahrgang eines katholischen Volkskalenders vorlese, und dann meine Pferde, meine Hunde — oder, wenn ich nach Hunnenbrück reite, die

Spöttereien über meinen verstauchten Fuß und die ungeheuerlichsten Jagdgeschichten —"

„Und Fräulein von Rinkerode's zärtliche Blicke!"

„Die mir noch angenehmer sind als der Volkskalender, die Späße oder die Jagdgeschichten!"

„Sie leugnen nicht, daß Sie der Gegenstand dieser zärtlichen Blicke sind?"

Bungerhausen sah sie wie fragend an.

„Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß, daß mein Bruder Oswald eifersüchtig auf Sie ist!"

„Und Sie glauben, ich verdiente diese Ehre?"

„Ich weiß es nicht, ich kümmere mich auch nicht darum. Doch ja, ich wünschte, es wäre so! Ich möchte Ihre Ergebenheit auf die Probe stellen, Bungerhausen — Herr Ritter, ist Eure Liebe so heiß, ei, so hebt mir den Handschuh — ach nein, das paßt nicht; mein Bruder Oswald hat ein weiches Gemüth, aber wie einen Handschuh kehrt man ihn doch nicht um; und wenn Fräulein Mathilde auch eine Leopardin oder eine Löwin ist, Sie wird sie nicht zerreißen!"

„Was soll ich thun?"

„Retten Sie mir Oswald aus dem Zwinger dieser Löwin! Wir Alle, mein Vater, meine Brüder, ich, sehen ihn mit Angst und Sorge im Liebes- und Glaubenszwinger dieser wilden Schönheit!"

„Und ich soll ihn daraus erretten können?"

„Ein Freund vermag das am ersten."

Bungerhausen zuckte die Achseln.

„Oswald ist gut, aber er ist kein Mann!" fuhr die Prinzessin fort. „Machen Sie als Freund einen Mann aus ihm, gestählt wider jede Verführung, wach und klug und auf der Hut gegen jede Umstrickung, jeden Versuch, sein Urtheil zu bestechen, sein Denken einzuschläfern, die warme, weiche Decke Ihrer Katholicismuspoesie und Schwärmerei über seinen eingelullten Verstand zu legen, auf daß er nie wieder erwache."

„Beabsichtigt man das?"

„Und das wüßten Sie nicht? Man will ihn an seiner Schwäche für Mathilde Rinkerode fassen und durch diese convertiren!"

„Und dem soll ich entgegenwirken?"

„Sie können es, denn Sie werden leicht sein Vertrauen gewinnen, das er uns als armen poesielosen Rationalisten entzogen hat. In Ihnen wird er eine gleichgestimmte Seele finden, — voraussetzen wenigstens."

„Prinzessin", sagte Bungerhausen mit trübem Lächeln, „kennen Sie die Geschichte von dem schlauen Irrenarzte? Einem Gemüthskranken führte er einen seiner Assistenzärzte zu und nachdem er ihm anvertraut, der junge Arzt habe fixe Ideen und Schrullen, — Verrücktheiten, welche vollständig die des Irren waren,

übertrug er diesem, dem Kranken, das Bekämpfen derselben und die Heilung des Gesunden."

„Und der Irre genas, indem er seinen Wahnsinn in dem Anderen, der sich nur irr stellte, bekämpfte?"

„Er genas."

„Der Einfall war gut!" antwortete die Prinzessin.

„Nicht wahr? Und Sie wollen eben etwas wie dieselbe Methode anwenden?"

„O nein; denken Sie, ich wolle Sie heilen, indem ich Sie zum Arzte Oswalds mache? Allerdings mit Ihrer lebensmüden Niedergeschlagenheit in diesem Augenblicke ließen Sie sich schon als Gemüthskranken betrachten, das hat seine Richtigkeit; aber mein Bruder Oswald ist durchaus nicht der gesunde Assistenzarzt, der diesen Heilungsplan unterstützen könnte! Er krankt an derselben Poesiesucht wie Sie und Fräulein Mathilde ist die Lorelei, die den romantischen Jüngling mit ihrem Harfenspiel verlockt, bis am Ende die Wellen Schiffer und Kahn verschlingen, — es sei denn, eine feste Manneshand ergriffe das Steuerruder seines Kahns. Und nun leben Sie wohl, Bungerhausen — ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Sie haben zu wenig zu thun, das ist bei Euch Allen der Fehler — der Müssiggang, der Mangel an männlicher Arbeit! — Wüßten Sie zu arbeiten, etwas Ernstes, Tüchtiges zu treiben, so wären Sie nicht Sklave solcher Stimmungen."

„Ah“, fiel Bungerhausen ein, „als ob die Arbeit etwas ändern könnte an dem alten: „Himmelhoch-jauchzend, zu Tode betrübt!“

„Weshalb nicht?“ entgegnete Prinzessin Justine; „eine hin- und herschwankende Pflanze wie Sie bedarf des Anhalts, und das ist nur die Arbeit! Und nun besteigen Sie Ihr Pferd wieder, Sie sehen, es reißt sehr ungeduldig an seinen Zügeln. Schwingen Sie sich auf und sprengen davon, in die Welt, in die Freiheit!“

Sie grüßte lächelnd und war bald hinter den nächsten Stämmen verschwunden.

„Dämon von einem Weibe!“ murmelte Bungerhausen, ihr zornig nachblickend. Noch eine Weile saß er, vor sich hinstarrend, an derselben Stelle.

„Und wie dann“, murmelte er endlich, „wenn ich ihr nun folgte und in die Freiheit ritt, wie sie sich ausdrückt? Würde das etwas ändern? Wenn ich ihr sagte: ich habe mich entschlossen, Ihnen meine Ueberzeugungen und meinen Glauben zu opfern und so frei zu sein wie Sie; ich will um Ihretwillen Vater und Mutter verlassen und dem Weibe folgen und es darauf ankommen lassen, direkt in die Hölle zu fahren, statt von der himmlischen Jury einst nur in das Fegefeuer, das im Lutterberg uns Junkern blüht, geschickt zu werden, — würde sie nicht

darauf antworten: das rührt mich nicht im Mindesten! Ein Mann, der um eines jungen Mädchens willen seinen Glauben aufgibt, erkauft sich dadurch bei mir das Ansehen nicht wieder, das er verloren hat, weil er seine Ehre nicht mit der Waffe in der Hand zu vertheidigen wußte! Das würde sie antworten und hätte Recht! — Armer Teufel, der ich bin", schloß er mit einem tiefen Seufzer, „ich verdiente, daß man mich unter die Zahl der heiligen — Bekenner aufnähme!"

Dabei stand er auf und wollte seinem Pferde zuschreiten, um es zu besteigen, als er seitwärts auf dem Boden, da, wo die Prinzessin gestanden hatte, etwas blinken sah. Er bückte sich und hob es auf; es war eine Spange, wie Damen sie zur Befestigung eines Umschlagetuchs gebrauchen. Bungerhausen wollte den kleinen Gegenstand als Andenken an sich nehmen; bei näherem Betrachten sah er, daß es eine sehr werthvolle Goldarbeit nach etruskischem Muster war — die Prinzessin mußte es aus Rom mitgebracht haben; so entschloß er sich, sie mit raschen Schritten einzuholen, um es ihr einzuhändigen. Er folgte dem Wege, den sie eingeschlagen hatte, aufwärts, um die Bergseite herum; der Pfad, der sich bald ziemlich vernachlässigt zeigte und in einen ganz gewöhnlichen Waldweg verwandelte, führte durch Unterholz und Dickicht und dann auf eine Lichtung, auf der über dem Boden von Moos

und kurzen Gräsern nur wenige einzelne Stämme von Eichen und Tannen sich erhoben. Bungerhausen war hier plötzlich stehen geblieben, am Rande der Lichtung, noch von dem Unterholz verdeckt, betroffen über den Anblick der Prinzessin, die er in einiger Entfernung wahrnahm und das, was er sie beginnen sah. Er hatte vor sich die nackte Felsbildung, auf der mit uraltem Mauerwerk die Substruktionen von Schloß Tollenstein sich erhoben; diese aus rohen Quadern und Felsstücken zusammengefügten Mauern waren in unregelmäßiger Weise durch bald größere, bald kleinere Oeffnungen durchbrochen und diese mit starken Eisenstangen vergittert. An einer dieser Oeffnungen — es war die größte von allen — blickte hinter dem Eisengitter ein bleiches, abgezehrtes, leidendes Frauengesicht mit lose an den farblosen Wangen niederhängenden blonden, ins Graue übergehenden Haaren hervor — die wachsbleichen, mageren Hände krallten sich um die Stangen fest.

Unterhalb des Fensters, auf dem Gesteine des Felsgebildes, über dem die Grundmauern aufstiegen, stand Prinzessin Justine; es gehörte einige Geschicklichkeit dazu, da hinauf zu kommen; jetzt stand sie mit dem einen ihrer kleinen, elegant chaussirten Füße auf einem abgerundeten Steinblock, während sie den anderen auf eine, um ein weniges höher liegende Felskante gestellt hatte und so einen Strauß von

Hollunderblüthen, den sie eben im Walde gepflückt haben mußte, der Gefangenen hinaufreichte, die ihn durch das Gitter an sich nahm.

„Du bist gut, Elsbeth, Du bist gut", sagte die Gefangene mit einer heiseren, scharfen Stimme. „Ich bete auch für Dich zu allen Heiligen, jeden Abend, ehe ich einschlafe und wenn ich meine Mäuse gefüttert habe — die weißen, weißt Du, die ich im Käfig habe, und die so gefangen sind wie ich ... Wie lange werden sie mich noch gefangen halten, Elsbeth, sag', wie lange noch? Ich möchte hinaus, Kind, hinaus, hinaus, die heilige Jungfrau fragt mich alle Nacht, weshalb ich nicht zu ihr wallfahrten komme, wie ich wegen all meiner Sünden gelobt habe."

„Ich weiß es nicht, Dora, ich weiß es nicht, das steht beim Fürsten. Sobald er glaubt, daß —"

„Warum", unterbrach heftig die Gefangene, „kommt er nicht zu mir, der Fürst, ich will ja reden mit ihm, ich will ihm ja Alles sagen und Alles, Alles bekennen, wie es zugegangen und gekommen ist."

„Ach, Dora, Du hast schon viel zu viel gesagt — mehr als Du verantworten kannst, das ist's ja eben!"

„O mein Heiland und Seligmacher, ich will ja auch gern schweigen, Elsbeth, schweigen gegen die Welt, schweigen wie das Grab, nur laßt mich endlich hinaus, daß ich mein Gelübde thun kann!"

„Dora", schnitt ihr die Prinzessin das Wort ab,

„sag' mir, ob Du etwas wünschest, was ich Dir verschaffen kann. Hast Du noch Wolle zum Stricken, hast Du noch Wein, um Dich zu stärken?"

Die Gefangene antwortete nicht; sie drückte ihre Stirn gegen die beiden mittleren Stangen des Fensters, schlug ihre Hände zusammen und brach in ein herzbrechendes Schluchzen aus. Prinzessin Justine aber schien sich diesem Ausbruch von Verzweiflung entziehen zu wollen; sie kletterte von ihrem hohen Stande herunter und schritt an den Felsenbildungen entlang rasch weiter, bis drüben wieder das Gehölz sie aufnahm.

Bungerhausen dachte nicht mehr daran, ihr zu folgen. Er war aufs Aeußerste betroffen durch das, was er vernommen — der Prinzessin Standpunkt unter dem Fenster hatte sie zu so lautem Sprechen gezwungen, daß Bungerhausen beinahe jedes Wort verstanden; desto unlösbarer war das Räthselhafte der Scene. Waren da unten in den Fundamenten der Burg Kerker, Verließe, und erlaubte sich der Fürst, dem als Standesherrn doch nur Ehrenrechte geblieben, da Gefangene einzusperren? Maßte er sich dies Recht vielleicht über sein Gesinde an? Bungerhausen wußte, daß er es nicht durfte. War die eingesperrte Person etwa eine Wahnsinnige? Darauf hatte keines ihrer Worte gedeutet, nur daß sie abergläubisch war wie andere alte Frauen auch und daß sie die Prinzessin duzte und kurzweg

Elsbeth nannte! Es war seltsam ... doch verrückt konnte sie nicht sein; die Prinzessin hatte ihr ja ihre Indiscretion vorgeworfen — wie kann man die Indiscretionen Verrückter fürchten? Lag es nicht näher, daß man eine Gewaltthat an der armen Gefangenen übte, weil sie die Mitwisserin eines Geheimnisses war, schwer und bedeutungsvoll genug, um solche Mittel anzuwenden, es zu unterdrücken.

Bungerhausen kehrte zu seinem Pferde zurück und schlug nun endlich den Heimweg ein. Er war innerlich so betroffen, daß er seinem Pferde überließ, welchen Weg es nehmen wolle, und so trug es ihn die Ufer der Lore abwärts entlang, nach Haus Wittenhorst, der Burg seiner Väter.

Sechstes Capitel.

Die Gesellschaft auf Hunnenbrück.

Am andern Tage, in den Nachmittagstunden, verließ Bungerhausen Wittenhorst wieder, um sich nach Hunnenbrück zu begeben — er mußte doch dort sein Verschwinden von der Jagd erklären — im Vorüberreiten wollte er auf Tungerloh vorsprechen und sich erkundigen, ob Erich ihn nicht verrathen habe, wie er ihn schriftlich gebeten. Der Weg führte ihn durch Wernhausen, an Gerwins Pfarrhaus vorüber; Gerwin hatte schon um seinen Urlaub gebeten und war vor einer Stunde, zu Fuß, nach Tungerloh gewandert; im Garten des Pfarrhauses, an einem gedeckten Kaffeetisch unter der Laube sah Bungerhausen neben dem Pfarrer zwei Jesuiten sitzen und an ihrer Seite einen jungen, halb bäurisch halb städtisch gekleideten Menschen — es war Berend, der Anerbe des Lendruper Hofes, wenn er recht sah.

In Tungerloh fand er die Brüder; Erich saß am offenen Fenster seines Zimmers und blies dicke Dampf-

wolken aus seinem Meerschaumkopfe; Gerwin lehnte im Sopha zurück und las — in der Mitte des Zimmers lag Türk und blickte mit seinen intelligenten Augen bald den einen, bald den andern der schweigsamen Brüder an.

„Wenn der alte Hund mit seinem mißmuthigen Gesicht mich so ansieht", hatte Erich eben gesagt, „so muß ich immer an unsern guten seligen Vater denken."

„Und weshalb?" antwortete Gerwin.

„Ja, sieh ihn nur an, diese vorwurfsvolle Treue und diese mürrische Aufmerksamkeit auf unsere Mienen! Es ist, als fühlte er sich wie der Stellvertreter seines alten Herrn und glaubte uns berathen, ausschelten und bewachen zu müssen; da wir armen verlassenen Jungen nun Niemand anders mehr haben! Wahrhaftig, Gerwin, wenn man lange mit solch einer treuen guten Bestie lebt, kommt einem der Buddhistenglaube, daß Menschenseelen in den Thieren stecken, ganz erklärlich vor!"

„Der ist doch thöricht!" versetzte Gerwin, „aber ich bin geneigt, Dir zuzugestehen, daß unsere deutsche Freundschaft und Theilnahme für Thiere mit unserm arischen Blute zusammenhängt, ein Stück alten ererbten Buddhaismus ist. Jedenfalls", fügte er lächelnd hinzu, „ist unsere Affentheorie eine rein arische Idee!"

„Arische Idee? Was ist Arisch?"

Gerwin erklärte es ihm. Erich hörte nur zerstreut zu — er hielt dabei seinen Blick auf Türk gerichtet und sagte:

„Türk gibt mir gewißlich seine Einwilligung zu meiner Verheirathung mit Marianne nicht. Er macht ein äußerst verdrießliches Gesicht!"

„Vielleicht darüber, daß ich sie so rasch gegeben!" antwortete lächelnd Gerwin.

In diesem Augenblick trat Bungerhausen ein und unterbrach das Gespräch. Er setzte sich Erich gegenüber an die andere Seite des Tisches unter dem Fenster und nahm eine von Erichs Meerschaumpfeifen an, der ihm dabei erzählte, daß er von Fräulein Mathilde gestern in Tungerloh gesucht worden sei und sich nun auf eine andere Ausrede gefaßt machen müsse, wenn er nicht verrathen wolle, wo er den Tag zugebracht.

„Die Ausrede ist übrigens leicht gefunden", setzte Erich hinzu, „Du brauchst Fräulein Mathilde nur zu sagen, daß Du einem Duell mit Prinz Oswald um ihretwillen aus dem Wege gegangen; sie wird dadurch sehr geschmeichelt und vollständig befriedigt sein!"

Bungerhausen fühlte durch diesen Scherz eine wunde Stelle berührt und fand Erich ein wenig taktlos — er ließ das Gespräch über den Gegenstand fallen und die Brüder waren nun zu discret, dabei zu beharren. Er erzählte Gerwin, daß er im Vor=

überreiten in Wernhausen nach ihm gefragt, aber statt seiner eine bedeutungsvolle Gesellschaft im Pfarrhausgarten erblickt — drei geistliche Herren zumal und den Berend Lendrup mitten zwischen ihnen.

Erich wechselte leicht die Farbe bei dieser Mittheilung.

„Es fehlte noch, daß Berend meine und Mariannens Angelegenheit vor solch einen geistlichen Hof bringt", sagte er, „dann ist nichts Anderes für mich zu thun, als schnell zu handeln — Berend hat ohnehin, wie ich heute Morgen erfahren, eine Partie für Marianne entdeckt, und das arme Mädchen wird nun doppelt gequält sein . . . meine Ehre fordert, daß ich sie dem nicht länger ausgesetzt sein lasse."

„Und was könntest Du thun?" fragte Gerwin, „mein Herr Pfarrer wird Dich ohne der beiden Eltern Einwilligung nicht trauen oder Dir Dimissorialen geben."

„Nein", versetzte Erich, „er wird es nicht — Berend hat leider gestern einige Aeußerungen Mariannens überhorcht . . . sie rieth mir, das Vermögen der Tungern'schen Stiftung für mich einzuziehen. Berend wird das in Wernhausen drüben jetzt nicht verschweigen, und nun wird die Sache schlimm, man wird Berend jede Unterstützung gewähren, um uns zu trennen!"

„Darauf verlaß Dich, Erich!" nickte Bungerhausen; „wenn Dein Schatz Dir solche Gedanken in den Kopf

setzt — die man im Stillen ohnehin schon längst wohl gefürchtet hat, wird Eure Ehe für gewisse Leute gefährlich."

„Und was bleibt mir übrig, als eine entscheidende That — mag dann werden, was da will!"

„That? Welche That?" fragte Gerwin, beunruhigt zu Erich aufblickend.

„Nichts Unerlaubtes, wogegen Du zu protestiren hättest, Gerwin; ich werde mit Marianne und zwei Zeugen zu Deinem Pfarrer gehen — und die Sache einfach abmachen!"

„Ah, dawider müßte ich doch protestiren!"

Erich zuckte die Achseln.

„Es bleibt uns nichts Anderes", sagte er, „und ich bin entschlossen dazu. Was kannst Du einwerfen? Das Concil von Trident erlaubt diese Form der Eheschließung. Einst vor der Zeit des Concils war die Eheschließung noch einfacher und formloser; der beiderseitige Wille wurde einfach erklärt, höchstens in einigen Gegenden öffentlich vor der Gemeinde kund gemacht. Das Concil von Trident hat die strengere Form angeordnet: der gegenseitige Wille muß vor dem Pfarrer und vor zwei Zeugen ausgesprochen werden. So hast Du selbst früher mir auseinandergesetzt. Wenn ich also dieser schon strengeren Form genüge, ist dann nicht Alles geschehen, was man von mir verlangen kann?"

„Nein, nein“, rief Gerwin eifrig aus, „eine solche Ehe ohne die Einwilligung der Eltern, ohne den Segen der Kirche hat etwas Gewaltsames, Abstoßendes — es ist dabei ein Durchbrechen der Sitte, ein offen zur Schau getragenes Verachten der Gesetze der Kirche... ein so brutales Durchsetzen des von der Leidenschaft diktirten Willens...“

„Ah bah, auf das Alles antworte ich Dir: Wenn Eltern aus ungerechtfertigten Beweggründen sich uns widersetzen, muß es ein Mittel geben, ohne diese Eltern fertig zu werden; und wenn die Kirche nicht segnen will, muß man den Segen von dem eigenen guten, ehrlichen Gewissen nehmen; haben doch die Engel in der Christnacht schon die gesegnet, die guten Willens sind! Muß ich dabei die Sitte durchbrechen, so thue ich doch nichts wider die Sittlichkeit, und daß es nicht längst allgemeine Sitte geworden, um über Hemmnisse, die ehrlichen Leuten in den Weg geworfen werden, hinwegzukommen, das ist, was mich am meisten wundert! Was Du aber sagst vom Verachten der Gesetze der Kirche, lieber Gerwin, so wünsche ich Dir, daß Du selbst nie in die Lage kommst, wo Du Dich als ehrlicher Mann mit Deinem einfach menschlichen Gefühl gezwungen siehst, gegen die Gesetze der Kirche Dich auf Dein Gewissen zu stützen!“

Die letzteren Worte schlugen eine sympathische Saite in Bungerhausen an, der ja noch gestern Aehn-

liches Prinzessin Justine eingeräumt; er begann in dem Streit, der nun folgte, sich auf Erichs Seite zu stellen, und Gerwin wurde endlich dahin gebracht, daß er versprach, sich neutral verhalten zu wollen. Erich fragte Bungerhausen, ob er einer seiner Zeugen sein wolle; dieser aber lehnte verlegen die Zumuthung ab; er hätte gern Erich den Freundschaftsdienst geleistet und der Handlung die Unterstützung der Autorität seines Namens gegeben, aber er fürchtete die Unzufriedenheit seiner Eltern, ihren Kummer, ihn in der Kirche mißfällige Dinge verwickelt zu sehen, seiner Mutter endlose Strafpredigten — und während er deshalb sein „Nein“ sprach, fühlte er doch innerlich schwer diese Fesseln, die ihn Nein zu sagen zwangen, auf sich lasten. Erich war zu bescheiden, in ihn zu dringen — er konnte ja auch ganz einfach zwei seiner Grundholden nehmen, wenn unter den Standesgenossen keiner aus Freundschaft so viel für ihn thun wollte! Guido Pungelscheidt hätte sich freilich gewiß bereit finden lassen, schon des Aufhebens willen, das die Sache machen mußte — aber ihn wollte Erich nicht. — Gerwin drang in seinen Bruder, die Sache wenigstens nicht zu übereilen.

„Die Bäuerin vom Lendruper Hofe“, sagte er, „ist mein Beichtkind; ich werde ihr ins Gewissen zu reden suchen; es wird ja den Leuten selbst daran liegen, eine Wendung der Sache vermieden zu sehen, die

etwas Gewaltthätiges, und sie selbst dem Tadel der Leute Aussetzendes hat!“

Bungerhausen brach auf und überließ den Brüdern, dies Thema weiter zu erörtern. Während er seines Weges über die von schönen Waldbergen umgebene und vom hellsten Sonnenschein beglänzte Hochebene weiter ritt, fiel ihm schwer aufs Herz, wie doch sein eigener Seelenkummer Analogien in den Verhältnissen aller seiner Umgebungen habe. Er dachte an Erich, an Gerwin, an Mathilde von Rinkerode, die sich doch bei der Rolle, welche man ihr, wie Prinzessin Justine so bestimmt aussprach, zugeschoben, sicherlich nicht so glücklich fühlen konnte, wie sie den Anschein annahm es zu sein. Es war überall dasselbe Element, das der Einzelnen Lage bestimmte — dieselben Einflüsse, die ihr Leben beherrschten, ihrem Schicksale seine Richtung gaben. Ihn selbst wies Justine zurück, weil er unter dem Banne dieses Elements, unter der Herrschaft dieses tyrannischen Einflusses stand ... sie wollte nicht auch diesem Banne verfallen, sie wollte nicht in den Kreis eintreten, wo dieser Einfluß herrschte — sie wollte frei bleiben. Hatte sie nicht Recht? Und war er, Alfred Bungerhausen, nicht ein Thor mit seinen Hoffnungen, sie in diesen Kreis je hineinziehen zu können; wäre es nicht besser, sich muthig aus dem Banne zu lösen und in ihren Kreis der Freiheit überzutreten? Er flüsterte still vor sich hin:

Wenn man nur mehr gelernt hätte, es besser verstände, sich gründlich zu unterrichten und über philosophische und theologische Streitfragen ein Urtheil zu bekommen, ohne stets dem Recht geben zu müssen, dessen Plaidoyer man gerade anhört! Wie kann man sonst zur Klarheit kommen! Und ist man zur Freiheit gekommen, hat man dann etwas Anderes als die Freiheit, mit einem Auge, von dem „die Schuppen gefallen", dem unendlichen, grausigen, entgötterten Nichts ins Antlitz zu starren? dem Nichts vor uns, dem Nichts hinter uns, dem Nichts über uns, an der Stelle der blauen Himmelswölbung dort, über der man bis heute die schönere Welt ewiger, segnender, schützender, die Menschen an der Hand ihrer unsichtbaren Boten leitender Geister erblickte?

Bungerhausen seufzte schwer auf; er nahm sich vor, sich mit seiner unglücklichen Leidenschaft Gerwin anzuvertrauen und in längerer Erörterung mit ihm über alle diese Fragen sich Aufklärung zu suchen. Gerwin mußte durch seine eigene Lage zu tieferem Denken und Ergründen der Dinge geführt worden sein — es war nicht möglich, daß sich in sein Verhältniß zu Ludmilla nicht Gefühle mischten, die am Ende in bewegten Stunden ihm die Freiheit, von der Justine sprach, gerade so verführerisch machten, wie sie es ihm, Bungerhausen, auch erschien.

So kam unser schwermüthiger Reiter ins Thal der

Eller. Die Chaussee, der er gestern von der Jagd entfliehend westwärts gefolgt war und der er heute ostwärts nachzog, senkte sich in kurzen Windungen durch eine Schlucht in das schmale Flußthal hinab; wäre Bungerhausen hier rechtshin aufwärts geritten, er hätte nach zehn Minuten das malerische Haus Uchtenberg hoch oben auf seiner steilen Felsenwand vor sich erblickt; er wandte sich statt dessen linkshin und folgte der Chaussee, die den Fluß abwärts begleitete, durch das wildromantische Felsenthal. Nach einer halben Stunde erweiterte sich dieses. Ein großer Eisenhammer bezeichnete diesen Austritt des Gewässers aus dem engen Gebirgseinschnitt in einen erbreiterten, von schönen Wiesenflächen eingenommenen Grund, der rechts und links von sanft ansteigenden Bergwänden eingefaßt war, und im fernen Hintergrunde, wo die Wände wieder näher traten, die Thürme von Mindenheim als Hüter des Eingangs in das Thal erblicken ließ.

In der Mitte dieses Grundes erhob sich Schloß Hunnenbrück, Graf Rodenhorst's großer Stammsitz. Die Rodenhorst behaupteten, obwohl sie zum niedern Adel gezählt wurden, doch aus dynastischem Geschlecht zu stammen und wiesen dabei auf ihr Wappen hin, das sie mit einem der regierenden deutschen Fürstenhäuser ganz gleich führten, sogar in den Tincturen. Doch war die Sache zweifelhaft, so zweifelhaft wie die

Frage, was eigentlich Dynasten sind. — Die beste Unterstützung des großen Ansehens der Rodenhorst im ganzen Lande war ihr gewaltiger Reichthum, die Anzahl ihrer Besitzungen und Güter, unter denen mehrere waren, welche der jetzige Inhaber derselben in seinem Leben noch nicht gesehen hatte. Graf Melchior Levin von Rodenhorst war ein untadeliger Cavalier. Gelernt hatte er wenig, sehr, ja unglaublich wenig; aber er war ein Mann von viel gesunder Urtheilskraft, adelig in all seinem Denken und Handeln, offen, wohlwollend, gastfrei und in allen Dingen ein würdiger Träger seines Namens. Ideen und Initiative waren nicht seine Stärke. Das treibende Rad bei Allem, was auf Hunnenbrück geschah, umgestaltet, neu eingeführt wurde, war die Gräfin, eine schlanke, bewegliche, unruhige Dame, die nicht leben konnte, ohne einen Hof um sich und irgend einen Betrieb im Kopfe zu haben. Gräfin Laura näherte sich den Vierzigen; die Verehrer verminderten sich in dem Maße, wie die Reste einer Schönheit, die stets sehr der Toilette bedurft hatte, schwanden. Sie hatte sich jetzt auf die Theologie geworfen, stand mit einem Cardinal und zwei Erzbischöfen in Correspondenz, disputirte mit dem Dechant von Mindenheim über dogmatische Fragen und gab Geld, viel Geld für kirchliche Vereine und den Peterspfennig her, jährlich fast ein Viertel von dem, was ihre Toilette sie kostete. Der Gräfin Laura Betrieb war auch der

Bau des stattlichen Schlosses Hunnenbrück gewesen, das ganz im Geschmack eines großen englischen Landsitzes, im Tudorstil erbaut sich inmitten eines Parkes erhob, der sich vom Ufer der Eller weithin bis zu dem Aussichtthurm erstreckte, der links auf dem Bergrücken lag, welcher hier das Thal begleitete. Die Thürme, Zinnen und Giebel dieses großen Schloßbaues sah Bungerhausen vor sich die Wipfel der hohen alten Parkbäume überragen, bis er selbst in die Schatten dieser Bäume gerieth; ein offenstehendes Thor führte zu den gewundenen Pfaden, die durch das Gehölz liefen, um dann später zwischen weiten Rasenplätzen mit einzelnen Baumgruppen und Blumenbeeten hindurch zum Mittelpunkt des Ganzen, dem imposanten Schlosse zu leiten.

Bungerhausen war nicht weit geritten, als er auf einen Theil der Gäste, die Hunnenbrück eben jetzt bewirthete, stieß; es waren mehrere junge Damen und junge Herren, die durch das Gehölz wandelten und in sehr lebhafter Unterhaltung begriffen waren. Als er sie erreicht hatte, umschwirrten ihn von allen Seiten die neckenden Fragen nach seinem Unfall; er half sich mit der Ausflucht, daß er auf so viel Theilnahme nicht von oben herab, von seinem Sattel aus antworten dürfe und erst sein Pferd unterbringen müsse. Als er dies in den auf der Rückseite des Schlosses liegenden Stallungen gethan, kehrte er in den Park zurück.

Aber nur Mathilde und Prinz Oswald begegneten ihm jetzt noch — die Anderen waren nach den Paddocks gegangen, um die Fohlen und jungen Pferde des Grafen zu sehen.

„Jetzt aber berichten Sie, wohin Sie gestern entflohen waren“, rief ihm Mathilde Rinkerode schon von weitem entgegen.

„Ich hörte, die Damen würden nicht zum Frühstück-Rendezvous kommen“, antwortete Bungerhausen, „und diese Täuschung einer schönen Hoffnung machte mich so verstimmt, daß ich die ganze Jagd aufgab.“

„Ah“, versetzte Mathilde, „das ist reiner Hohn, dafür werden Sie um so strenger gerichtet werden. Antworten Sie die Wahrheit.“

„Ich ritt nach Haus zurück, um mir von meiner Mutter meinen Fuß heilen zu lassen — Sie sehen, es ist ihr gründlich gelungen.“

„Auch das ist nicht wahr, ich weiß, daß Sie gestern Abend erst sehr spät in Wittenhorst angekommen sind — Ihr Verwalter, der heute Morgen in Hunnenbrück war, hat es mir gesagt.“

„Sie controliren mich wirklich sehr scharf, Fräulein Mathilde, ich sehe also, daß ich mit der Sprache heraus muß . . . ich hatte ein Gelübde zum heiligen Hubertus gethan, gestern nicht zu jagen und habe den Tag bei Gerwin Tungern in Wernhausen zugebracht.“

„Ah, auch das glaube ich nicht.“

„Aber Fräulein Mathilde“, fiel hier Prinz Oswald ein, „Sie sind wirklich sehr inquisitorisch ... Sie müssen jetzt Bungerhausen glauben oder einsehen, daß er die Wahrheit uns nicht sagen will.“

Mathildens Neugier auf Bungerhausen's Geheimnisse hatte den Prinzen offenbar ein wenig eifersüchtig erregt.

„Aber er soll mir eben die Wahrheit gestehen“, versetzte Mathilde eifrig.

„Mit welchem Rechte fordern Sie das?“ fragte Bungerhausen kühl, „ist man verpflichtet, Jedem, der uns fragt, auch wenn er kein Recht zur Frage hat, die Wahrheit zu sagen?“

„Sie nehmen es sehr casuistisch!“ entgegnete Mathilde. „Man muß immer die Wahrheit sagen, Jedem, der ganzen Welt. Man muß immer den Muth haben, was man that, wollte, dachte, glaubte, zu bekennen — den Muth seiner Ueberzeugung nicht nur, sondern auch seiner Neigung.“

„Das würde doch einer Dame nicht immer anstehen, den Muth ihrer Neigung zu haben!“

„Weshalb nicht?“

„Weil das gegen ihr weibliches Empfinden ist!“

„Davon versteht ein junger Mann wie Sie viel!“ versetzte Fräulein Mathilde.

„Weshalb sollte unsereins das nicht verstehen,

seit Frauen wie Gräfin Eustochium und viele Andere es in so breiten Romanen mit so erschöpfender Gründlichkeit geschildert haben? Das ewig Weibliche, das träumerisch Unbewußte des Mädchenherzens, das sich vor sich selbst verhüllende, sich selbst unverständliche Schwingenregen der Frauenpsyche mag unsern Vätern ein Mysterium gewesen sein und all den Reiz des Mysteriums gehabt haben — wir Jüngern sind durch Mädchen- und Frauenfedern so gründlich unterrichtet, daß dieser Reiz geschwunden ist!"

„Sind Sie so sicher, diesen Unterricht auch verstanden zu haben?" fragte Mathilde. „Was ein Mädchen von sich gesteht, gilt das von Allen? Was eine Frau von ihrem Gemüthswesen schildert, ist das immer richtig aufgefaßt? Wer sagt Ihnen, ob es Wahrheit oder Koketterie, Aufrichtigkeit oder Selbstbetrug? Aus Büchern werden Sie nie viel lernen, Bungerhausen, am wenigsten über Frauen. Bücher geben immer falsche Maßstäbe, falsche Urtheile, denn nur die Leute schreiben sie, welche durch falsche Auffassung und verkehrte Beurtheilung des Lebens in diesem kein Glück gemacht und sich nicht darin zu stellen gewußt haben. Wer das Leben versteht und am richtigen Zipfel faßt, hat bessern Zeitvertreib, als Bücher darüber zu schreiben. Ich hasse Bücher, ich hasse sogar die Erfindung der Buchdruckerkunst — es

ist die richtige böse Schwarzkunst, die verderblichste von allen Erfindungen."

„Aber die Dinte lassen Sie doch in Ehren!" fiel Bungerhausen lachend ein, „Sie haben selbst wenigstens etwas von der Natur des Dintenfisches!"

„Ah, das lautet galant!" rief die junge Dame aus, „wahrhaftig, das möcht' ich erklärt hören."

„Sie wissen, jedes Thier hat seine Waffen, und die Damen haben die des Fisches, der, wenn er angegriffen wird, das Wasser um sich her trübe macht; wenn man Ihnen widerspricht, umgeben Sie sich mit einer ganzen Wolke von wirrem Durcheinander."

Prinz Oswald sah verlegen lächelnd bald den einen, bald den andern der Redenden an — ihm war es unklar, weshalb das Gespräch von beiden Seiten so unverkennbar eine gewisse Gereizheit verrieth — er sagte jetzt:

„Was die Druckerschwärze angeht, so stimm' ich doch nicht in Ihre Verdammung ein, Mathilde; würde sonst ein so ausgezeichneter Mann wie unser Bischof sich ihrer mit so großer Vorliebe bedienen?"

„Eben deshalb verdamm' ich sie", entgegnete Mathilde, „weil ein so vorzüglicher Mann sich sogar nicht enthalten kann, sich die Finger damit schmutzig zu machen."

„Und sich dann Erwiederungen, Gegenschriften, ärgerliche Erklärungen zuzuziehen", bemerkte Bunger-

hausen. „Aber was wollen Sie? Die Druckerschwärze ist das Blut des geistigen Lebens der Welt geworden.“

„Und wenn das Blut, das die Adern unseres Geisteslebens füllt, so schwarz ist, so müssen freilich auch die Herzen schwarz werden“, fiel Mathilde ein.

„Was wissen Sie von schwarzen Herzen!“ lächelte der Prinz.

„Zeigt uns nicht jetzt eben Bungerhausen eines, weil er so tückische Heimlichkeiten treibt?“

„Wie zäh Sie sich darauf versteifen, hinter Bungerhausen's Heimlichkeiten zu kommen!“ rief Prinz Oswald aus.

„Sie haben Recht, Prinz Oswald, sich darüber zu verwundern — Sie sehen daraus, wie viel Böses das Fräulein mir zutraut!“

Mathilde schwieg — sie fühlte, daß sie aufhören mußte mit diesem Thema von Bungerhausen's Durchgehen. Man war an dem Schlosse angekommen, an eine mit wildem Wein übersponnene, von Säulen getragene kleine offene Halle, die sich an eine der Eckthürme schloß. Ueber breiten Stufen stieg man hinein. Die kleine Gesellschaft ließ sich da an einem der runden Tische aus zierlichem Gußeisenwerk nieder. Man hatte die Aussicht auf ein Stück des Parks, die Waldhöhen im Westen, worin der Park überging und sah den gothischen Thurm, der diese Höhen krönte, in einer ganz eigenthümlichen Beleuchtung — der Sonnen=

untergang verklärte eben den westlichen Himmel und übergoß ihn mit wunderbaren Farben. Die beiden Männer wandten ihre Aufmerksamkeit darauf und weideten sich schweigend an dem Schauspiel. Dann sagte der Prinz:

„Solch eine kleine Halle, in welche die Abendsonne glüht, spielt eine Rolle in meinen Kindheiterinnerungen — sie war vielleicht nicht so hübsch wie diese, aber sie beherrschte einen prächtigen See, in dem die Abendgluthen sich in magischer Weise wiederspiegelten."

„Und welcher See war das, an dessen Ufer Sie als Kind geweilt haben?" fragte Mathilde.

„Es war der Genfer See — wir waren dort im Jahre 1848, in der stürmischen Zeit, wo die Bauern uns Tollenstein verbrennen wollten. Mein Vater blieb allein zurück, um dem Sturm Trotz zu bieten und sandte meine arme Mutter, welche ihre Niederkunft erwartete, mit uns drei Buben nach Montreux an den Genfer See ... dort ist meine Schwester Justine geboren und — meine arme Mutter gestorben!"

„Ah, Sie haben dort Ihre Mutter verloren? wie schrecklich für die verlassenen Kinder in der fernen Fremde!" rief Bungerhausen aus.

„Wir waren Alle noch sehr klein", antwortete Prinz

Oswald, „und fühlten wenig von der Schwere des Verlustes.“

„Und wer nahm sich Ihrer an?“ fragte Mathilde.

„Der Vater hatte uns den braven August, seinen Kammerdiener und Vertrauensmann, mitgegeben — dann war eine sehr zuverlässige, umsichtige Frau bei uns, die als Amme Justinens mitgenommen worden war. August sorgte für Alles und brachte uns Verwaisten nach einigen Wochen wohlbehalten nach Tollenstein zurück; in einer Stadt am Oberrhein trafen wir schon den Vater, der uns entgegengereist war, um uns in Empfang zu nehmen — das ist Alles, dessen ich mich erinnere; ich habe auch nach den näheren Details nie den Vater gefragt; es ist ihm so schrecklich, an dies für ihn so unselige Jahr erinnert zu werden!“

„Also Prinzeß Justine ist in Montreux geboren und nachdem dort Ihre Frau Mutter gestorben, von einem Bedienten und einer Amme hierher gebracht worden?“

„Wußten Sie das nicht?“ entgegnete der Prinz, während Mathilde betroffen die große Lebhaftigkeit, womit Bungerhausen die Frage gestellt, bemerkte und ihn forschend ansah.

„Und wer ist dieser treffliche August, der sich so verdient um die Pflege von vier Kindern machte und sie wohlbehalten heimbrachte?“ fuhr Bungerhausen fort.

„Nicht von vieren, von fünfen sogar", erwiederte der Prinz, „denn auch die Amme hatte ihr Kind bei sich; sie hatte sich nicht von demselben trennen wollen und der Arzt gerathen, ihr darin nachzugeben; meine Mutter hing an ihr und wollte sie deshalb nicht entlassen; in der That hat es Justine durchaus nicht geschadet, daß sie eine Milchschwester besitzt."

„Ah, sie besitzt eine Milchschwester — die ihr ähnlich sieht?"

Mathilde lachte hier ein wenig gezwungen auf.

„Wie eifrig Bungerhausen das Alles ergründet!" sagte sie. „Eine Milchschwester, die Prinzessin Justine ähnlich sieht, eröffnet ihm offenbar eine ganz neue Perspective angenehmer Vorstellungen."

Bungerhausen fühlte, daß er erröthete. Er ließ deshalb den Gegenstand fallen, um so mehr, als Prinz Oswald, ohne weiter gefragt zu werden, hinzusetzte:

„Der arme August ist leider auch todt; er ist vor fünf Jahren am Typhus gestorben, aber wir vermissen den guten Menschen noch täglich."

Eine Stille im Gespräch trat ein; Bungerhausen wandte sich ab, um den Blicken Mathildens, die forschend auf ihm lagen, zu entgehen und blickte der verschwindenden Sonne nach. Der Prinz begann von anderen Dingen mit Mathilde zu sprechen; nach einer Weile sah man die andere Gesellschaft von den Paddocks zurück daher kommen und sich in das Innere

des Schlosses begeben; man ging, um sich in dem großen Vereinigungspunkt, der Halle im Mittelbau des Schlosses, ihnen anzuschließen, wo Bungerhausen den Grafen Rodenhorst und die Hausfrau begrüßte.

Eine halbe Stunde später war die ganze Gesellschaft, welche eben Schloß Hunnenbrück belebte, im großen Speisesaale zur Abendmahlzeit um den langen, von Krystall und Silber glänzenden Tisch vereinigt. Lampen und vielarmige Silberleuchter warfen ihr Licht auf Tafelaufsätze mit Blumenbouquets, auf geschliffene Karaffen und Gläser, auf japanesische Teller und silberne Schalen und Terrinen, auf all das kostbare Geräth, von dem so manches Stück durch seine alterthümlichen Formen das Entzücken eines Sammlers erweckt hätte. Ueber dem großen Buffet in der Mitte der mit Holzgetäfel bedeckten Längenwand war die „Schenke" geöffnet, ein bis zum Plafondgesimse hinaufgehender Wandschrank, auf dessen Börten sich ein blendender Reichthum von Silbergeräthen, getriebenen Kannen und Pokalen, oft in wunderlichster Gestaltung als Abbilder von Hirschen, Bären, Hähnen zeigte; dazwischen kostbare Rubingläser, Schüsseln mit Fruchtguirlanden in getriebener Arbeit oder venetianische Flügelgläser, deren Werth höher steht, als der des edelsten Metalls. Der bunte ostentative Luxus moderner Einrichtungen war hier durch einen anderen, von einfacherer, weniger auffallender Art ersetzt, der an Solidität nichts zu

wünschen übrig ließ, wenn er dem ganzen Raum, wie dem ganzen übrigen Schlosse, mit seinem braunen Holzwerk und seinen alten, überall vertheilten Ahnenbildern, seinen ererbten Möbeln aus längst verschwundenen Perioden der Mode auch nicht den Charakter einer gewissen Düsterkeit und Einförmigkeit nahm.

Zuoberst am Tische saß Gräfin Laura, zu ihrer Rechten der Bischof, zu ihrer linken Gräfin „Custochium", die beiden geehrtesten Gäste; dann folgten Prinz Oswald — sein Vater und seine Brüder waren am Morgen schon nach Tollenstein zurückgekehrt — und Mathilde von Rinkerode; Graf Rodenhorst selbst hatte den Dechanten von Mindenheim und zwei andere Geistliche der Umgegend in seiner Nähe; die Fräulein von Elspe und Norderna, Guido Pungelscheidt, Godenau, Bungerhausen und noch mehrere junge und alte Herren nebst einem Paar der oberen Beamten des Grafen schlossen in bunter Reihe sich an.

Der jüngste der Geistlichen hatte ein Tischgebet gesprochen; als man sich dann setzte, fand Bungerhausen, die Serviette aufnehmend, einen Thaler unter derselben liegen — überrascht betrachtete er die Münze — es war ein Mannsfelder Thaler mit dem Hirsch und dem Baum darauf und der Jahreszahl 1610.

„Ist das ein freundliches Geschenk oder — eine Bosheit?" sagte er um sich blickend und, als er den

Augen Mathildens begegnete, im Klaren darüber, welche Auslegung die richtige.

„Eine Bosheit gewiß nicht“, rief Guido von Pungelscheidt aus, „Sie haben gestern bewiesen, daß Sie noch keinen hatten und nun schenkt man Ihnen einen ohne Nebenabsicht — weil Sie eben noch keinen haben, just wie man den rothen Adlerorden verschenkt. Weitere Bosheiten muß man dabei nicht suchen. Stecken Sie ihn in die Westentasche und freuen Sie sich, daß Sie jetzt gegen Fußverstauchungen sicher sind; ich würde nicht zehn Schritte reiten, ohne den meinigen in der Tasche zu haben. Der da wird ohnehin doppelte Kraft haben, da er Ihnen von der Zauberin Velleda geschenkt wird, wie mir hier eben Fräulein von Norderna verräth.“

„Zauberin? Velleda ist nur eine Seherin, Herr von Pungelscheidt“, rief hier Mathilde aus.

„Zauberin, Seherin, ist das nicht dasselbe?“

„Nein“, versetzte sie rasch, „als Seherin seh' ich, daß Sie trotz Ihres Heckthalers bei Ihren wilden Streichen einmal den Hals brechen werden — wär' ich eine Zauberin, so würde ich Sie dawider feien.“

„Eine Zauberin sind Sie doch, Sie reserviren Ihre Bezauberungen nur für andere, bessere Leute als mich — glauben Sie nicht auch, Prinz Oswald?“

„Hätte ich Zauberkünste, so hätten Sie längst ein

Schloß vor dem Munde, Herr von Pungelscheidt!" rief jetzt Mathilde von Rinkerode ärgerlich aus.

Man lachte — Graf Rodenhorst fragte dann, wie diese Mannsfelder Thaler zu ihrer wunderbaren Kraft, vor Verletzungen im Kriege oder auf der Jagd zu schützen — die Thatsache schien von Keinem in Zweifel gezogen zu werden — wohl gekommen.

„Der Vater Luthers", bemerkte einer der geistlichen Herren, „arbeitete im Mannsfelder Bergbau. Haben diese Thaler eine magische Kraft, so ist es doch wohl schwarze Magie — der böse Feind muß sie ihnen beigelegt haben, da es die Kirche nicht gethan hat."

„Und der Vater Luthers", sagte hier lachend Godenau, der von dieser Art Talisman nie etwas gehört, „der Vater Luthers hat in Freundschaft mit dem Teufel gestanden und von ihm seine Bergbauprodukte segnen lassen?"

„Daß bei Luther selbst vielfach die satanische Inspiration Folge persönlicher Berührung mit dem Geist des Bösen war", erwiederte der Geistliche, „das ist constatirt."

„Man thut besser", fiel hier der Bischof, seine mächtige Stirn zusammenziehend, ein, „das auf sich beruhen zu lassen, und wenn man Vertrauen in Derartiges setzt, sich an solche Dinge zu halten, welche gläubig kindlichen Gemüthern die Kirche darbietet."

„Man hat ja Agnus Dei, Skapuliere und Mutter-

gottesmedaillen!" ergänzte die Gräfin von Kettenberg.

Der Bischof war eine höchst imposante Erscheinung: ein großer Mann mit breiten Schultern und einem Kopf mit starken, kräftig ausgearbeiteten Zügen — es lag etwas Wehrhaftes, Kriegsbereites in der ganzen Persönlichkeit mit den gebieterischen Blicken — sie erinnerte an die alten Kirchenfürsten, die in Wehr und Waffen zu Felde zogen. Daß die schwarzen starken Brauen sich nach den Schläfen hin ein wenig in die Höhe zogen und zu einem stumpfen Winkel über der Nasenwurzel zusammenstießen, verstärkte diesen Eindruck. In seiner violetten Soutane mit einem Pectoralkreuz an schwerer goldener Kette und einem violetten Käppchen bildete er eine Erscheinung, die man nicht vergaß, wenn man sie einmal betrachtet hatte.

Die Kirche strahlt ihre Wirkungen zum größten Theile zunächst auf die Frauen und durch die Frauen aus — es mag für einen ernsten männlichen Priestergeist daraus ein nur schwer und unwillig getragenes Zudrängen eines unruhigen, innerlich halt- und rastlosen Frauenelements folgen, das schwer ist, mit so viel christlicher Liebe zu ertragen, wie der heilige Hieronymus sie für seine vornehmen römischen Freundinnen Paula, Marcella, Paulina, Eustochium u. s. w. hatte. Die große, magere, halb in klösterliche Tracht gekleidete Dame zur Linken der Gräfin Rodenhorst vertrat

hier dies Element bei dem Bischofe — sie war aber auch etwas wie ein schützender Schirm gegen die zahllosen weiblichen Beziehungen, die sich zu ihm drängten. Man hatte die Gräfin von Kettenberg seine „Eustochium" genannt, an die sie doch wohl weniger erinnerte, als seine mächtige und imponirende Erscheinung an den großen Kirchenvater und Bibelübersetzer.

Das Gespräch hatte offenbar eine Wendung genommen, die er misbilligte — er sprach von den Resten des Heidenthums, das sich in solchem abergläubischen Vertrauen auf äußere Dinge erhalten habe und es deshalb bedenklich mache, das Halten am ererbten Brauch und der Sitte der Väter, das man gerade diesem Lande nachrühme, zu unbedingt zu preisen; es hänge doch auch damit nicht allein ein Haften an altem heidnischen Wesen zusammen, dem sich die Kirche oft sogar zu sehr accommodirt habe, wie bei der Osterprocession zur Höhle der Velleda, sondern auch ein Geist der Renitenz wider allgemeine Einrichtungen, die man um der Conformität des Ganzen willen von Rom aus durchführen wolle, und wobei die einzelnen Diöcesen dieses Landes, an ihren ererbten alten Missalen, Brevieren und Ritualformen hängend, bedeutenden Widerstand leisteten. Graf Rodenhorst nahm die Vertheidigung der Sache auf — er meinte, man müsse einer guten Eigenschaft die Seite, nach welcher hin sie in einzelnen Beziehungen unangenehm und störend

werden könne, gern verzeihen — das ganze Wesen des Landes, die Erhaltung seines Bauernstandes, die begünstigte Stellung seines Adels, die Macht seines Klerus beruhe auf jener Scheu, das Alte und Bestehende flüssigen Umwandlungen anheim gegeben zu sehen. Dabei erklärte er sich scharf gegen die eifrige Vereinsbildung, welche der Klerus in die Hand genommen, diese Gesellen- und Bauernvereine, die man überall zu gestalten suche, und die in Schichten der Bevölkerung, durch deren passives Verhalten allein die alten Gesellschaftszustände conservirt werden könnten, ein actives Element, ein Geist der Initiative, eine Organisation zum Eingreifen in den Weltlauf und die Tagesereignisse, kurz ein Gähren und eine Unruhe gebracht werde, von denen Graf Rodenhorst nur Schlimmes voraussah. Wir wecken diesen Geist, wir bilden diese Organisation, weil wir sie nach unserm Gefallen glauben lenken zu können — es ist doch auch sehr zu befürchten, daß eine Zeit kommt, wo wir die Geister, die wir riefen, nicht mehr los werden! schloß er.

„Aber", fiel hier der Dechant von Mindenheim ein, „wer, wie die conservativen Mächte unserer so entsetzlich zerrütteten Zeit, inmitten eines Kampfes steht, muß sich doch Streitkräfte organisiren, um den Krieg führen zu können."

„Das ist wahr", versetzte Graf Rodenhorst; „die conservativen Mächte jedoch sind ihrer Natur nach nur

abwehrend, und der ruhige Widerstand ist das, worin ihre Kraft liegt — wenn sie agressive Streitkräfte mobil machen, so werden sie einen Krieg hervorrufen, der mit ihrer Niederlage endet; wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen; ich glaube, es wäre besser, Sie ließen den Gesellen Abends am Tische und in der Familie seines Meisters, statt ihn in Vereine zu locken, wo er sein rohes Selbstbewußtsein nährt und dies Selbstbewußtsein gegen den Meister aufgestachelt wird; es wäre besser, den Bauern auf seinem isolirten Hofe zu lassen, als in Vereinsversammlungen ihn zum Denken über politische Dinge aufzufordern... er politisirt da vielleicht über ein halb Dutzend Jahre schon ganz anders, wie wir es ihm heute noch mit Erfolg vorschreiben!"

„Lieber Graf", übernahm der Bischof die Antwort, „Ihre Bemerkung hat gewiß etwas sehr Beherzigenswerthes, und wenn die Welt von heute noch die alten Gesellschaftszustände kennte, würde ich mit Ihnen sprechen: der Priester gehört an den Altar und in die Kirche, nicht auf die Rednerbühne von Vereinen, welche die Gefahr, sich zu Clubversammlungen zu gestalten, in ihrem Schoße tragen mögen. Unsere Gesellschaftszustände aber sind in einer großen und raschen Umwandlung begriffen — der Mörtel des alten Gebäudes ist überall zerbröckelt und fällt aus allen Fugen heraus... wir haben das Schauspiel einer Auflösung

vor Augen, wie sie noch nie gewesen: alle irdischen Autoritäten sind bis in den Grund erschüttert; die einzelnen Länder sind durchwühlt vom Hader der Parteien, die sich von einander nur dadurch unterscheiden, daß die eine weniger bewußt und ausgesprochen als die andere die atomistische Zersetzung des alten Staatengebildes erstrebt. In den romanischen Ländern werden wir nach wenig Jahren den Sieg des republikanischen Princips erleben; in den germanischen arbeitet der egoistische Individualismus, der dem Massenabfall vom Christenthum gefolgt ist, auf das Chaos hin. Wie wird sich unter solchen Umständen die Zukunft gestalten — eine Zukunft voller Stürme und wilder Gährung, in der die alten Errungenschaften der durch das Christenthum geleiteten Civilisationsarbeit verloren gegangen sind, die unantastbare Obrigkeit mit ihren Zuchtmitteln noch viel mehr verschwunden ist, wie heute in Amerika, dem Richter für seine Themisschaalen die Gewichte geraubt sind, dem Lictor seine Fasces — eine Zukunft, wo das allgemeine bellum omnium contra omnes dem Einzelnen nur noch den Rechtsboden übrig läßt, den er vertheidigen kann und mit dem rohen Triebe der Selbsterhaltung rücksichtslos vertheidigt! Nichts wird mehr fest stehen, nichts mehr die Sturmfluth jener Tage überdauern, als das letzte Element der Ordnung, als die Kirche; sie wird die Schwachen, die Schutzbedürftigen zu sich flüchten

sehen — die Starken, aber vereinzelten werden sich um sie sammeln, die ohne Haupt und Führer sind, werden sich ihrer Leitung hingeben; mit einem Wort, die Kirche wird den Krystallisationspunkt für alle Elemente bilden, welche Ordnung, Zucht, Rechtsschutz und Ruhe für die heimgesuchte Menschheit verlangen, und wird an ihrer Spitze diese Güter erkämpfen und der Welt gewähren. Es wird das keine neue Erscheinung sein. Wie sie naturgemäß ist, muß sie in Zeiten, welche denen ähnlich waren, denen wir entgegengehen, bereits ans Licht getreten sein. Betrachten wir die Periode der Völkerwanderungen, so erblicken wir die Fürsten der Kirche, die einzelnen großen und mit der Kraft Gottes erfüllten Bischöfe als die Schützer, Retter, Wiederhersteller der Gesellschaft. So war es namentlich in Gallien, als die Hunnen es unter Attila überschwemmten und der Bischof Agnanius der Retter Aurelianum's ward; so sammelte der große Bischof Ulfilas einen Theil der Gothen um sich und ordnete ihr christliches Staats- und Volksleben im Drang und Sturm seiner Tage.

„Als Krystallisationspunkt für die Elemente der Wiederherstellung und neuer Ordnung wird der Bischof der Zukunft eine große Mission erfüllen; im Bewußtsein dieser Mission mag er schon heute der Welt zeigen, was sein apostolisches Amt ihr einst gewähren wird, dies Amt, welches dann der einzige

Ueberrest der alten Ordnung, die einzige auf einer festen und unzerstörbaren Organisation beruhende Macht sein wird. Er mag die Mission des Ordnens, Schulens, Verbindens auseinanderstrebender Elemente, des Regelns und Leitens zu edlen Zwecken heute schon auszuüben beginnen — schon heute sein Amt als Organisator antreten — er bildet sich dadurch eine Macht, die ihm später, ja vielleicht schon bald, schon eher als wir denken, wenn er ihrer zum Heile der Gesellschaft bedarf, treu zur Seite stehen wird."

Diese Auseinandersetzung des Bischofs rief in der Tischgesellschaft ein respectvolles Schweigen hervor; Graf Rodenhorst war nicht im Stande, sich in eine Debatte darüber einzulassen; der Dechant von Mindenheim, der im Stillen fand, daß der Bischof mit seiner Zukunftsvision von der Stellung der Bischöfe die Sache viel zu aristokratisch und episkopal nahm, sah sich doch nicht veranlaßt, ihm zu widersprechen — die Auffassung des Kirchenfürsten that ja der unmittelbaren praktischen Absicht der besprochenen Vereinsbildungen, in welchen der Dechant mehr etwas wie eine Mobilmachung für die Gegenwart sah, keinen Eintrag. Etwas Gefährliches freilich lag immerhin in der Art, wie der Bischof die Rolle des einzelnen Kirchenfürsten in der Zukunft betont hatte; das stand nicht in Uebereinstimmung mit der seit einigen Jahren verdoppelt starken Strömung, die von der Curie aus durch die

Kirche ging und der der Dechant als ehemaliger Schüler des deutschen Collegs in Rom mit all seinem Dichten und Trachten gewonnen war. Er bemerkte endlich:

„Gewiß gehen alle unsere Staaten einem traurigen Verfalle entgegen; sie haben sich außerhalb der Kirche gestellt, feindlich zur Kirche; das Volk muß nun wählen, zu wem es sich halten will und kann da nicht lange schwanken. Der Staat nimmt nur, fordert nur, befiehlt nur; jedem seiner Vertreter, der in das Haus des Bürgers, in die Hütte des Armen tritt, schreitet die Sorge vorher. Die Kirche gewährt nur, gibt nur. Der Staat bleibt fremd, abwehrend, hart und taub gegen die Bedürfnisse des socialen Lebens. Jede Maßregel, woraus Hülfe, Erleichterung, Verbesserung der Lage der Einzelnen folgen würde, ist ihm erst mühselig abzuringen und gewährt er sie, so geschieht es mit dem egoistischen Gedanken an die Erhöhung der Steuerkraft. Die Kirche dagegen hat ein Herz für alle Bedürfnisse des socialen Lebens, und gerade um diesem zu Hülfe zu kommen, sucht sie durch Vereinsbildungen, in denen der Geist ihres Charitas herrschen soll, zu besseren Zuständen zu führen. So kann das Volk nicht zweifelhaft sein, wenn Staat und Kirche in Streit gerathen, wem sich zuwenden; um so mehr, wenn in demselben Maße, wie im Hader der Parteien der Staat sich auflöst, die Kirche sich stätig

consolidirt, ein immer fester und straffer sich centralisirender Organismus wird, in welchem jede autonomische Willkür des Einzelnen, jede peripherisch strebende Individualität aufhört, gebunden durch die mit göttlichen Prärogativen bekleidete unfehlbare Gewalt, die im Centrum Unitatis ruht."

Damit hatte der Dechant in unverfänglichster Weise, wie er über die Herrenrolle der Bischöfe der Zukunft denke, sich ausgedrückt. Der Bischof schwieg, als ob er die Antwort nicht verstehe, aber Gräfin Eustochium, die sich dadurch in der Seele ihres Freundes verletzt fühlte, hatte weniger Gründe an sich zu halten, und sie sagte mit einer scharfen, ein wenig heisern Stimme:

„Eine mit göttlichen Prärogativen bekleidete Gewalt? Der Ausdruck ist ein wenig stark, Herr Dechant. Die alten römischen Imperatoren nannten sich divus."

„Der heilige Vater gebraucht selbst diesen Ausdruck in einem Breve an verschiedene Cleriker der Diöcese Montpellier."

„Die Prärogative, welche der Inhaber des Primats in der Kirche hat, können nicht von anderer Natur und Wesenheit sein, wie sie jeder Nachfolger der Apostel, jeder Bischof hat", versetzte sie, „und diese möchte ich doch nicht göttliche Prärogative nennen! So geht mir auch das Univers zu weit, wenn es

neulich sagte: es gebe in Rom drei große Andachten: das heilige Sakrament des Altars, die heilige Jungfrau und den Papst!"

Der Dechant unterließ zu antworten, er wußte, daß man bei einem Streite mit Gräfin Eustochium nicht das letzte Wort behalte, überdies machte Prinz Oswald jetzt die Bemerkung, daß ihm der Staat doch ein festeres Gefüge zu haben scheine, als der Dechant annehme — unser norddeutscher Staat, sagte er, scheint mir auf zu festen Füßen zu stehen, um von der Sturmfluth der Zukunft fürs erste viel zu befürchten zu haben. Dieser Ausspruch fand durchaus keine Sympathie in der Gesellschaft. Es wurden mehrere Erwiederungen laut, und die einstimmige Meinung sprach sich dahin aus, daß in kürzester Frist über den norddeutschen Staat und seinen gewaltsam und ideenlos aus buntesten Bestandtheilen und widerstrebendsten Elementen zusammengeschweißten Bestand eine die Blut- und Eisenpolitik rächende Katastrophe kommen würde. Auf Sadowa war noch die Probe zu machen. „Gott verläßt die Deutschen nicht!" sagte Guido Pungelscheidt. Bungerhausen, der zu dem Allen schwieg, wußte, daß sein Vater, wenn er anwesend gewesen wäre, jetzt die Worte einer alten Mönchswahrsagung recitirt haben würde, welche den Untergang der norddeutschen Macht ganz unumstößlich bewiesen. Höchst überrascht hörte all diese Aeußerungen Godenau an; er begriff diese

Verbissenheit gegen den eigenen Staat nicht, der ihm in Vergleich zu den aufgelösten Zuständen seines östreichischen Daheim wie ein ganz ideales Wesen vom unerschütterlichsten Bestande vorkam. Hielt man hier denn wirklich noch fest an dem alten idealen Aufbau der menschlichen Gesellschaft, soweit sie gesittet war und die Cultur reichte, an jenem Aufbau auf zwei Grundsäulen der moralischen Welt, dem Papstthum und dem Kaiserthum? Mochten in den Kämpfen des Mittelalters diese beiden Mächte sich längst selber untergraben und gegenseitig vernichtet haben, um den Völkern zu überlassen, sich auf ganz anderen Grundlagen zu constituiren — es schien, für unsere Tischgesellschaft war ihre Idee nicht untergegangen, sie lebten fort, sie gehörten zu den Dogmen die hier herrschten, sie fanden hier noch ihren Cultus, an dem sich Alles ansetzte, was von Romantik und Poesie in diesen Anschauungen rührender Treue in diesen biedern Seelen lag.

Godenau hatte diesen Schlüssel zu der Gereiztheit nicht, womit man Alles verurtheilte, was in Deutschland die übrig gebliebenen Schemen des alten Kaiserthums und in Italien die Macht des „geistlichen Schwertes" bekämpfte — er sah nur die Wirkung bewußter und berechnender Confessions-Interessen, der hierarchischen Propaganda, ohne allen idealeren Hintergrund. Um so mehr stieß ihn, als man zur Erzählung von Details und Anekdoten überging, auch, auf welche

ironische Weise man stellenweise die Siege der eigenen Heere 1866 hier gefeiert hatte.

„Ich meine halt, ich bin daheim bei uns zu Haus, aber in eine Gesellschaft von lauter Czechen gerathen; das ist auch ein Volk, ein gar schlaues", sagte Godenau, als man vom Tische aufstand, Bungerhausen ins Ohr; „die singen die russische Nationalhymne, wenn sie Gott erhalte Franz den Kaiser spielen hören!"

„Ah", flüsterte Bungerhausen zurück, „diese Czechen werden unser Reich nicht sprengen, wie die Ihrigen vielleicht!"

Die Unterhaltung setzte sich nach aufgehobener Tafel in einem großen Nebensalon fort, wo man in einzelne Gruppen gesondert die verschiedenen Etablissements einnahm — der Bischof, den die älteren Damen und die Geistlichen umgaben, hatte sich auf ein freistehendes Sopha am obern Ende des Salons gesetzt und schien hier sich dem Genusse der Cigarre hinzugeben, die ihm wie den übrigen Männern geboten worden — er überließ das Reden seiner Umgebung; Mathilde Rinkerode hatte die jungen Männer und Mädchen um das Pianino versammelt, an das sie sich gesetzt, um einige Male ihre feinen Finger über die Tasten laufen zu lassen, ohne sich doch die Anstrengung eines wirklichen Spiels zuzumuthen; sie zog ein Geplauder mit dem beflissenen Hofe, der sie umgab, vor; warf bald ein paar Notenhefte wie suchend auf und stützte bald

ihr Kinn auf den anmuthig auf das Instrument aufgelehnten Arm. Das Lachen und die hin- und herfliegenden Scherze schienen nur einen der jungen Männer nicht zu erheitern, und dies war Prinz Oswald; ihm ging jede scherzhafte Ader ab und aus dem Grunde seiner ehrlichen stillen Seele stieg nie die farbenschillernde Blase eines witzigen Einfalls auf; so zog er es vor, sich der Gruppe des Bischofs zuzugesellen, in dessen Nähe man ihm einen Fauteuil frei machte — dieser hörte eben, wie es schien, mit großer Theilnahme eine Auseinandersetzung der Gräfin Rodenhorst über einen frommen Verein, in dem sie eine Vorsteherrolle spielte, an, während doch sein Auge ein wenig zerstreut an den Flammen des angezündeten Kronleuchters hing. Mit einem bequemen sich Zurücklehnen, einem behaglichen Ausstoßen der blauen Cigarrenwölkchen nahm er endlich das Wort; ein expansives Wesen, wie er es sonst nicht hatte, schien über ihn zu kommen, er sagte:

„Und so sind die guten Kräfte, die aufbauenden Geister thätig überall! Im großen Ganzen kann man nur bewundern, wie nach der religiösen Schlaffheit der Tage der jüngsten Vergangenheit eine Fülle großer und herzerhebender Erscheinungen des heiligen Eifers und frommer, bis zur rastlosen Energie sich steigernden Thätigkeit gefolgt sind. Früher waren die Kinder der Welt den Kindern des Lichtes weit weit vorauf an

eifriger Betriebsamkeit; jetzt haben die Kinder des Lichtes ihre Lässigkeit abgeworfen, sie sind von ihren Hirten aus dem Schlummer geweckt und haben tapfer den Kampf mit der Finsterniß aufgenommen, in dem Augenblicke, wo die Finsterniß wähnt, es sei die Welt ihr zu eigen geworden! Die vom Staatsmechanismus regierte Welt ist in eine große Ideenlosigkeit, sagen wir in eine grauenhafte Seelenlosigkeit gefallen. Es ist etwas Thierisches geworden um den gewöhnlichen philisterhaften, nur seinem Erwerbe, seinem Triebe nach Gewinn und Vergnügen nachgehenden Alltagsmenschen. Die Jugend ist ohne Begeisterung, ohne Ehrfurcht, ohne Respekt für irgend etwas; das Weib ohne das tiefempfindende Seelenleben, die oft so aufopferungsvolle Gemüthshingabe, welche unsere Mütter so rührend machte; die ganze Welt ohne jede Kraft zum Opfer, ohne Ernst und starken Willen; in der Politik alles Ideale verschwunden, jede höhere Anschauung der Gesetze, die das Völkerleben regeln, untergegangen; in der Literatur das Hohe und Erhabene durch den schlechten Judenwitz verdrängt; eine trübselige Spaßmacherei zur Mode geworden, die, wie schon Sidney Smith bemerkt, nur dazu dient, Verstand und Herz zu verderben. Diseur de bons-mots, mauvais caractère, sagt ja auch schon Pascal. Welcher Gegensatz, dieses Wesen und diese Richtung, zu der Romantik, die in meiner Jugend herrschte, die man

dann lästerte und kritisch vernichtete, als ob nicht sie es wäre, die unser nationales Bewußtsein geweckt, unsere Kunst wieder belebt, unser politisches Leben inaugurirt hat! Die Romantik! Welch eine Zeit voll Poesie es war! Heute scheinen Poesie und Verstand zwei antipodische Elemente, reine Gegensätze; wer die Welt poetisch auffaßt und sie poetisch gestalten will, wer sich sein eigenes Leben nur poetisch einrichten möchte, wird von den Verständigen verhöhnt, verlacht. Aechte Bildung muß diese Gegensätze versöhnen, und die Romantik strebte sie zu versöhnen; sie stand dem letzten Ziele der Bildung, beide, Poesie und Verstand, in Harmonie zu bringen, poetische und verständige Lebensauffassung identisch zu machen, weit näher, wie unsere realistische Welt. Diese realistische Welt! Arme Sklavin der rohen Thatsache! Unser Materialismus glaubt sich zum Herrn der Schöpfung, zum klugen Ausbeuter der Natur, zum tyrannischen Gebieter über all ihre Kräfte gemacht zu haben: sein Ideal thront auf einem noch viel abenteuerlicheren Geschöpf wie das vielfüßige Roß Sleipnir, auf dem Odin ritt; es fährt auf Feuerrossen daher und auf seinem Haupte glänzt eine Krone von Draht, durchsprüht und umblitzt von den Blitzen der Elektricität! Und doch ist es nur ein bejammernswerther armer Schelm von Gott, der über jeden Stein, den man ihm in den Weg wirft, aus den Schienen geräth. Wer an das Reale sich hält, der muß jeden Augenblick

gewärtigen, daß das Reale unter ihm zusammenbricht und daß er in den Schmutz geräth, über dem alles Reale aufgebaut ist; daß die Schlammwellen ihn verschlingen, worin so viele Tausende von Realisten unserer Tage, Speculanten, Börsenbarone, Schwindelgrößen aller Art ertrunken sind. Der an das Reale sich festklammernde Mensch wird zum Spielball, den die Thatsachen nach ihren Launen auf- und abschleudern; der Materialismus mag sich goldene Paläste bauen, es sind doch nur Ergastula für Sklaven und bedauernswerthe, für den Lebenskampf dressirte Gladiatoren. Der Idealismus dagegen ist das heilige Chrisma auf der Stirn der freien Seelen, er ist der Königsmantel der hohen Naturen, die nicht aus dem Realen, aus dem Erdenstaub empor in die Höhe gewachsen sind, sondern aus dem Reiche der Höhe, das ihre Heimath ist, herunter in diesen Erdenstaub kamen. Sie können nicht von den Zufällen unserer realen Existenzbedingungen zu Sklaven gemacht werden, sie bleiben freie Geister. Und zu dieser Freiheit beruft uns die Kirche, sie ist der einzige Hort des Idealismus auf Erden, von ihr allein kann die Welt die Neubelebung des Gemüths, das ihr abhanden gekommen, die Weihe mit dem Erhabenen, die Speisung mit dem Transcendentalen, das sie von sich ausgestoßen hat, erhalten; und die Kirche hat sich erhoben, groß und gewaltig, wie der Heerruf Gideon's hat sie ihre Stimme, ihr:

Ad nos venite miseri,
Ad nos venite populi

erschallen lassen; die Welt muß, wenn sie nicht untergehen will, dieser Stimme gehorchen, und was unsere Tage plötzlich zeigen, diese eifervolle Bewegung, diese warme Strömung so vieler glühenden Seelen — es ist nur der Anfang einer großen Auferbauung des Hauses Gottes auf Erden."

Der Bischof hatte sich in eine große innere Erregung hineingeredet, man brauchte nur sein stolz aufglühendes Auge zu sehen, um die starke Seelenflamme und die heilige Ueberzeugung von der Größe und Schönheit der Ideen, für die sein Apostelamt ihm zu kämpfen gebot, zu gewahren. Man konnte nicht anders, als diese große, in den Dienst des Idealismus gegebene Kraft verehren; auch fanden bei seinen Zuhörern seine Worte eine Aufnahme wie die eines Heiligen. Prinz Oswald hätte vor ihm knieen und ihm die Hand küssen mögen; er war außer sich darüber, daß Mathilde drüben in der Gruppe der jungen Leute ihr inhaltloses Geplauder fortgesetzt und den Bischof nicht angehört hatte; er konnte seine Begeisterung jetzt nur gegen die Gräfin Eustochium aussprechen, seine Bewunderung für die geistreiche Bemerkung des Bischofs über den Widerstreit, in welchem die Welt die Poesie und den Verstand erblickte, und wie die Aufgabe der Bildung sein müsse, beide zu einem zu machen,

so daß, wer den richtigen Verstand habe, sich das Leben poetisch gestalte, und wer die richtige Poesie, der einzige verständige Ordner seines Lebens sei. Gräfin Eustochium, die einst mancherlei Versuche poetischer Lebensgestaltung gemacht, und weil sie ihr nicht geglückt waren, sich in die Arme der Kirche geflüchtet hatte, war nicht ganz seiner Ansicht und suchte seine Auffassung zu berichtigen. Sie ließ nur gelten, daß der Verstand zuletzt zur Kirche führen müsse und die wahre Poesie allein in der Kirche sei, so daß nur hier der Identitätspunkt für beide liegen könne.

Der Dechant von Mindenheim hatte, wie die Uebrigen, kein Wort von den Lippen des Kirchenfürsten verloren, und war über die Homilie desselben in tiefe Gedanken versunken, so daß er der Gräfin Rodenhorst, die ein angefangenes Gespräch jetzt mit ihm fortsetzte, nur sehr zerstreute Antworten gab. Der starke Mann mit den derben Zügen und den blauen, von vielen Blutäderchen durchzogenen Fischaugen stand auf einem andern Grunde als der Bischof und dachte an die Gefährlichkeit dessen, auf dem der Bischof stehe. War nicht etwas von einem Schwarmgeist in diesem Manne, dessen Mund so geistreich von Romantik und Idealismus sprach? Was bedurfte die Kirche ihrer? Waren sie ein schönes, verlockendes Arabeskenwerk, das er um die positiven dogmatischen Glaubensstoffe wand, um schwache, phantastische Seelen darin zu fangen? Nein, bei

diesem adeligen romantischen Ritter in der Mitra war das nicht der Fall; bei ihm war es Exuberanz der aristokratischen Natur, die vom sacrifizio del intelletto und der sancta simplicitas der Unterwerfung, der Askese im Denken sehr weit entfernt war. Hierarchisch genug dachte der Bischof, daran war nicht zu zweifeln; hatte er doch den bischöflichen Hirtenstab schon vorher als das Symbol jeder geordneten Gewalt in den Sturmtagen der Zukunft bezeichnet; aber weshalb Sturmtage in der fernen Zukunft erblicken, wenn das Reich Gottes, wie der Bischof doch eben selbst gesagt, sich schon jetzt zu erneuen begann? Und wie begann es sich zu erneuen? Doch nur durch die realsten Mittel zur Unterwerfung und Beherrschung der Gewissen, durch straffste Centralisirung der Gewalt im römischen Universalbischof, durch Schreck- und Zuchtmittel, durch schonungslose Ausrottung Alles dessen, was von Toleranz und milder Nachgiebigkeit sich in einer Zeit schlafferer Praxis geltend gemacht hatte und eingerissen war... die Kirche mußte die Geißel zur Hand nehmen, womit Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel gejagt hatte und damit — auf die Rücken der gefährlichen Freunde schlagen, die sie an den Geistreichen, den Idealisten, den Denkern, den Leuten der Forschung und der Wissenschaft hatte — sie bedurfte keiner andern Wissenschaft als derer, die von Maria Laach ausging. Der Dechant von Mindenheim

dachte in diesem Augenblicke auch an Gerwin, der in der hierarchischen Rangordnung so tief noch unter dem Manne in der violetten Soutane, der da vor ihm sich mit so viel selbstbewußtem Wohlbehagen im Sopha zurücklegte, stand, und doch im Luxus des Denkens, in der so zu sagen lyrischen Behandlung des Glaubensstoffes dasselbe leistete — dieselbe gefährliche Richtung hatte! Auch Gerwin brachte seine Persönlichkeit, seine persönlichen Bedürfnisse, zu schwärmen und zu grübeln in die Sache, er ging den Ideen nach, und die Ideen, waren sie nicht in so vielen trefflichen Köpfen vom heiligen Origines bis auf Gioberti, Lammenais und Padre Ventura die Mütter des Abfalls geworden? Beide, der Bischof wie der Dorfkaplan, waren geborene Aristokraten; in diesem aristokratischen Blut, diesem Gefühle privilegirter Unabhängigkeit, das sie mit der Muttermilch eingesogen, lag das Gefährliche, vor dem die Kirche auf der Hut sein mußte — darin lag auch das, was die innige Verbindung der Kirche mit diesem heute noch so treuen, so eifrig ihre Zwecke fördernden Adel bedrohte. Die Zeit nahte, wo es räthlich wurde, sich von ihm unabhängiger zu machen; der Dechant hatte das längst empfunden und am meisten, wenn ihn Graf Rodenhorst damit ärgerte, daß er seine Bestrebungen für Gesellen- und Bauernvereine, für Arbeiterverbindungen und sogenannte „christlich-sociale“ Zwecke mißbilligte. Graf Rodenhorst hatte

ihm immer vorgehalten: Ihr regt nur die Leute auf, Ihr stärkt und steift sie in ihrer Unzufriedenheit; wenn Ihr kommt und predigt, daß Ihr ihrem Elende abhelfen wollt, so weckt Ihr die Vorstellung in ihnen, daß sie elend seien, was sie in unserm Lande wenigstens gar nicht sind; kurz Ihr organisirt Euch ein Heer, das Euch eines schönen Tages den Gehorsam aufkündigt und mithilft in dem neuen großen socialen Bauernkrieg, der Arbeitererhebung, die uns bevorsteht.

Diese Keime des Zerwürfnisses zwischen den Heiligen und den Rittern waren freilich erst in schwacher Andeutung da; die Ritter rüsteten sich noch eben zu einem schönen Bethätigen ihres Eifers, sie bereiteten sich zu einer großen „Caravane" unter dem Banner des heiligen Johannes von Jerusalem vor; im Scharlachgewande ihres Ordens wollten sie die Wächter der Aula werden, in welcher nächstens an einem vom Papst ihm vorgeschriebenen Sitzungstage der heilige Geist sich der Welt verkündigen sollte. Auch sprach der Dechant nichts von seinen Gedanken aus; er konnte sich nur nicht enthalten, auf die Gedankenreihe, welche der Bischof noch mit begeisterter Seele und ehrgeizigen Zukunftsträumen von persönlicher Größe verfolgte, eine Reaction auszuüben, indem er nach einer längeren Pause sagte:

„Die Rettung kommt der Welt gewißlich nur durch die Zucht der Kirche, ihre strenge, unerbittliche Zucht,

die alles persönliche Wollen und jede individuelle Willkür durch den rückhaltlosesten Gehorsam, zu dem sie die Geister schult, in dem einen großen Strom aufzulösen weiß, der als Seelenleben der gläubigen Menschheit sich zu den Füßen Gottes ergießt! Wie weiß sie die Geister zu schulen, wie bewundernswürdig sind die Principien, wie reich die Früchte! Mit welcher Genugthuung denke ich an meine Tage der Schulung in Rom, an jene freilich harten, bittern, aber wie ich bald empfand in ihren Folgen segensreichen Tage der Uebung im Gehorsam, in der unbedingtesten Demuth, im „spernere se ipsum“ und „spernere sperni“ — bis ich endlich, freilich nach hartem inneren Kampf mit dem verstockten Rest von heidnischem Hochmuth, mich der großen letzten Demuthsprobe unterwarf, und während die Väter des Collegiums, die Mitzöglinge alle bei Tische saßen, auf meinen Knieen durch den Speisesaal rutschte und unter der Tafel umherkroch, um eines Jeden Füße zu küssen.“

„Gegen solche Art der Schulung des Gemüths“, rief der Bischof, mit einem flüchtig prüfenden Blick in die Züge des Dechants, dessen Absicht er zu merken schien, aus, „möchte doch Manches einzuwenden sein; der Mann soll doch seine Ehre wahren und diese Bewahrung der Ehre ist nichts Unchristliches. Schon der heilige Gregor der Große sagt: Meus honor est fratrum meorum solidus vigor — meine Brüder,

meine Studiengenossen können also nur verlieren, wenn ich mich zu solcher Proskynesis wegwerfe und wie ein Hund unter den Tisch krieche! Weshalb ihnen das anthun, wenn ich selbst auch es in der unbedingten Mortification meines Ich so weit gebracht habe? Aber es ist spät geworden und wir wollen uns zur Ruhe begeben!"

Der Bischof erhob sich; die Gesellschaft drängte sich jetzt herbei, um sich von ihm zu verabschieden; er reichte seinen Wirthen und den Nächststehenden die Hand, einige der jüngern küßten sie, und als er ging, begann auch die übrige Gesellschaft sich zu trennen.

Godenau und Bungerhausen schritten bald nachher neben einander in einem Corridor im obern Stock ihren Schlafzimmern zu.

„Wenn ich so die geistlichen Herren, diesen Bischof insbesondere, ihre Beredsamkeit entwickeln höre", sagte lächelnd Godenau dabei, „so muß ich immer an eine gute Oper denken — trema Byzanzio! — oder etwas der Art."

„An eine Oper? Weshalb?"

„Da ist's auch so! Das Libretto ist schlecht, über die Maßen, aber die Musik, die sie drum herummachen, oft wundervoll!"

„Sie sind ein Heide, Godenau!"

„So lang ich hier bin, komm' ich mir freilich so vor", lachte Godenau.

Siebentes Capitel.

Der Bischof von Sebenstein.

Am anderen Morgen schien die Sonne sehr hell und warm in das größte und schönste Fremdenzimmer von Hunnenbrück; man blickte aus ihm nach zwei Seiten hin auf den Park hinaus; eines der Fenster war eine Glasthür, die auf einen an dieser Seite an der Schloßfronte entlang laufenden und am Ende zu einem breiteren Altan sich erweiternden Balcon führte und eben weit offen stand, die frische Morgenluft einzulassen.

Auf den Tischen und Möbeln war allerlei elegantes Geräth aus einem kostbaren Reiseneceſſaire ausgebreitet; ein schönes mit Edelsteinen besetztes Crucifix erhob sich aus einer großen Menge von Papieren, Büchern, Journalen und Broschüren, welche den Schreibtisch bedeckten; mehrere gestickte Kissen und Bequemlichkeiten deuteten auf die sorglichen Frauenhände hin, die sich mit solchen Huldigungen beflissen gezeigt; ein paar Briefbeschwerer und Bronzesachen verriethen den

italischen Ursprung, auch der Rosenkranz von goldener Filigranarbeit, der über dem aufgeschlagenen Breviere lag.

In einem Fauteuil, der geöffneten Glasthür nah, saß Gräfin Eustochium in ihrer dunkeln Nonnentracht; der Bischof ging, die Hände auf dem Rücken, in dem Zimmer auf und ab.

„Sie haben viel gewirkt“, sagte er, „ja, und man muß ihnen ewig dankbar dafür sein. Aber sie sind zu einem Punkte gekommen, wo es nöthig ist, ihnen Halt zu gebieten. Wenn sie weiter schreiten und ihre Pläne zum Siege führen, so wird die Folge von ihrem schroff ausgesprochenen Gegensatz zur modernen Kultur und modernen Welt ein Massenabfall vom Christenthum sein. Mit ihren Mitteln, die Seelen dem Glauben wiederzugewinnen, bin ich einverstanden, nicht aber damit, im selben Augenblick die Glaubenslehre so monströs zu gestalten, daß jene Mittel ihre Macht verlieren müssen. Zum Mahle, zu dem sie laden, machen sie immer reicher das Geräth, immer abschreckender die Speisen! Wie thöricht! Schon der Syllabus hat unberechenbar geschadet! Wie viel Seelen mögen durch ihn verloren gegangen oder in ihrer Abkehr von der Kirche verhärtet und bestärkt worden sein! Und am Ende ist doch die Kirche der Seelen wegen. Da dies neue Dogma ...“

„In stürmischen Zeiten und Bedrängniß legen

auch die Staaten alle Macht in die Hände eines Dictators," unterbrach ihn die Gräfin.

„Für eine kurze Spanne Zeit, für sechs Monate, thaten es die Römer. Sie aber wollen einen Dictator für ewig. Einen Dictator nicht über Staat und Heere, einen Dictator über die Wissenschaft, denn noch ist die Theologie eine Wissenschaft. Ludwig XIV. sagte: „L'état c'est moi" — und es folgte die Revolution; ließen wir Pius IX. sagen: „La chièsa son' io", so würde das Schisma folgen. Nein, nein, das soll, das wird nicht geschehen. Die Idee ist zu ungeheuerlich; man muß absolut nichts von der Geschichte der Kirche kennen, um sie nicht abenteuerlich zu finden, — ein einziger Brief des heiligen Bernhard an Papst Eugen III. würde, auf dem Concil verlesen, hinreichen, sie verrückt erscheinen zu lassen. In welch precaire, vom Zufall abhängige Lage würde die Kirche gerathen, wenn dieser Orden seine Absicht durchsetzte! Denken Sie, Gräfin —"

„Freilich", unterbrach sie ihn, „sie würde abhängig vom zufälligen Charakter, von krankhaften Anwandlungen, von persönlichen Schrullen eines alten Mannes."

„Nicht das allein. Nein, erinnern Sie sich jener ausschweifenden Vorstellungen von irdischer Machtfülle und Weltherrschaft! Theilte doch Alexander VI. die Welt durch eine Linie, welche er um die Erdkugel

zog. Denken Sie an die Bulle Bonifaz' VIII., an die Zauberer- und Hexenverbrennungsbulle Innocenz' VIII. Und nun frag' ich Sie, sind wir sicher, daß wir alle Bullen, alle Kathedralentscheidungen der Päpste kennen? Ist es nicht möglich, daß emsige Forscher und Spürer aus noch undurchforschten Archiven, aus alten Schreinen, aus den Ecken irgend einer Sakristei, aus vernachlässigten Klosterbibliotheken, in irgend einem entlegenen Winkel der Welt Bullen, die unbekannt geblieben, päpstliche Breven mit autoritativen Aussprüchen entdeckten, welche geradezu haarsträubende, nach unserm heutigen Wissen absurde Dinge enthielten! Und das Alles wäre dann mit dem Charakter der Unfehlbarkeit bekleidet und von uns zu vertheidigen? Nein, nein, diesem Orden muß ein „Bis hierher und nicht weiter" zugerufen werden, oder die alte Kirche, deren Träger wir, die Bischöfe, die Nachfolger der Apostel sind, bricht zusammen. Der sichtbare Leib Christi zehrt sich ab durch die Hypertrophie des Herzens, das wie ein Polyp dieser Orden durchwachsen hat. Ein Concil! ja, gebt uns eines, das uns Bischöfen die gebundenen Hände löst, damit wir unsere Heerden weiden können, wie es nach jedes Volkes Natur und Bildungsstand und seinen Bedürfnissen ersprießlich und recht ist; eines, das die Schmach dieser Quinquennalfacultäten von uns nimmt; eines, das nicht den Universalbischof proclamirt, sondern das Papstthum universal macht, indem es jeder christlichen

Nation das Recht einräumt, mit einem Bischofe aus ihrem Blut den Stuhl des Apostels Petrus zu besetzen! Wir haben lange genug gesehen, wohin wir durch diese Italiener kommen!"

„Wenn der Dechant Sie so reden hörte!" sagte Gräfin Eustochium lächelnd.

„Er mag es hören — und weiter melden!" rief der Bischof stolz aus. „Wir, die Hirten des Volkes Christi, sind für die Seelen unserer Heerde verantwortlich und der Massenabfall der Gebildeten fordert alle unsere Energie heraus. Das, sollte man denken, müßte doch auch der Orden begreifen; man müßte ihn überzeugen können, daß er den Zweifel, den Zwiespalt in die Gewissen trägt, daß er mit seinen neuen Dogmen alle Denkenden aus der Kirche treibt; daß es, um die mit sich in Kampf gerathenen Gewissen zu beruhigen und zu heilen, nöthig ist, den Inhalt der Offenbarungslehren zu vereinfachen und das Innere des Tempels zu lichten, statt es immer mystischer zu verdunkeln!"

„Ach", sagte Gräfin Eustochium, „als ob der Massenabfall, die Menge der verlorenen Seelen, der vom Zweifel bedrängten Gewissen den Orden kümmerte! Das Alles läßt ihn sehr kalt; je mehr aus der Menge die Halben, Schwachen und Zwiespältigen, die Gebildeten und die Denkenden ausscheiden, desto zuverlässiger und solider wird das Heer, das zurückbleibt, desto gehorsamer folgt es, desto williger fügt es sich

der Disciplin! Ein Dictator, wie sie ihn ausrufen wollen, bedarf der Prätorianer, und 10,000 zuverlässige Glaubensprätorianer sind mehr werth, als eine Million denkender, raisonirender Miliztruppen."

Der Bischof blieb stehen. Ueberrascht sah er die Gräfin an.

„Wahrhaftig", rief er betroffen aus, „einen dämonischen Gedanken auszusprechen sind doch immer die Frauen uns weit vorauf!"

„Ist dieser Gedanke Ihnen so neu?"

„Ja, neu und schrecklich! Wenn sich eine Richtung in der Kirche ausbildete, die nur Herrschaft und diese auch auf Kosten des Heils der Seelen verlangte, die ruhig die, welchen doch schon Moses wegen ihrer Herzenshärtigkeit das Gesetz milderte, durch Verschärfung des Gesetzes in die Verdammniß stieße — es wäre entsetzlich! In welcher Zeit leben wir! Dies Concil wird ein zweites Räuber-Concil von Ephesus werden durch die Schroffheit, womit die Gegensätze auf einander platzen; aber nie, niemals soll man vom deutschen Episcopat sagen, daß er vergessen hat, was er seiner von Gott angeordneten Würde, was er seiner klaren und unerschütterlichen wissenschaftlichen Ueberzeugung und was er den Gewissen seiner Heerde schuldig ist. Gott sei gelobt, die meisten meiner Mitbrüder in Deutschland denken wie ich; wir werden im Laufe dieses Jahres noch zusammentreten und,

wie ich hoffen darf, einmüthig erklären, daß kein frommes Gemüth, kein aufgeschrecktes Gewissen sich zu beunruhigen braucht, daß kein neues Dogma wie ein Damoklesschwert vom Kuppelhimmel Sanct Peters herab über den Köpfen der Gläubigen hängt!“

Der Bischof schwieg. Während er stumm sein Auf- und Abschreiten fortsetzte, nahm die Gräfin Eustochium eine Broschüre vom Tische des Bischofs und blätterte darin; nach einer Weile sagte sie:

„Ich glaube, Prinz Oswald beabsichtigt, heute nach Tollenstein zurückzureisen. Vielleicht wäre es gut, wenn Sie noch einige ermuthigende Worte zu ihm sprächen, ehe er heimkehrt und sich den nachtheiligen Einflüssen seiner häuslichen Umgebung aussetzt, seiner Schwester namentlich, die ein sehr weltliches Geschöpf ist. Mathilde Rinkerode thut nicht das, was sie thun könnte; es fehlt dem Mädchen der rechte Ernst, der rechte Geist christlicher Aufopferung bei der Sache. Laura Rodenhorst hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß sie mit Bungerhausen kokettirt und ihn dem Prinzen vorzuziehen scheint.“

„Aber er, der Prinz, hegt eine ernstliche Leidenschaft für Mathilde?“

„Das ist unverkennbar.“

„Nun“, sagte der Bischof nach einigem Nachdenken, „so wäre dabei am Ende ja auch kein Unglück. Wenn das schöne Fräulein Bungerhausen vorzieht, so wird

das Gefühl unglücklicher Liebe den Prinzen Oswald noch weit wirksamer in den Schooß der Kirche herüberführen, als es die Reize eines jungen Mädchens, die ihn verlocken, können, und sein Uebertritt ohne daran sich knüpfende große weltliche Vortheile erschiene dann auch würdiger motivirt."

„Sie vergessen", fiel die Gräfin ein, „daß wenn sein Uebertritt von einer Verbindung mit Mathilde Rinkerode begleitet ist und ihren großen Reichthum dem fürstlichen Hause zuführt, er auf weit weniger Widerstand bei den Seinen stößt, als wenn das nicht der Fall ist."

„Wird der Widerstand der Seinen so heftig sein? Der Fürst ist ein tolerant und kühl denkender Mann, indifferent in religiösen Dingen; von den Brüdern hat sich Prinz Oswald keine Vorschriften machen zu lassen."

„Aber Prinzessin Justine mit ihrem Geist und ihrer freimaurerischen Richtung wird einen bedenklichen Einfluß auf ihn ausüben, sobald der Einfluß Mathildens nicht mehr gegenwirkt."

„Diese Prinzessin Justine — es schwebt ein Geheimniß über ihrer Geburt."

„Ich weiß nichts davon", sagte Gräfin Eustochium. „Was ist es?"

„Ihre Legitimität ist in Zweifel gesetzt. Das Weitere kann ich Ihnen nicht sagen!"

Die Gräfin fragte auch nicht weiter, sie ahnte den Grund dieser priesterlichen Verschwiegenheit; eben trat auch ein Diener ein und meldete den Dechanten von Mindenheim an. Die Gräfin entfernte sich; der Dechant kam begleitet von einem anderen Geistlichen, einem hageren, braunäugigen Manne mit gelbem Gesichte und schwarzen Haaren, der einen eigenthümlichen lauernden und hinterhaltigen Blick hatte — der Bischof kannte ihn als den Pfarrer von Wernhausen, den Vorgesetzten Gerwins. Nach einigen einleitenden Worten fragte der Bischof nach Gerwin; er hatte schon früher einige Andeutungen fallen lassen, als ob er daran denke, Gerwin zum Uebergang in seine Diöcese zu veranlassen und zu seinem Secretair zu nehmen. Der Pfarrer von Wernhausen lobte Gerwin jetzt in fast auffälliger Weise, wie man Amtscollegen preist, um sie „wegzuloben". Er sprach auch von Erich und deutete sein Verhältniß zu Marianne an — ein ärgernißgebendes und sogar gefährliches, wie er entwickelte, da Marianne ihren Einfluß auf Erich dazu aufbieten dürfte, sich seines Rechtes zu bedienen und die wichtige Stiftung, die „Tungern'sche Elemosin", an sich zu nehmen. Die Gefahr könne am besten abgewendet werden, wenn man das Bauermädchen, das leider durch den heutigen unseligen Hang der Leute, ihre Kinder über ihrem Stande zu erziehen, überbildet und verdorben sei, irgendwohin, wo sie Erich aus den

Augen käme, verheirathe und das sei auch bereits eingeleitet; aber ihr Widerstreben werde wohl nicht eher zu brechen sein, als man auch Erich eine für seine Verhältnisse passende, das heißt reiche Braut verschafft habe, was, da sie aus seinem Stande sein müsse, vielleicht von Sr. bischöflichen Gnaden befördert werden könne.

„Dafür würde sich allerdings wirken lassen", sagte der Kirchenfürst; „ich werde darüber noch heute mit einigen der anwesenden Frauen, die sich dafür interessiren würden, reden. Welches Blatt haben Sie da, Herr Pfarrer?"

Der Pfarrer von Wernhausen hatte eine große Zeitung aus der Brusttasche hervorgezogen; es war eine Nummer eines in Nordamerika in deutscher Sprache erscheinenden katholischen Journals. Der Pfarrer machte auf zahlreiche Inserate aufmerksam, worin zur Erbauung von Kirchen, Errichtung von Klöstern, Abtragung von kirchlichen Schulden Meßstiftungen zu Ehren verschiedener Heiligen angekündigt wurden, auf verschiedene Zeitdauer hinaus, mit Aufforderung zur Einsendung von Geldbeiträgen von einem bis fünf Dollars, um sich Antheil an den Wirkungen solcher Messen zu erkaufen. Zuweilen waren zur Erhöhung der Zugkraft solcher Anerbietungen neben den Segnungen der Messe noch irdischere Vortheile in Aussicht gestellt: „Außerdem erhält jeder Einsender von fünf

Dollars noch ein Loos zu einer Lotterie mit Gewinnen von 160 Acres in Anoko County, 160 Acres in Stearns County, ein Haus und Lot in der Stadt Shakopee, 5 Acres nahe bei Shakopee u. s. w." — Der Pfarrer wünschte des Bischofs Ansicht über die Anwendbarkeit dieses Modus, fromme Gaben zu gewinnen, auf die hiesige Gegend zu vernehmen; es lag ihm die Stiftung eines Clarissenklosters am Herzen und er sprach viel davon, wie sehr die vielfältigen anderen Bedürfnisse der Kirche, für die die Sammlungen nicht aufhörten, ihm die Förderung seines Lieblingszweckes erschwere.

Der Bischof hörte ihm mit leise gerunzelter Stirn zu.

„Und was sollen Ihre armen Clarissen in Ihrem Dorfe?" sagte er dann. „Sind Ihnen darin so viele christliche Jungfrauen bekannt, die aus innerem Seelentriebe nach dem cönobitischen Leben unter so strenger, die schwachen Menschenkräfte fast übersteigender Regel verlangen, die nur darin ihr Heil finden zu können glauben?"

„Das nicht gerade", versetzte der Pfarrer, „aber arme, auf Glück in der Welt verzichtende Personen finden sich ja so vielfach."

„Hüten wir uns", fiel der Bischof ein, „die Frömmigkeit solcher armen Personen nicht zu mißbrauchen zu Zwecken, hinter denen unser Egoismus lauert. Ich will Ihrem Wunsche, ein Kloster zu stiften, damit

nicht zu nahe treten; aber es könnte, wenn die Stiftung nicht vom Orden selbst als ein Bedürfniß für Ihr Wernhausen gefühlt wird und nicht von ihm selbst ausgeht, Ihnen der Vorwurf von der bösen Welt gemacht werden, Sie hätten die armen Personen, deren Sie erwähnten, gewonnen, um sie als Beispiele der Ascese, als Aushängeschilder christlicher Frömmigkeit, als die bewunderungswürdigen Früchte der katholischen Ueberzeugung auszubeuten, und mit diesen armen Märtyrerinnen und Opfern einer für die Menschen von heute nicht mehr passenden, vielleicht nur noch für einzelne Individuen empfehlenswerthen Regel, Propaganda oder Reclame für die Kirche zu machen! Achten wir in christlicher Nächstenliebe diese armen Weiber zu hoch, als daß wir ihrem oft unklaren und unverstandenen Drang nach dem himmlischen Bräutigam durch solche Stiftungen entgegenkommen, die uns selbst in Gefahr bringen, mit unlauteren Nebenabsichten zu handeln, unsere Nebenmenschen als Mittel zu unseren Zwecken zu mißbrauchen und unsere Absichten — verdächtigen zu lassen. — Gegen diese amerikanische Weise, Geld zusammenzubringen, will ich keinen Einwurf erheben, da sie ja von dem amerikanischen Episcopat gebilligt wird, wie Ihre Zeitung da ausweist, — für uns in Deutschland könnte sie jedoch unpassend sein, den Schwachen Anstoß erregen und den Spott der Ungläubigen hervorrufen."

„Wir fordern zwar laut und frei“, bemerkte hier der Dechant mit einem eigenthümlichen Lächeln, „von den christlichen Seelen, daß sie ihre Gemüthsregungen, ihre Leidenschaften, ihr Herzensleben Gott aufopfern, werden aber immer ein wenig schamroth und kleinlaut, wenn wir nur ein wenig von ihrem ungerechten Mammon fordern sollen!“

Der Bischof beachtete die Ironie nicht, die durch des Dechants Worte klang und die dem Pfarrer, welcher wußte, wie wenig der Dechant selbst sich solchen Vorwurf zu machen hatte, nicht entging . . . er sagte ruhig:

„Wir dürfen auch den ungerechten Mammon von ihnen fordern; nur diese Vermengung von geistigen Gnaden und irdischer Waare, welche man ihnen dafür bietet, ist nach deutschen Begriffen anstößig; wir stehen kämpfend inmitten einer Welt, die nicht mehr die Kindlichkeit der Anschauungen hat, welche, was ihm gegeben wird, ohne Kritik aufnimmt.“

Der Dechant zog, während der Bischof dies sagte, eine Rolle alter vergilbter Blätter hervor.

„Ich habe da“, sagte er, sie aufrollend, „einen merkwürdigen Fund erhalten. Es sind höchst merkwürdige Blätter, welche sich im Nachlasse eines alten Arztes meiner Gemeinde vorgefunden haben — eines Mannes, der sich offen zum Atheismus bekannte und

der in seiner Jugend Meister vom Stuhl einer Freimaurerloge gewesen sein soll."

„Und was enthalten diese Blätter? Seine Lebensgeschichte, voltairische Gottlosigkeiten, Geheimnisse des Freimaurerordens?"

„Nichts von dem, sondern einen diabolischen Plan zum Sturz der Kirche, der zwischen den Aufklärungsphilosophen und den Jansenisten in Frankreich und den deutschen Freimaurern verabredet scheint und dessen Aufzeichnung in diesen Blättern bezweckt haben muß, eine Instruction zu gemeinsamem Handeln an die Hand zu geben. Es ist ein vollständiger Operationsplan, wie von einem Generalstab der Gottlosigkeit zur Bekämpfung der Wahrheit entworfen, zur Concentrirung aller Kräfte des Atheismus, zur Disciplinirung aller verneinenden wühlerischen Geister des Umsturzes. Das Frappante dabei ist, daß dieser Plan ausgeführt scheint, ja daß er noch heute diese Geister inspirirt und leitet. Alle die Schlagwörter, alle die Argumente, die heute von unseren Feinden wider uns gebraucht werden, sie sind schon in diesem Hefte angegeben, sie scheinen aus diesem Arsenal, diesem großen Bottich höllischen Giftes entnommen."

Der Bischof hatte die Blätter längst an sich genommen; er betrachtete prüfend die Handschrift in vergilbter, blasser Dinte, die gelbgraue Farbe, das Wasserzeichen im Papiere, das er gegen das

Licht hielt, und ging dann dazu über, zu lesen, zu blättern.

„Allerdings“, sagte er alsdann, „ein merkwürdiger Fund . . . aus dem Nachlaß eines Arztes, sagen Sie? War es ein Mann von größerer Begabung und Einfluß, daß gerade ihm seiner Zeit von den leitenden Mächten eines solchen Bundes ein so stark compromittirendes Aktenstück anvertraut wurde?“

„Er war es“, entgegnete der Dechant, „aber es ist wahrscheinlich, daß er die Schrift von seinem Vater geerbt hat, der ein berühmter Naturforscher, aber ein Materialist vom reinsten Wasser war und mit allen möglichen Gelehrten jener Zeit, welche derselben Richtung angehörten, deutschen wie französischen, in Verbindung stand. Beide, Vater wie Sohn, haben das Heft streng vor Jedermanns Augen, scheint es, zu hüten gewußt, aber es wohl benutzt, denn sie waren Beide die Judasse in der Gemeinde; vor ein paar Monaten ist der Sohn gestorben und da hat mir eine fromme und gläubige Seele seines Haushalts einen Wink darüber gegeben und mir dann auch dieses Heft verschafft!“

Der Bischof war bald ganz in die Lecture vertieft. Sein Gesicht röthete sich, während er las; seine Augen blitzten, es war etwas von Verachtung, was um den aufgeworfenen Mund spielte und von Freude und Genugthuung, was aus seinen Blicken strahlte.

„Das ist ja ein merkwürdiges, überaus merkwürdiges Aktenstück“, sagte er, „eine Enthüllung, wie sie nicht wichtiger sein kann; nach der Einleitung hat eine Berathung von Freigeistern aus verschiedenen Ländern in einem Orte der Schweiz stattgefunden, und das Resultat ihrer Besprechungen ist diese Schrift, aufgezeichnet zur Vertheilung an zuverlässige Freunde der Freiheit in allen Ländern; es ist ein vollständiger Kriegsplan unserer Gegner, der von einer unglaublichen Tücke Zeugniß gibt — Zeugniß außerdem von einem alten, uralten Bunde der verschiedensten, unter sich zwiespältigsten Parteien zum Sturze der Kirche; eine Fundgrube von Listen, Kniffen und Praktiken, eine wahre Giftapotheke, um die Gemüther des gläubigen Volkes Gottes zu verderben, und — das ist eben das Diabolische dabei — nicht vom Boden des Heidenthums oder atheistischer Philosophie aus, sondern vom Boden der Kirche selbst aus, mit den Lehren der Kirche selbst, mit Stellen der Schrift und der Väter! Da ist ein Capitel, wie das Primat des Papstes zu unterwühlen sei, indem man die geschichtliche Entstehung desselben untersucht, und wie den Bischöfen zu schmeicheln, daß einzig ihnen alle apostolische Gewalt gegeben, bis sie, durch Hochmuth verführt, sich gegen das „auf falsche Decretalen“ aufgebaute Uebergewicht des päpstlichen Stuhles auflehnen. Ein zweites Capitel enthält dann die Argumente und Schriftstellen, womit

man darauf die bischöfliche Autorität untergräbt und die Pfarrer wider diese verhetzt und ihnen zeigt, wie sie unter der Anmaßung der Bischöfe leiden, wie ihnen die Jurisdiction und die Schlüsselgewalt zukomme, welche der Despotismus der Bischöfe ihnen entrissen; ein drittes zeichnet den Weg vor, wie man dann weiter den gegen ihre Bischöfe rebellisch gemachten Pfarrern ihr Ansehen bei den Gemeinden zerstört und den Glaubenssatz zur Geltung bringt, daß Jesus nicht den Dienern der Kirche, sondern der Gesammtheit der Gläubigen die Schlüsselgewalt und das Priesterthum übertrug."

„Wie klug das ausgedacht ist: erst der Papst durch die Bischöfe, dann die Bischöfe durch die Pfarrer, zuletzt die Pfarrer durch die Gemeinden gestürzt!" schaltete der Dechant ein.

Der Bischof blätterte und las weiter.

„Merkwürdig, höchst merkwürdig", murmelte er dabei, „wie hier die Lehre von der absolut nöthigen und nöthigenden Gnade und der Mangel jeglicher Willensfreiheit, die Theorien des Calvin und des Jansenius ausgebeutet werden, um die Menschen von der Praxis der kirchlichen Vorschriften, von den Heilmitteln wegzulocken und den unfruchtbarsten Fatalismus in ihnen zu wecken, — da wären denn, nachdem der Papst, die Bischöfe, die Pfarrer lahm gelegt, richtig zuletzt auch die Laien erobert, gewonnen, entkirchlicht!

Und das Alles ist mit einer solchen Eleganz des Stiles, mit einem solchen Geist geschrieben, daß man glaubt, ein Werk des Verfassers der Provinzialbriefe vor sich zu haben. Es ist nicht anders möglich, als daß ein Schüler Pascal's — ein Schüler, in dem die Theorien Pascal's zu ihren schönsten Consequenzen gediehen wären — dies abgefaßt habe! Man muß das herausgeben, Herr Dechant, um schlagend der Welt zu zeigen, welchen Umtrieben sie zur Beute wird, wenn sie sich zum Abfall verlocken läßt!"

„Man müßte es herausgeben", versetzte der Dechant, „es würde manchem irre gehenden Geiste die Augen öffnen, welchen Einflüssen er gehorcht, welch ein ausgeklügeltes System der Täuschung und Lüge ihn umstrickt. Wenn Eure bischöfliche Gnaden sich dem unterziehen wollten — unsereins steht literarischen Beziehungen zu fern; es würde auch die große Autorität, welche Eure bischöflichen Gnaden der Sache gäben, fehlen — man würde Zweifel an der Existenz einer solchen Schrift äußern und sie eine Erfindung nennen können."

„Wollen Sie mir das Heft dazu überlassen und können Sie dies, ohne Eigenthumsrechte eines Anderen zu verletzen?"

„Mit Freuden", entgegnete der Dechant, „auch ist Niemand, der Eigenthumsrechte darauf geltend machen könnte; der Arzt, von dem ich sprach, ist ohne nähere

Verwandte gestorben, sein Erbe ist sein Vetter geworden, ein kirchlich gesinnter Mann, und dessen Schwiegertochter hat mit seiner Einwilligung mir die Schrift übergeben."

Der Bischof nickte befriedigt.

„Wohl denn, so übernehme ich die Sache — und werde den Abdruck mit einer kleinen Einleitung begleiten."

„Die gute Sache kann sich zu Eurer bischöflichen Gnaden Vornehmen nur Glück wünschen", lächelte der Dechant sehr erfreut, während jener das Heft sorgfältig in eine Lade seines Schreibtisches schloß und nun dazu überging, den Pfarrer von Wernhausen nach den Verhältnissen seiner Heerde zu fragen. Der Pfarrer klagte viel über wachsende Unkirchlichkeit, er klagte die Schulen an und den Staat, der sie demoralisire, die vielfachen Berührungen mit den an die Grenze seines Amtsbezirks stoßenden protestantischen Gemeinden. Der Bischof war mit ihm und dem Dechant einverstanden, daß die traurigste Erscheinung unserer Zeit, der Massenabfall, nicht durch schlaffes Gehenlassen, nachsichtige Toleranz, Abschleifen der scharfen Gegensätze und Concessionen an den Zeitgeist zu heilen sei, sondern daß nur der rastlose, unerschrockene Kampf für alle Lehren und alle Gebote der Kirche fromme, die consequenteste Durchführung ihrer Principien. „Die Nachgiebigkeit, die Concessionen",

sagte er, „das Verleugnen ihrer eigentlichen Ueberzeugungen den unterwühlten Massen gegenüber bringen unsere Staatsmänner an den Rand des Abgrundes. Die Kirche wird nicht in diesen Fehler fallen. Sie ist ja groß gerade durch ihre Consequenz und indem sie den ganzen Menschen nach allen seinen Lebensrichtungen hin erfaßt. Eine Concession wird sofort das Argument, womit man die zweite, die dritte von ihr heischt: und gerade, indem sie diesem Heischen, diesen Forderungen vergänglicher Strömungen in den Geistern, den Gedankenrichtungen der einzelnen Generationen widersteht, bleibt sie die Unveränderliche, Ewige. Das Unveränderliche, Ewige in ihr ist ihre Größe, der Kern ihrer Macht; hüten wir uns deshalb, ihn anzutasten, wie so manche Stimmen in der Kirche, ihr zum Unheil, gerade jetzt verlangen. Wie denkt man in Ihrer Gemeinde über das Concil?"

„Man denkt nicht gerade viel daran; es ist den Leuten ein Unklares, mit seiner Tendenz und Absicht nicht Faßliches. Die in meiner Gemeinde, welche darüber nachdenken, äußern mir zumeist Besorgnisse; man würde sich gegen das in Aussicht gestellte Dogma nicht auflehnen, nicht in offene Opposition setzen, aber doch antipathisch verhalten."

„Sie mögen diese Gemüther beruhigen, Herr Pfarrer", sagte der Bischof, „es wird schwerlich zu dem neuen Dogma kommen!"

Und dann stand der Bischof auf; er entließ die beiden Herren, innerlich ungeduldig, das merkwürdige Manuscript wieder hervorziehen und studiren zu können; er brannte, eine Arbeit zu beginnen, in welcher sein literarischer Ehrgeiz eine so hohe Befriedigung fand.

Während der Bischof so die Morgenstunden zubrachte, hatten die übrigen Bewohner von Hunnenbrück sich zu mehreren einzelnen Paaren gesondert, wie ihre Interessen sie zusammengeführt. Prinz Oswald ging mit Gräfin Eustochium in der großen Mittel- und Eingangshalle von Hunnenbrück auf und ab, einem außerordentlich schönen Raume, dessen hohes Gewölbe auf zwei schlanken Säulen ruhte, an denen alte Waffenstücke als Panoplien angebracht waren: Helme, Schilde, Ritterschwerter. Vollständige Ritterrüstungen standen in den vier Ecken, wie Wache haltende Edelknechte; über dem bis zur Mittelhöhe der Seitenwände reichenden Eichenholzgetäfel, in welchem die Wappen der Landesgeschlechter in schöner Schnitzarbeit in den oberen Paneelen angebracht waren, zeigten sich die Häupter von Roth- und Dammwild mit den größten und merkwürdigsten Geweihen; ein großes gothisches Fenster mit kunstreich verschlungenem Maßwerk am Ende der Halle war mit gemalten Scheiben verglast, — Ritter, Edelfrauen, Wappen mit langhinflatternden Helmdecken, Bänder mit alten Sprüchen

prangten in glühenden Farben darin und die Vormittagssonne warf den Reflex dieser Farben auf den schwarz und weiß geschachten Marmorboden der Halle. Man mußte sehr wenig Phantasie besitzen, wenn man in dieser Umgebung sich nicht tief hinein in das geliebte Mittelalter versetzt fühlte; und in der That, Eustochium und Oswald, deren Fuß über diese farbigen Gluthreflexe hinwegschritt, fühlten sich darin versetzt: Eustochium sprach von dem alten aufgehobenen Damenstift in der Nähe von Tollenstein, dessen Thürme man aus Justinens Fenster erblickte, das die Mutter von Oswalds berüchtigtem Ahnherrn, dem Erzbischofsmörder, zum Heile der Seele ihres unglücklichen Sohnes gestiftet hatte; sie fand es groß und schön, wenn ein später Urenkel der frommen Frau den Muth haben würde, diese Stiftung neu zu beleben, die verfallenden Zellen ihrem alten Zweck wieder zu geben und voll Pietät der edeln Ahnfrau Willen und Absicht zu erfüllen. Oswald fand doch, so schön der Gedanke war, die Sache sehr schwierig. Die Reformation hatte das Stift aufgehoben, die Güter und Einkünfte dienten seit mehr als dreihundert Jahren dem protestantischen Pfarrer — einem Rationalisten jetzt, einem Mitgliede des Protestantenvereins! — Eustochium warf Oswald ein, daß er ja einmal ein sehr reicher Mann werden müsse, der für die entzogenen Güter andere herschenken könne; aber der

lächelnde, neckende Ton, womit sie es sagte, schien ihn eben nicht zu erheitern, er nahm mit gerunzelter Stirn sein Augenglas und schaute durch die offenstehende Hallenthür Mathilde und Godenau nach, die eben zusammen um den großen Rasenplatz vor der Schloßfronte wandelten. Mathilde schien mit solcher Lebhaftigkeit zu reden, daß Prinz Oswald viel darum gegeben hätte, die Gräfin dastehen lassen und ihnen nachschreiten zu dürfen. Doch hätte er schwerlich, wenn er zu ihnen gekommen, Mathildens Unbefangenheit bei dem, was sie eben sprach, erhöht. Sie redete zu Godenau von seinen Verhältnissen, von seiner Aufgabe, hier im Lande festen Fuß zu fassen, und halb im Scherz, halb im Ernste suchte sie ihm begreiflich zu machen, daß er eine Frau nehmen müsse aus den Töchtern des Landes, daß es ja einen ganzen Blumenflor von jungen Mädchen hier gebe und daß sie ihm die schönste und vornehmste, die, welche zu ihm, dem protestantischen Ausländer, am besten passe, schon ausgesucht habe.

„Ach“, sagte Godenau lachend, „auf eine solche Rede kann ich doch nur antworten, daß ich diese Wahl selbst schon getroffen habe und nur noch zu schüchtern bin, sofort in diesem Augenblicke darum zu werben, um die Schönste und Vornehmste!“

„Wie galant“, gab Mathilde lachend zur Antwort; „es handelt sich aber nicht um die Wahl, die Sie

selber in Ihrem unberathenen Leichtsinn gleich am ersten Tage aufs Gerathewohl treffen, sondern die, welche Ihre besonneneren Freunde, die das Terrain besser kennen, für Sie treffen."

„Ich bin neugierig auf diese Wahl!"

„Prinz Oswald wird Sie einladen, ihn nach Tollenstein zu begleiten, und dort werden Sie seine Schwester, Prinzessin Justine, kennen lernen."

„Ah — und Prinzessin Justine ist das Juwel, nach welchem Sie glauben, daß ich die Hand ausstrecken dürfe, — ich armer, habeloser Fremdling."

„Gerade, weil Sie ein Fremdling sind, haben Sie die glänzendste Aussicht auf Erfolg; ein fremder Prinz mußte kommen, Dornröschen aus dem Schlummer zu wecken — Dornröschen ist ein wenig prätenziöser Natur, und die Söhne des Landes gefallen ihr nicht, weil — sie sie zu gut kennt! Das Fremde wirkt immer fesselnd auf eine beschwingte Phantasie, und was Ihre Armuth angeht, wie Sie das nennen, so haben Sie ja nur Ihren Prozeß mit Graf Rodenhorst zu gewinnen, um einem geliebten Wesen eine Existenz schaffen zu können, die, wenn auch bescheiden, doch zehn Mal glücklicher ist, als dies Prinzessinnenleben in langweiligster Würde und Hoheit auf einem alten Bergkastell!"

„Das Prozeßgewinnen ist natürlich ein Kinderspiel!"

„Es ist ein Kinderspiel . . . solche Prozesse um große Lehngüter, um Fideikommisse sind immer ein

Kinderspiel. Wer da gewinnen soll, das bestimmen die Interessen des Standes, der nächsten Familien, der Confession längst voraus; die gerichtlichen Proce-duren sind nur da, weil — Kinder eben spielen müssen!"

Godenau lachte sehr vergnügt auf über diese ächt mädchenhafte Anschauung von dem Werth gerichtlicher Verhandlungen. Er versetzte:

„Und doch sage ich Ihnen, wenn ich nicht eine Urkunde schaffen kann, die ich nicht habe und die auch hier im Archive umsonst gesucht ist, so bin und bleibe ich der arme Fremdling und werde Sie bitten müssen, statt der Hand einer Prinzessin mir eine Försterstelle auf einem Ihrer Güter zu verschaffen!"

„Ach", rief Mathilde unwillig aus, „auch Sie führen so muthlose Reden? Weiß der Himmel, wie es kommt, daß alle Männer so muthlos sind. Wenn ich ein Mann wäre, ich würde so nicht reden!"

„Sie — Sie haben auch das Blut des kühnsten Mannes, den dies Land hervorgebracht hat, in Ihren Adern, so viel ich weiß!"

„Das hab' ich", antwortete Mathilde stolz; „meine Großmutter war eine Neuhoff, die Nichte König Theodors."

„Daher der souveräne Sinn, womit Sie über die Hand einer Prinzessin verfügen."

„Möglich", sagte sie, „aber nur zu Gunsten eines

Würdigen. Wenn ich sehe, daß Sie energielos sind, ziehe ich meine Hand von Ihnen ab; wenn Sie jedoch entschlossen nach dem Preise ringen, so verspreche ich Ihnen, daß die Urkunde, die Sie nöthig haben, sich finden soll!"

„Ah — Sie versprechen viel!"

„Nicht mehr, als ich halten kann. Also, werden Sie die Einladung des Prinzen Oswald annehmen?"

„Gewiß werde ich", antwortete Godenau. „Aber die Urkunde — Sie reden so zuversichtlich davon, als ob Sie in der That nicht blos scherzten!"

„Ich scherze auch nicht... ich habe die Urkunde in der großen Höhle neulich entdeckt. Noch ungehoben liegt sie da, unter anderen Fossilien, — aber die Ungethüme der Unterwelt bewachen den Schatz, und Sie können mir nicht zumuthen, daß ich den Kampf mit diesen feuerschnaubenden Ungeheuern — Sie wissen ja, wie die Drachen, die in Bergesklüften Schätze hüten, aussehen — wage, anders als wenn es sich darum handelt, wirklich das Glück zweier Herzen zu gründen."

„Also, wenn ich Ihnen nicht willfahre, nicht um diese Prinzessin, die ich noch nicht einmal kenne, werbe, dann bleibt auch die Urkunde verschwunden?"

„Und darüber würden Sie sich beklagen? Sie sollen eine Prinzessin, die Alles besitzt, was es von Dornröschen-Lieblichkeit gibt, erhalten und sollen nicht

einmal die Drachen, die zu überwinden sind, damit Sie ans Ziel kommen, zu bekämpfen brauchen — das will ich, die Fee der Höhle, übernehmen. Wenn Sie nun noch nicht zufrieden sind, wasche ich meine Hände in Unschuld!"

„Das lautet ganz hübsch und verführerisch, aber Sie müssen gestehen, daß die Fee sehr gebieterisch mit ihrem glücklichen Schützling umgeht."

„Dafür ist sie Fee", lachte Mathilde, „die klüger ist und weiter blickt als — ihr Schützling! Aber ich sehe da eben die Gräfin und Prinz Oswald in die Thür der Halle treten und nach uns ausschauen, wir wollen zu ihnen gehen, sonst wird mein Prinz eifersüchtig auf Sie — und dann ist er recht gründlich langweilig!"

Das Alles hatte Fräulein Mathilde in lustigem und übermüthigem Tone hervorgeplaudert, aber doch durch diesen Uebermuth Ernst genug durchklingen lassen, um Godenau sehr betroffen zu machen. Hatte dies Fräulein, das durch ihren Geist, ihre Schönheit, ihren capriciösen und unruhigen Sinn voll wechselnder Einfälle der Mittelpunkt der jüngeren Gesellschaft war, sich wirklich und ernstlich einen Plan mit ihm gemacht und sich in der That eines Gegenstandes bemächtigt, der von so entscheidendem Einfluß auf seine Existenz war? Und wollte sie wirklich damit eine Art Herrschaft auf ihn üben, blos weil es ihr ein

Einfall so gebot, weil sich in ihrem launenhaften Kopfe die Idee eingefunden hatte; oder hatte sie ein Interesse bei der Einfädelung solch einer kleinen Intrigue? Godenau hatte keinen Schlüssel dazu; er wußte ja so wenig von ihr, er kannte nur ihre äußerlichsten Beziehungen; sie war eine Cousine des Grafen Rodenhorst, war seit mehreren Jahren verwaist, war im Sacré Coeur in Minnigerode erzogen worden und lebte jetzt seit zwei Jahren in Hunnenbrück; Graf Rodenhorst war ihr zum Vormund bestellt, und diese Vormundschaft war keine Sinecure, denn Fräulein Mathilde von Rinkerode war eine Erbtochter und besaß vier oder fünf schöne Güter, sie war die reichste Partie im Lande. Das wqr Alles, was Godenau wußte, und das gab ihm denn freilich keinen Schlüssel. Vielleicht war dieser in ihrer Beziehung zu Oswald zu suchen — sie wurde ja fast schon als Oswalds Braut betrachtet; wollte sie erst sicher sein, wenn sie als künftige Herrin auf Tollenstein einziehe, dort keine — Schwägerin mehr zu finden, oder fürchtete sie Justinens Einfluß auf Oswald und wollte sie mit einer eigenen Neigung beschäftigen? — Godenau machte, so bald er konnte, sich von der frommen Gesellschaft in der Halle, in welche er Mathilde begleitet hatte, los und schlenderte in den Park hinaus, in welchem er Bungerhausen vermuthete. Er hatte ihn vorhin mit Graf Rodenhorst in der Richtung nach

dem Hundezwinger wandernd gesehen. In der That kam ihm Bungerhausen im Park entgegen; er hatte den Grafen verlassen und ging gesenkten Hauptes, so in Gedanken vertieft, daß er aufschrak, als Godenau ihn anrief.

„Worüber grübeln Sie, Bungerhausen?“ fragte er. „Es scheint, die Widersprüche der Welt machen Ihnen fürchterlich zu schaffen! Lassen Sie sie ungelöst! Lieber lösen Sie mir ein Räthsel, das mir eben aufgegeben ist.“

„Ihnen? Und von wem?“

„Von Fräulein Mathilde.“

„So gebe ich Ihnen Ihren Rath zurück: lassen Sie es ungelöst; Fräulein Mathilde gibt zu viele Räthsel auf, man thut am besten, sie auf sich beruhen zu lassen.“

„Und ich brenne, dies zu lösen. Ich muß Ihnen gestehen, daß Fräulein Mathilde mir weitaus das reizendste und verführerischste Geschöpf unter all den ein wenig trockenherzigen und gemüthsdürren jungen Mädchen, die ich hier sah, scheint.“

„Ah, sie hat Ihre Eroberung gemacht?“

„Ich würde mich bemitleiden, wenn solch ein schönes Geschöpf, dem der Dämon aus den Augen blitzt, meine Eroberung nicht gemacht; die Wetterhexen sind viel mehr meine Passion, als die frommen

„Marienkinder“ mit den „Unbefleckte Empfängniß-Medaillen“ am Halse.“

„So sagen Sie mir das fragliche Räthsel.“

Godenau erzählte den Inhalt seines Gesprächs mit Mathilde.

Bungerhausen hörte ihm gespannt zu; dann schwieg er nachdenklich eine Weile.

„Sie sind naiver als ich geglaubt habe!“ sagte er endlich.

„Weshalb?“

„Weil Sie nicht einsehen, das Alles das nichts ist, als eine Koketterie mit Ihnen. Mathilde Rinkerode kennt die Prinzessin kaum, hat auch durchaus keine Sympathie für sie.“

„Vielleicht fürchtet sie sie und — sucht sie unschädlich zu machen. Sollte Mathilde in der That die Urkunde besitzen, so würde sie ja fast mein Schicksal in der Hand haben, und der Gedanke, mich zu brauchen, um den Einfluß der Prinzessin auf den Bruder zu lähmen, sich einer lästigen künftigen Schwägerin zu entledigen, wäre nicht unpraktisch!“

Bungerhausen antwortete nicht gleich; dann sagte er kopfschüttelnd:

„Mathilde fürchtet die Prinzessin nicht; wenn sie annimmt, daß diese ihren Einfluß aufbietet, um Prinz Oswald von ihr abzuziehen, was möglich ist, so ist ihr das im Gegentheil ganz willkommen.“

„Willkommen? In der That, das lautet mir ganz unglaublich!“

„Es ist so; auch Fräulein Mathilde kann von sich sagen: zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust; die eine schwebt mit ehrgeizigen Träumen um den Fürstenthron, der ihr sehr verlockend scheint, die andere schwebt mit Liebessehnsucht um ein ganz anderes Männer-Ideal, als der gutmüthige Knabe Oswald ist! Das hat den Zwiespalt in ihr Inneres gebracht, der sich in Muthwillen und Uebermuth äußert und sie doch nicht den Muth finden läßt, durch eigenes Handeln den Zwiespalt zu enden. Sie würde vorziehen, wenn ein Ereigniß oder eine stärkere Energie als die ihrige ist, die Entscheidung brächte — und wenn, von einer solchen Energie bestimmt, Oswald sie verließe, dann würde sie ganz so zu ihm sprechen wie die Nonne zum Ritter Toggenburg.“

„Wenn dem so wäre, so ist mein Räthsel mir noch räthselhafter geworden.“

„Mir nicht. Wissen Sie nicht, daß es eine beliebte Form des Kokettirens ist, Jemandem eine Frau verschaffen zu wollen? Dabei läßt sich so hübsch entwickeln, was man an gesunden Lebensgrundsätzen, an Tiefe des Gemüths, an inniger freundschaftlicher Theilnahme in sich trägt . . .“

„Ah — Sie sind boshaft!“

„Nicht mehr, als es nöthig ist, Ihnen Ihr Räthsel

zu lösen. Glauben Sie mir, auch Sie haben Mathildens Eroberung gemacht, wie sie die Ihrige und es hängt nur von Ihnen ab, Ihr Glück zu verfolgen. Thun Sie das energisch. Ich gebe Ihnen nicht allein Alles zu, was Sie an Mathilden liebenswürdig finden, ihre Lebhaftigkeit, ihre Bildung, ihre große Schönheit. Ich bin auch überzeugt, daß das, was ich unliebenswürdig an ihr finde, ihre innere Rastlosigkeit und Zerfahrenheit, das Irrwischhafte an ihr, die Neigung, die Menschen in Unruhe zu bringen, in jeden stillen Weiher einen Stein zu werfen, damit er in Bewegung geräth, Masken vorzunehmen, zu mystificiren u. s. w. u. s. w., daß Alles das doch nur das Suchen einer stark fühlenden Seele ist, welche sich zu weiblicher Milde und würdiger Ruhe abklären wird, sobald ihr Suchen geendet und die Leere des verlangenden Herzens gefüllt ist."

„Und die Urkunde?" sagte Godenau nach einigem Sinnen. „Was denken Sie darüber?"

Bungerhausen zog die Achseln.

„Wenn Sie die Hand Mathildens erobern", sagte er lächelnd, „braucht Ihnen solch eine Urkunde keine schlaflosen Nächte zu machen; Sie sind dann ohnehin reich genug. Doch ist es möglich, daß sie allerdings irgend etwas über diese Urkunde erfahren hat, — mir fällt eben ein, daß ihr Vater, der alte Freiherr von Rinkerode, einen wunderlichen alten Urkundenwolf in

seinen Diensten hatte, der ihm aus seinen Archivalien eine Geschichte seiner Familie zusammenstellen sollte. Der Mann hängt, so viel ich weiß, mit großer Ergebenheit an Mathilde, in deren Haus er lange Jahre sein Brod fand; er lebt jetzt von einer kleinen Pension, die sie ihm zahlen läßt, in Mindenheim, wahrscheinlich noch immer mit der nie fertig werdenden Geschlechtshistorie derer von Rinkerode beschäftigt, und kennt alle Archive der Umgegend bis auf den Grund."

„In der That", fiel Godenau ein, „der könnte des Räthsels Lösung bringen. Ich will doch mit Rodenhorst darüber reden."

„Thun Sie das ja nicht", antwortete lächelnd Bungerhausen, „lassen Sie Mathilde das Bewußtsein, daß Sie Ihre wohlthätige Fee spielen kann; dadurch werden Sie ihr weit interessanter bleiben."

„Ich kann aber doch mit Ihrer Auffassung der Sache, Mathildens Verlangen, mich nach Tollenstein zu senden, nicht reimen!"

„Erfüllen Sie dies angebliche Verlangen nicht und Sie werden sehen, wie sehr Ihnen das gelohnt werden wird!"

„Was man wünscht, das glaubt man", antwortete Godenau. „Ich will Ihnen heute glauben und Ihrem Rathe folgen, — aber", setzte er lachend hinzu, „würde man mich nicht ermorden, wenn ich all die schönen Pläne, durch Mathilde den Prinzen zu convertiren

und sein Haus für die Kirche zu gewinnen, so störend durchkreuzte?"

„Ach", antwortete Bungerhausen, „das sind ja doch nur Illusionen, die man sich macht. Ich denke, das fürstliche Haus wird schon verhindern, daß es nicht dazu kommt!"

Bungerhausen fühlte sich von dem Drucke der Räthsel, die ihn selber beschäftigten, ein wenig erleichtert, als er so das Räthsel, welches Godenau aufgegeben worden, erklärt hatte. Er war auch sehr zufrieden mit der kleinen Intrigue, die er eingefädelt hatte, die Godenau abhielt, nach Tollenstein zu gehen, was er in eifersüchtiger Wallung gar nicht wünschte; die, wenn Godenau ernsthaft und klug seine Sache betrieb, zu einer Wendung führen konnte, wie Justine sie wünschte; wenn Godenau Mathilde umwarb, mußte das den Prinzen abschrecken, wenigstens seine scheue Unentschlossenheit steigern. Er selbst nahm sich vor, auf Oswald in diesem Sinne zu wirken. So hoffnungslos er von Tollenstein weggeritten war, so sehr beschäftigte ihn doch der Gedanke, wie er Justinens Auftrag ausführen könne. Um nach derselben Richtung hin noch mehr zu thun, wollte er heute noch sich dem Prinzen zu nähern suchen und ihm einige Worte sagen, die sich in solch ein Gemüth wie das Oswalds wie Pfeile mit Widerhaken senken, — einige Worte, die ihn scheu machten auf dem rosenbestreuten Pfade, den er träu-

merisch hinabwandelte. Oswald wollte in den Nachmittagstunden heimreisen. Bungerhausen wünschte, daß er Justine den Beweis mit heimbringe, wie für ihren Wunsch gewirkt worden; er sollte ihr von einem Gespräch mit Bungerhausen erzählen können; darum machte dieser sich von Godenau jetzt frei und kehrte zum Schlosse zurück. Als er die Halle betrat, fand er diese leer. Sein Blick drang durch das große Fenster am Ende derselben, durch die farbigen Scheiben; auf der Terrasse, welche dahinter lag und die mit einem Wald von exotischen Pflanzen besetzt war, stand wie eine ganz mit rother Gluth übergossene Gestalt Mathilde — die rothen Scheiben, durch welche Bungerhausen blickte, gaben ihr diese merkwürdige Färbung; zwischen zwei hohen palmenartigen Pflanzen stand sie, ganz wie ein verkörpertes orientalisches Märchen. Prinz Oswald stand vor ihr und sah höchst wunderlich aus, wie über und über blau angelaufen, da er sich im Rahmen einer blauen Scheibe hielt; er reichte eben mit einer, wie es schien, verblüfften Miene Mathilde zum Abschiede die Hand, die sie nur flüchtig nahm und wandte sich, um zu gehen.

Bungerhausen trat, als er verschwunden war, durch eine kleine in der Ecke angebrachte Thür auf die Terrasse hinaus.

„Wie schade“, sagte er, „daß Sie sich nicht selbst von der Halle aus so dastehen sehen können, Fräulein

Mathilde, in rosigem Schein, eine aus Abendroth gewobene Gestalt!“

„Aus Abendroth? Weshalb nicht aus Morgenroth — was an mir erinnert Sie an den Abend? Der Abend ist uns noch fern und bis dahin wird mir, hoffe ich, noch ein langer Tag bleiben. Das mag freilich ein zweifelhaftes Glück sein, denn wer schützt vor der Langenweile eines langen Tages? Zur Unterhaltung, wenn ich keine bessere habe, werde ich freilich die Lebensläufe und Irrfahrten meiner Freunde beobachten können, zum Beispiel die Ihrigen.“

Sie hatte sich auf eine leichte Rohrbank gesetzt und lud Bungerhausen mit einer Handbewegung ein, ihr gegenüber einen kleinen japanischen Sessel einzunehmen.

„Ich fürchte“, versetzte Bungerhausen, „daß mein Lebenslauf für Sie weder unterhaltend noch belehrend sein wird.“

„Alle Irrfahrten sind es.“

„Bin ich auf einer Irrfahrt?“

„Gewiß. Und weil ich sie freilich für mich nicht sehr unterhaltend finde, so habe ich große Lust, sie dazu zu machen, indem ich in sie eingreife.“

„In meine Irrfahrt? Wie wollten Sie das?“

„Ich escamotire Ihnen das Ziel, das chimärische Ziel Ihrer Irrfahrt. Ich lenke dadurch Ihren gränzenlosesten Zorn auf mich, und wenn Ihnen dann Ihr Haß allerlei Rachegedanken wider mich eingibt, so

lache ich Ihrer Anstrengungen, da Ihr Haß mich nicht erreichen kann."

„Wenn das so bestimmt und sicher ist, so werde ich so klug sein, keine Rachepläne wider Sie zu schmieden."

„O doch, doch; es wäre unnatürlich, das nicht zu thun. Wenn man so gekränkt ist . . ."

„Wie Sie mich kränken werden?"

„Wie ich Sie kränken werde — an Ihren zartesten Empfindungen . . ."

„Kennen Sie die?"

„O doch . . . ich weiß, wohin Sie geeilt waren, neulich, als Sie sich von der Jagd entfernten."

„Wenn Sie es wissen, will ich nicht leugnen. Wohl denn", sagte Bungerhausen, innerlich nun doch bewegt und beunruhigt, „was vermögen Sie wider meine „zartesten Empfindungen", wie Sie es nennen? Haben Sie Ihrem blauen Ritter, dieser blauen Blume der Romantik, dem Sie eben mit so rosigem Erglühen den Abschiedsgruß gaben, perfide Instructionen gegeben?"

„Der blauen Blume der Romantik," lachte Mathilde auf, „weshalb nennen Sie ihn so? Der Name mag ihm bleiben, er ist vortrefflich! Nein, der blauen Blume habe ich keine Instructionen gegeben; sie würde sie sehr ungeschickt ausführen. Blumen lassen sich bei Intriguen höchstens als stummen Selam benutzen, sie sind nur da, um zu duften!"

„Und zu verduften! Prinz Oswald wird Ihnen ja heute den Gefallen thun!“

„Mir — den Gefallen?“

„Nun ja — leugnen Sie das nicht, Mathilde; sie athmen wie befreit auf, wenn er geht!“

„Da irren Sie sehr; ich sehe stets mit Bedauern ein so duftiges Element aus unserm Kreise scheiden!“

„Sie sind doch furchtbar gewissenlos, Mathilde. Der spöttische Ton, womit Sie das sagen, beweist, wie sehr Sie Ihr Spiel mit ihm treiben. Es ist abscheulich! Seien Sie wahr, hören Sie auf, mit dem armen Menschen zu spielen, ihm Hoffnungen zu lassen, die Sie doch nie erfüllen können; ich weiß, Sie werden, Sie können es nicht, es wird allen Ueberredungen der Menschen, allen Gründen des nüchternen Verstandes nicht gelingen, das Naturell in Ihnen zu dämpfen, das sich wider eine solche Verbindung aufbäumt, wider den Gedanken, daß Sie sich als Preis für eine der Kirche zu erkaufende Seele hingeben sollen! Denken Sie an den entscheidenden Augenblick, wo Sie dies entscheidende Nein, Nein, dreimal Nein, ausrufen werden — der Augenblick wird kommen — und wo Sie sich zugleich gestehen müssen, daß Sie zu weit gegangen, daß Sie Hoffnungen genährt haben, welche ein gewissenhaftes Mädchen nicht täuscht, welche Fesseln geworden sind, die sich nicht mehr ohne Katastrophe und ohne Schuld abstreifen lassen.“

„Hat Prinzessin Justine Sie beauftragt, mir das zu sagen?“ fragte schnippisch Mathilde.

„Nein, denn sie kennt Sie nicht; ich spreche so zu Ihnen, weil ich Sie kenne, weil ich weiß, daß unter Ihrem „Wildfeuer“ ein edler und starker Geist liegt, der sich nur einmal klar über sich selber Rechenschaft zu geben braucht, um das Richtige zu thun.“

Mathilde sah ihn mit einem eigenthümlichen Blicke, in welchem etwas wie Genugthuung und Freude aufblitzte, an.

„Und wenn ich nun das, was Sie das Richtige nennen, thue?“ fragte sie. „Was dann? Werde ich nicht einen vollständigen Sturm wider mich heraufbeschwören? Wird man mich nicht für toll und gottlos erklären? Wird mich nicht der Bischof ins Gebet, Gräfin Eustochium in die Kur nehmen, der Dechant mir die Leviten-Messe lesen? Wer wird mir dann beistehen? Sie, Sie, Alfred, gewiß nicht!“

„Ich — ich bin ein schlechter Beistand in solcher Sache; es würden sich viel bessere finden, solche, die ihr ganzes Herz und ihr Leben daran setzten, Ihren Schritt zu vertheidigen — Godenau zum Beispiel, der nichts Besseres verlangt, als Ihnen sein Leben weihen zu dürfen.“

„So — Godenau!“ sagte Mathilde gedehnt und mit einem Blicke voll bitteren Vorwurfs Bungerhausen's Augen suchend, der die seinen abwendete.

„Nun, Sie sind wenigstens sehr aufrichtig, Bungerhausen — und ich danke Ihnen. Ich habe nichts gegen Godenau's Beistand, wenn ich ihn in irgend einer Lebenslage bedürfen sollte. In einer Angelegenheit, wie der, von der wir reden jedoch wäre mir ein anderer Beistand lieber. Vielleicht machen Sie über kurz oder lang eigene Erfahrungen darüber, wie man Fesseln, in die man sich leichtsinnig verloren hat, abwirft, Hoffnungen, welche man unbedachtsam weckte und nährte, täuscht und ein Verhältniß, das unmöglich geworden ist, einfach abbricht — mit solchen Erfahrungen wären Sie der bessere Beistand für mich gewesen in der Stunde, wo ich das Gleiche thun müßte. Und da ich also diesen Beistand nicht haben werde, will ich noch ein wenig warten, ehe ich den Rath, welchen Sie mir gaben, befolge."

Sie sprang auf, ohne die zornige innere Bewegung zu verhehlen, welche der Ton ihrer Worte und ihr ganzes Wesen ausdrückte; raschen Fußes ging sie davon, ins Innere des Gebäudes zurück. Bungerhausen sah ihr ein wenig betroffen nach. Was sollte die Drohung bedeuten, die in ihren Andeutungen, daß auch er sich genöthigt sehen würde, Fesseln abzuwerfen, ein unmöglich gewordenes Verhältniß abzubrechen, lag? Es war thöricht, daß solche Worte ihn beunruhigten. Was wußte sie, Mathilde, von der Natur seines Verhältnisses zu Prinzessin Justine? Und doch legten

diese Worte ihm eine Last aufs Herz — leere Drohungen auszusprechen lag so wenig im Charakter dieses Mädchens! Jedenfalls war sein erster Versuch, ein wenig zu intriguiren, bei Mathilde nicht sehr glücklich ausgefallen; nur das hatte er bewirkt, wie er nach ein paar Stunden wahrnahm, daß Godenau der Einladung des Prinzen nicht folgte, sondern in Hunnenbrück zurückblieb, als Prinz Oswald sich verabschiedete und nach dem Schlosse seiner Väter zurückfuhr.

Dafür mißhandelte Fräulein Mathilde den unglücklichen Godenau während des ganzen Nachmittags und Abends aufs Grausamste. Godenau, schien es, ließ sich dadurch nicht anfechten; er schien in dem Wort- und Witzgefecht, in das er darüber mit ihr gerieth und das er sehr erregt führte, eine innere Befriedigung zu fühlen; er war auch geistreich genug, sich nicht als Besiegten betrachten zu müssen. Bungerhausen ritt am Abende innerlich bedrängt und gedrückt nach Wittenhorst heim. Mathilde Rinkerode hatte ihm noch nie so offen und so leidenschaftlich ihre Neigung verrathen, und was war von einer solchen Leidenschaft nicht zu fürchten! Was Alles konnte ein solcher unruhiger Geist nicht aufbieten, um Unheil zu stiften! Und dazu das Räthsel, das ihm Justinens Unterredung mit der Gefangenen aufgegeben! War seine Sorge um Alles das eine vom Himmel ihm geschickte Strafe, weil er sich innerlich auf den Weg des Abfalls verlockt fühlte,

weil er sich verleiten lassen, Justinen zu versprechen, er wolle auf ihren Bruder Oswald zu wirken suchen, — worin doch ein Verrath der Interessen seines Glaubens lag — weil er zu Erichs Verbindung mit Mariannen dann endlich auch noch auf Tungerloh antikirchlich conspiriren helfen? Alfred Bungerhausen hatte Stunden, wo er solche Fragen an sich stellen konnte!

Achtes Capitel.

Prinzessin Justine.

Bungerhausen war dennoch zwei Tage später wieder auf dem Wege nach Tollenstein. Die Sorgen und Beunruhigungen, welche ihn vor so kurzer Frist noch gequält, waren ja von jener unbestimmten Art, welche ähnlich den Herbstnebeln ist, die, wenn sie die Morgenstunden umhüllen, einen desto helleren Tag machen. Er dachte heute nicht viel mehr an sie, nur die Absicht hatte er, die Rede in unverfänglicher Weise auf die Gefangene in den Unterbauten des Schlosses zu bringen, um wo möglich irgend einen Aufschluß über sie zu bekommen.

Justine hatte letzthin freilich die Motivirung seines Kommens durch einen plötzlichen stürmischen Seelenaufschwung, durch einen unwiderstehlichen Paroxismus der Sehnsucht zu ihr, nicht sehr gnädig aufgenommen und ihn mit einem Gefühle tiefer Hoffnungslosigkeit heimgeschickt. Seitdem aber waren der Hoffnung nicht umzubringende Schlangenhäupter frisch wieder gewachsen

und heute wieder zu erscheinen hatte Alfred Bungerhausen ja auch einen vortrefflichen Vorwand; er hatte das Musikstück bei sich, das sie gewünscht, und dann mußte er ihr doch auch die goldene Tuchnadel zurückbringen, welche er neulich gefunden.

Als er in der hochragenden Burg angekommen und in die Wohnräume des Fürsten, die zu ebener Erde lagen, geführt worden, empfing ihn Fürst Gustav Egon mit jener offenen Herzlichkeit, welche alle warmen und guten Naturen, die nicht gerade sehr viele Menschen sehen, uns entgegentragen. Der Schloßherr war jedoch nicht allein; in einem zweiten, durch eine Portière abgetrennten Zimmer stand ein schwarzhaariger Jüngling mit adlerhaft ausgebildeten semitischen Zügen, an einem runden Marmortisch, auf dem allerlei Werthgegenstände ausgebreitet waren — eine kleine Silberschaale mit ciselirten Figuren umher, Elfenbeinschnitzereien und Frauenschmuck in der alten schönen Fassung der Renaissance-Zeit. Der Fürst bat Bungerhausen, Platz zu nehmen, bot ihm Cigarren an und erledigte die üblichen „Generalfragen" nach dem Befinden der verehrten Eltern und dem genommenen Wege, und bat dann für einen Augenblick um Erlaubniß, zu einem unterbrochenen Geschäft zurückkehren zu dürfen.

Bungerhausen hatte auf dem Sopha der Portière gegenüber Platz genommen und sah so der Verhand-

lung drüben zu. Der Fürst machte ein Tauschgeschäft, er handelte die silberne Schaale gegen ein paar Stücke des alterthümlichen Frauenschmucks ein und debattirte mit dem Händler über eine kleine Summe, die er draufzahlen sollte.

„Sie müssen den geringen Silberwerth der Schaale nicht vergessen, Seligmann“, sagte er, „sie wiegt nicht dreißig Loth.“

„Aber die Arbeit, Durchlaucht, die Arbeit!“ rief Herr Seligmann aus, die Schaale so erhebend, daß die Figürchen sich im besten Lichte zeigten. „Es ist das ächteste Cinque-Cento, was sich finden läßt im ganzen Lande! Sehen Sie dies Bübchen hier, wie es hält den Ziegenbock an den Hörnern! Wie das ist chrisalirt, wie das ist fein gedacht!“

„Ciselirt sagt man, Herr Seligmann!“

„Danke, Durchlaucht. Ciselirt ... ich will mir's merken, daß es heißt ciselirt! Hab' ich doch auch gelernt das Wort Cinque-Cento von Durchlaucht! Solch ein Wort kann oft thun Wunder; wenn ich sehe, es ist noch Einer im Schwanken, ob er will kaufen oder er will kaufen nicht, so lass' ich fallen solch ein Wort; ich sage: es ist Cinque-Cento, ächtes Cinque-Cento! Oder ich sage, falls es geht um ein altes Gemälde: es ist Umbrische Schule; oder ein geschnitztes Möbel: es ist Louis quatorze! Und dann bin ich sicher, siebenmal unter zehn, er kauft; der Mann kauft, was

ist „Umbrische Schule“. Gott gerechter, was thut nicht bei den Leuten ein Wort! Soll ich haben dreißig Thaler, Durchlaucht?“

„Zwanzig, Seligmann“, versetzte der Fürst, „Sie wissen, ich biete und lasse mich dann nicht auf Feilschen ein!“

„Ich weiß es, Durchlaucht, ich weiß es; ich weiß, daß ich jetzt muß sein zufrieden mit zwanzig; aber was soll ich machen, wenn ich auch leide Schaden bei dem Geschäft! Ich habe mir gesagt, Seligmann, hab’ ich mir gesagt, die Schaale ist das Schönste, was je ist in Deine Hände gekommen, und die Schaale soll haben der Herr Fürst, Niemand anders soll sie bekommen als der Herr Fürst Durchlaucht auf dem Schloß . . .“

„So packen Sie jetzt Ihre Kleinode ein, Seligmann“, sagte der Fürst ungeduldig; „holen Sie Ihr Geld von Forstner.“

Seligmann packte ein wenig zögernd und langsam die ihm überlassenen Sachen ein; er warf dabei mehrere Male sein dickes schwarzes, über die Stirn fallendes Haar zurück.

„Durchlaucht“, sagte er dann, „wenn Sie mir wollten erzeigen eine Gnade —“ Herr Seligmann dämpfte die Stimme und schien eine gewisse Beklommenheit hinter mehrmaligem Räuspern zu verbergen.

„Was ist’s, Seligmann?“

„Durchlaucht, falls Sie mir wollten sagen, wo eigentlich ist geblieben die Elsbeth. Hat mir doch gesagt der Herr Schaufler, der Vormund der Elsbeth, Durchlaucht wüßten, wohin sie sei gebracht und hätten aufgethan Ihre mildthätige Hand, um zu versorgen das Mädchen; das Mädchen hat mich gebracht unschuldig — ich schwöre es Ihnen, Durchlaucht, ganz unschuldig — in den Mund der Leute. Aber ich kann es sie nicht lassen entgelten in meinen Gedanken; ich bin verzeihungsvoll und nachsichtig in meiner Natur und ein Menschenfreund, wo ich kann helfen, sonst wär' ich nicht gekommen in das Gerücht und in die Verleumdung bei den Leuten mit der Elsbeth, und jetzt bin ich besorgt um das Mädchen, von der ich gehabt so viel Aerger; weil sie jetzt ist fort seit einem halben Jahr, und es ist Niemand, der weiß, wo sie ist geblieben, und der Schaufler, der Vormund, wenn man ihn fragt, so macht er ein höhnisch Gesicht und treibt seinen Spott mit der ehrlichen Sorge, die ich habe, zu wissen, was ist geworden aus dem Mädchen!"

„Ueber Ihre Unschuld dabei wollen wir nicht streiten, Seligmann", antwortete lächelnd der Fürst, „aber —"

„Durchlaucht", fiel der semitische Jüngling lebhaft ein, „ich schwöre es Ihnen zu auf Ehre, ich habe ihr, weil sie mich hat darum gebeten, wollen aus-

machen eine Stelle in Brüssel oder Antwerpen, wo wir Seligmanns haben Freunde; ich mußte reisen nach Brüssel ..."

„Genug, genug", sagte der Fürst, „lassen wir das; und da ich meine Beihülfe zur Unterbringung des jungen Mädchens gewährt und die Art derselben also gebilligt habe, so dürfen Sie, mein' ich, über sie ganz beruhigt sein und machen sich durchaus überflüssige Sorgen!"

Der Fürst wandte sich damit von ihm ab und kam zu Bungerhausen zurück. Herrn Seligmann blieb nichts übrig, als seine Schätze einzustecken und sich kleinlaut zu empfehlen.

„Ich weiß, ich mache meiner Tochter eine große Freude mit der Schaale", begann der Fürst jetzt zu Bungerhausen, sich neben diesen setzend; „sie liebt das „Schinke-Schento", wie Herr Jacob Seligmann sich ausdrückt, — den ich Ihnen nebenbei empfehlen kann; er ist ein ehrlicher Mensch mit einem Eifer und einer aufrichtigen Hingabe an seinen Kram, die rührend ist. Mit den Juden handle ich überhaupt vorzugsweise gern; sie sind zu eitel, um nicht die Nachrede zu fürchten, daß man bei einem Geschäft übel mit ihnen gefahren, und so fährt man meist gut mit ihnen."

„Es schien eine kleine Herzensangelegenheit, worin er sich an Sie wandte, Durchlaucht."

„Nun ja — vielleicht, ich weiß es nicht; er hat

vielleicht den Don Juan bei einem Christenmädchen, welches früher im Hause seiner Eltern diente, gespielt; sie ist wenigstens durchgegangen und ihm nachgereist. Sie verwundern sich wohl über meine Detailkenntnisse der kleinen Ereignisse im Städtchen da unten; in diesem Falle ist doch mein Eingeweihtsein in Herrn Jacob Seligmanns Liebesabenteuer nicht auffallend: das Mädchen ist die Tochter einer alten Dienerin meines Hauses, der ehemaligen Amme Justinens. Diese arme Person ist verrückt geworden, ein unheilbarer religiöser Wahnsinn ist bei ihr ausgebrochen; ich hatte mich also auch ein wenig um die Tochter der Unglücklichen zu kümmern, und Sie sehen, woher meine Theilnahme stammt."

Bungerhausen horchte bei diesen gleichmüthig hingeworfenen Worten des Fürsten hoch auf. In ihnen lag ja über die neulich von ihm wahrgenommene Scene am Fuß der Schloßmauern alle Aufklärung, die er nur wünschen konnte!

Der Fürst ging zu anderen Gegenständen über. Er fragte nach Rodenhorst. Ich habe eine außerordentliche Achtung, fast eine Zärtlichkeit für diesen ehrlichen Rodenhorst, das Musterbild eines adligen Mannes, sagte er. Er ist wie unlegirtes Gold, der Mann. Wie viel respektabler, musterhafter und gediegener Charaktere gibt es überhaupt unter Ihren Leuten da unten in den ehemals geistlichen Ländern! Es fehlt

ihnen so viel; ich weiß das wohl. Sie könnten einen helleren Kopf und ein wärmeres Herz für Alles, was gut, edel und groß ist am Geist der Zeit und ein Verständniß dafür haben, daß sich Kirchenwesen und Glauben anders gestalten müssen im neunzehnten Jahrhundert, als sie im zehnten waren. Die Zähigkeit, womit sie an ihrer dummen Idee hängen, daß die Bildungen der Geschichte ewig so in von Gott gewollter Starrheit bestehen bleiben müssen wie die Bildungen der Natur, menschliche Institute just so wie Eichbäume, weil Gott die Geschichte so gut wie die Natur nach seinem Willen sich bilden lassen und gemacht habe; diese Zähigkeit hat etwas sehr Lächerliches, aber auch etwas Rührendes. Man muß die Gedichte der Annette von Droste lesen, um das zu fühlen. Man bekommt da den Schlüssel und das Verständniß und, was mehr ist, eine tiefe Achtung vor dem, was Sache des Gemüths ist in den Anschauungen und der Weise der Leute. Gegen nichts wird man milder durch seine Lebensreife als gegen die — Menschen, das heißt, so lange sie sich passiv verhalten und nicht aggressiv werden. Freilich, es ist ein Element unter Ihre Leute gekommen, von außen, von jenseits der Berge her hineingeblasen, das sie aggressiv machen, sie wider den neuen Staat verhetzen und aus ihrer Passivität herausreißen möchte — das würde dann für den ganzen Stand sehr verhängnißvoll werden; mit dem Geiste

der Zeit ist nicht mehr zu scherzen; er hat etwas Heftiges, Zorniges bekommen und tritt heutzutage unerbittlich in den Staub, was sich ihm widersetzt. Das achtzehnte Jahrhundert, die erste Hälfte des neunzehnten haben noch stille Minenarbeit getrieben und ruhig den Boden unter unsern Füßen unterminirt; unsere Zeit aber ist die der lang vorbereiteten Explosionen; wir hatten ihrer ja schon viele und werden ihrer noch mehr haben, und es ist sehr thöricht, sich auf eine solche Mine zu stellen, die nächstens auch mit Gekrach in die Luft geht!"

„Thun das „meine Leute", wie Sie sich ausdrücken, Durchlaucht?" fragte Bungerhausen.

„Nun ja, ich meine", versetzte der Fürst; „ich denke, das römische Wesen, auf das sie sich versteifen, gehört denn doch zu diesen Dingen; es scheint mir unterminirt genug, und Ihr armer Pontifex in seiner Verblendung will ja, wie man hört, selber die Zündruthe an die mit so viel Sprengstoff gefüllte Mine legen, die die Explosion unvermeidlich hervorrufen muß."

„Ach, glauben Sie nicht daran, Durchlaucht!" rief Bungerhausen lebhaft aus.

„Doch, doch", versetzte der Fürst; „es ist eben das Verhängnißvolle, wenn man im Kampfe mit der Vernunft liegt, daß man mit halber Unvernunft nicht auskommt, sondern immer mehr zur letzten höchsten

Unvernunft zu greifen gedrängt wird. Tragisch das! Dieser Papst Pius IX., dies beklagenswerthe „crux de cruce“, macht mir einen ganz erschütternden Eindruck. Die unerbittliche Logik der Geschichte treibt ihn ohne Erbarmen auf die Gipfelhöhe des Unvernünftigen. Wer zuerst den Gedanken, daß ein menschliches Institut unfehlbar sein könne, aussprach, wer dann diesen Gedanken zum Dogma machte, hat diesen letzten Verzweiflungsakt des beklagenswerthen Mannes auf dem Gewissen. Wie groß und schön und edel begann er! Nie hat in der Brust eines Menschen ein wärmeres Herz geschlagen, nie ein liebenswürdigeres Gemüth gewohnt... bis er im Widerspruch seiner Stellung wider den Geist des Jahrhunderts bis in den Syllabus gerieth und der Syllabus mit eiserner Consequenz ihn nun wieder in das neue Dogma treibt. Denn wer behauptet, es sei ein Irrthum, zu sagen, der Himmel sei blau und das Gras grün, beide seien roth, den treibt der Widerspruch sofort auch, weiter zu gehen und zu sagen, er allein habe die Gabe, die Farben zu erkennen. Aber enden wir davon; Sie werden anders über alle diese Dinge denken, und Sie wissen, ich bin kein Mann, der Anderen seine Anschauungen aufdrängt. Dazu bin ich viel zu gut von meinen Kindern erzogen; bei drei Söhnen, wie die meinen, lernt man die weiteste Toleranz üben! Doch darf ich ja nicht darüber klagen,

daß sie in ihren Anschauungen so verschieden von mir und so verschieden unter sich sind. Ich habe es selbst so gewollt. Die Erziehung darf wohl für die äußeren Formen die Menschen über einen Kamm scheeren. Für ihre innere Entwickelung, wenn etwas Tüchtiges aus ihnen werden soll, muß man sie sich selbst überlassen. Ich habe meinen Söhnen gesagt: macht Euch vor Allem von Eurer Geschichte los; aus den Traditionen Eures Hauses könnt Ihr Euch keinen Charakter, der in unsere Welt paßt, gestalten; den müßt Ihr gewinnen, indem Ihr Euch in dieser Welt, Jeder nach seiner Weise, auslebt, Jeder dem lebendigen Triebe, den er in sich fühlt, folgt; wenn Ihr als redliche Menschen nur die Wahrheit, die ja für Jeden nicht dieselbe ist, sucht, so lasse ich Euch die Wege zu ihr, auf die Euer Naturell Euch führt, vollständig frei. Nun, sie haben ja auch sehr verschiedene Wege eingeschlagen, wenn auch mehr nur in der Theorie; praktisch werden sie ihre Theorieen wohl nicht werden lassen, und große Thaten wird die Welt kaum von ihnen sehen!"

„Dann wäre Ihr Erziehungsexperiment also nicht von großem Erfolg gekrönt, Durchlaucht, und ich muß gestehen, daß ich es für bedenklich halte, jungen Gemüthern von vornherein unbedingte geistige Freiheit zu geben. Ich glaube, der Mensch muß in einer positiven religiösen Anschauung erzogen werden. Das

allein gibt uns den festen Lebenshalt. Machen wir uns später davon frei, so will ich gelten lassen, daß die Arbeit des sich Befreiens, das Ringen nach Klarheit, der Kampf zwischen Gemüth und Gedanken in uns unsern Geist so erweitert und stählt, daß wir nun ohne jenen Lebenshalt fertig werden. Diese Arbeit aber darf uns nicht erspart werden, unter keiner Bedingung!"

„Man soll also das Resultat seiner eigenen Geistesarbeit mit seinen Kindern nicht theilen dürfen?" sagte der Fürst nachdenklich. „Welche Forderung, daß ich nicht ganz offen und wahr gegen sie sein, ihnen Dinge beibringen soll, die ich nicht glaube. Freilich, es ist das so ziemlich das allgemeine Prinzip. Der Staat läßt in seinen Schulen auch Dinge lehren, an die er im Entferntesten nicht glaubt! Es mag so sein müssen, aber meiner Natur widerstreitet dies System. Ich glaube, einer tüchtigen, gesunden Menschenseele schadet auch in der ersten Jugend die geistige Freiheit nicht: die Grundsätze des Sittengesetzes sind ihr angeboren. Ich muß gestehen, ich hänge ein wenig der Maxime des alten Rabelais an und zähle mich zu seinen Brüdern und Schwestern des Thelemiten-Ordens „vom freien Willen"; en leur reigle, sagt er in seinem pittoresken alten Französisch, en leur reigle n'estoit que ceste clause: Fay ce que vouldras! Parce que gens liberes, bien nayz, bien instruicts,

conversans en compaignies honnestes, out par nature ung instinct et aguillon qui toujours les poulse à faictz vertueux et retire de vice, lequel ilz nommoyent honneur."

„Es heißt ungefähr so viel wie: Erlaubt ist, was gefällt! Das berichtigt doch schon Goethe selbst durch Leonorens Wort: Erlaubt ist, was sich ziemt!"

„Es heißt: Erlaubt ist, was ehrenhaft, und das ist auch die Uebersetzung von Leonorens Wort ins Männliche. Die Ehre und das Gewissen sind unsere besten, unsere einzigen Leiter im Leben. Die Ehre ist der positive, das Gewissen der negative Pol der sittlichen Welt. Es ist Unrecht, daß Ihre Religion nur auf das letztere Gewicht legt, nicht auf die erstere, ja, das Ehrgefühl gar nicht als moralisches Agens betrachtet, es sogar verwirft und zu ersticken sucht! Freilich, sie will Unterwerfung, unbedingte Unterwerfung; ich soll im Glauben nicht fragen, ob etwas vernünftig, sondern die Vernunft opfern; im Handeln, ob etwas ehrenhaft, sondern die Ehre opfern. Aber, nun bitte ich Sie, was würde aus der Welt, wenn wir uns dem unterwürfen, wenn wir das Beste in uns, Vernunft und Ehre, so ohne Weiteres hingäben, sobald —"

Der Fürst schwieg plötzlich; in seinem harmlosen Geplauder fiel ihm wohl erst in diesem Augenblicke ein, wie schmerzhaft er im Begriff stehe, Bunger=

hausens wunde Seite zu berühren; um eine leichte Verlegenheit zu verbergen, stand er auf, klingelte und sagte:

„Aber wollen wir nicht zu meiner Tochter hinaufgehen? Sie wird sich freuen, Sie zu sehen."

Dem Bedienten, der eintrat, befahl er, oben zu fragen, ob die Prinzessin für Herrn von Bungerhausen und ihn sichtbar sei. Dann holte er die eben eingehandelte Schaale herbei, um sie Justinen zu bringen. Bungerhausen bat um die Erlaubniß, die goldene Spange, die er gefunden, hineinlegen zu dürfen. Sie stiegen Beide die Treppe empor. Sie fanden Justine in emsiger Thätigkeit; sie arbeitete an ihrem Laubsägeapparat eine kleine Staffelei aus; erröthend erhob sie sich und reichte Bungerhausen die Hand; freudig bewegt über das schöne Geschenk ihres Vaters und ihr wiedergefundenes Kleinod sprach sie lebhaft ihren Dank aus und ihre Bewunderung für Jacob Seligmanns „chrisalirte" Arbeit.

„Ich wette", wendete sie sich dann zu Bungerhausen, „Sie verstehen nichts davon, wie reizend diese feinen, mit Früchten und Thieren spielenden Kindergestalten sind!"

„Ich glaube allerdings nicht, daß ich sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen weiß", versetzte Bungerhausen. „Aber muß man denn jede Kunst verstehen? Ich denke, es ist genug, wenn man Eine

versteht oder auch nur in Einer Schüler ist — in der Kunst zu leben!"

„Die Kunst zu leben", rief der Fürst aus, „das ist freilich die größte von allen, in der doch die meisten Menschen nur höchst miserable Dilettanten bleiben! Erst wenn man älter wird, sieht man ein, wie oberflächlich man's getrieben und wie dumm man die Grundsätze der großen Meister in dieser Kunst unbeachtet gelassen!"

„Das ist die Schuld der Meister!" fiel lächelnd Justine ein. „Sie sind so langweilig, die Lebensphilosophen! Und das Leben, das sie lehren, ist so wenig amusant! Am Ende läuft Alles auf die große Lehre von der Verzichtung hinaus. Aber, mein Gott, verzichten muß ich aus eigener Kraft können; wenn man mich's lehren will, ist's doch gar zu hart und schwer!"

„Auch", sagte Bungerhausen, „hab' ich dazu die Philosophie nicht nöthig; das Leben übernimmt schon diesen angenehmen Unterricht!"

„Und von der Kunst haben wir uns in die Philosophie verirrt", unterbrach Justine die mit einer nicht zu überhörenden Bedeutung gesprochenen Worte Bungerhausens; „kehren wir zur Kunst zurück, zuerst zur Musik; ich will Ihnen gleich die Composition da vorspielen, die Sie mir mitgebracht haben, Herr von Bungerhausen, ich hoffe, Sie verstehen sie besser!"

Justine hatte ihr Instrument geöffnet und begann, ein wenig stockend die Musik, die Bungerhausen ihr überreicht, vom Blatt zu spielen; der Fürst, den diese Uebung nicht sehr zu fesseln schien, wandelte im Zimmer umher und trat zuletzt durch die offenstehende Thür in den Vorraum von Justinens Wohnzimmer, von dem aus er auf die den Schloßhof umgebende Mauergallerie mit der weiten Aussicht auf das Lorethal schritt, um da oben einen Rundgang zu machen.

Bungerhausen hatte sich unterdeß in einem Sessel neben Justinens Instrument niedergelassen und hörte eine Weile ihrem Spiele zu; sie bemerkte dabei nicht, welche eigenthümliche Erregung sich in seinen Zügen ausdrückte, bis er mit einem plötzlichen Aufspringen sagte:

„Hören Sie auf, ich bitte Sie; Sie spielen mich sonst in eine jener „Ebullitionen“ hinein, wie Sie das spöttisch nennen, in der ich Etwas begehe, was ich nicht zu begehen mir doch mit tausend Eiden gelobt habe, etwas mir später dann ganz Schreckliches, zu dem mich nichts in der Welt, und wenn es der Einsturz des Himmels wäre, bringen sollte, etwas, das, wenn ich es unterlasse, mir doch das Herz zersprengt, das mich erstickt, das mich geradezu umbringt!“

Bungerhausen hatte begonnen, in großer Hast wie ein Verzweifelnder im Zimmer auf- und abzurennen.

Justine hörte mit ihrem Spiele auf und sah ihm sehr überrascht nach.

„Aber Sie sind ja schrecklich mit Ihren Anfällen!“ sagte sie streng. „Welchen Paroxismus ruft denn jetzt meine unschuldige Musik hervor? Wie kann man sich so überwältigen lassen von irgend einem thörichten Ergriffensein! Setzen Sie sich, und als Buße gebe ich Ihnen auf, daß Sie meine schülerhafte Uebung ruhig zu Ende hören.“

„Seien Sie barmherzig, Justine!“ rief Bungerhausen, sich wendend und trat, die Hand auf das Instrument legend, dicht vor sie. „Sie wissen nicht, was vorgegangen ist, was Ihr Vater mir vorhin gesagt hat, um diesen Sturm in mir heraufzubeschwören.“

„Und was hat mein Vater Ihnen gesagt?“

„Er hat mir gezeigt, wie er, wie Sie über die Ehre als einzigen Grundsatz unseres Handelns im Leben, wie Sie also auch über mich denken, von dem Sie glauben, er habe seine Mannesehre verwirkt, er habe wie ein geduldiges, blödes Schaf oder gar wie ein Feigling —“

„Ich bitte Sie, Bungerhausen“, unterbrach sie ihn lebhaft, „lassen Sie doch die alte Geschichte, die ja am Ende mich, uns gar nichts angeht, ruhen.“

„Bei allen Ihren Göttern, Justine, ich kann es nicht ruhen lassen, Sie sehen ja, es stößt mir das

Herz ab! Mag der böse Schein auf mir lasten für die ganze übrige Welt, mag man mich verspotten und verachten deshalb, ich will, wenn auch mit blutendem Herzen es tragen! Ihnen gegenüber kann ich es nicht mehr tragen — will ich es nicht mehr, und wenn ich unterginge dadurch, wenn ich in diesem Augenblick einen Blitzstrahl dadurch auf mich niederzöge, ich muß Ihnen die Wahrheit sagen! Sie glauben, ich habe mich geweigert, einem Manne, der sie zu fordern das Recht hatte, eine Ehrengenugthuung zu geben; ich habe mich der Pflicht, der Pistolenmündung eines Gegners gegenüberzutreten, entzogen aus Gehorsam für veraltete, von Hunderttausenden übertretene, von Niemand mehr beachtete Kirchengesetze, aus schwächlichen Gewissensskrupeln, vielleicht nur sie vorwendend, meinen Mangel an Muth dahinter versteckend ..."

„Wie thöricht Sie sind", fiel scharf Justine ein; „Sie wissen recht gut, daß wir Ihre Ueberzeugungen ehren und achten können, wenn wir auch weit entfernt sind, sie zu theilen!"

„Aber, mein Gott, diese Ueberzeugungen waren ja nur ein Vorwand, der einzige Vorwand in der Welt, der sich für mich finden ließ! Der eigentliche Grund, weshalb ich mich nicht schießen wollte, war ein ganz, ganz anderer, und das eben ist es, was Sie wissen sollen, was ich Ihnen gestehen muß, wenn ich weiter soll athmen können!"

„Es war ein anderer?“ fragte Justine mit einer Ueberraschung, die genugsam ihre größere, innere Theilnahme an der Sache, als sie gestehen wollte, verrieth.

„Ja, ein anderer, ein ganz anderer! Der Grund war, daß mein Gegner mir durch Bande des Bluts, die Niemand, Niemand in der Welt außer mir ahnen darf, so nahe stand, daß ich ihm mit einer mörderischen Waffe nicht entgegentreten durfte — nie, niemals!“

„Ah, was sagen Sie da?“

Justinens Züge, mit denen sie zu ihm aufblickte, hatten sich geröthet; Bungerhausen stand tief aufathmend, nach Luft ringend, während er mit gerunzelten Brauen, wie zornig über sich selbst, wie zornig über Justine, daß ihm diese Enthüllung erpreßt worden, auf sie niederblickte.

Sie legte still ihre Hände in den Schoß.

„Da es Sie so furchtbar viel gekostet hat, mir diesen Aufschluß über Ihr damaliges Handeln zu geben, so sollte ich Ihnen dankbarer dafür sein, als ich es doch bin“, sagte sie dann. „Aber ich habe Sie ja nie in Beziehung auf diese Sache verurtheilt, und —“

„Was geht sie mich an? wollen Sie noch einmal sagen“, fiel Bungerhausen bitter ein, „wie Sie es mit so viel Güte schon eben sagten. Sie sehen, wie ich darunter leide, wie dies nicht mehr zu ertragende

Leiden, diese Verzweiflung darüber, von Ihnen falsch beurtheilt zu werden, in Ihren Augen einen nachtheiligen Schein auf mir ruhend zu wissen — wie dies Alles sich endlich in einem Geständniß von Etwas Luft schafft, das ich gar nicht gestehen darf, und Ihre ganze Antwort ist nun: Was geht es mich an! Ist das nicht zum Tollwerden?"

„Wer sagt Ihnen, daß ich das habe sagen wollen? Ich habe nur bemerken wollen, daß ich wünschte, Sie machten dies Geständniß nicht nur mir, die desselben nicht bedarf, sondern der Welt, dem Theil der Menschen wenigstens, der an den inneren Ueberzeugungen seiner Bekannten weniger schonend vorübergeht."

„Schonend! Ich danke Ihnen für Ihre „Schonung". Aber ich ertrage nun einmal den Gedanken daran nicht ... sie demüthigt, und in Ihren Augen gedemüthigt zu sein, ist mir ärger als die Hölle! Die anderen Menschen und was sie denken, sind mir dagegen gleichgültig, und was ich Ihnen gestanden, muß der Welt für ewig ein Geheimniß bleiben — für ewig!"

Justine sah ihn lange schweigend an. Es schienen sich eine Menge Gedanken in ihrem Kopfe zu kreuzen; sie blickte zerstreut, und zerstreut streckte sie endlich die Hand aus, um sie ihm zu reichen.

Er erfaßte sie und nun schien die stumme Sprache seiner Augen, die mit einem eigenthümlichen Feuer

und Flehen zugleich sich in die ihren senkten, sie aus ihrer Zerstreuung aufzuschrecken. Aufstehend sagte sie:

„Darf ich es meinem Vater sagen?"

„Wenn Sie den Wunsch haben, es ihm mittheilen zu dürfen, wenn es Sie freut, Justine, ihm Gutes von mir sagen zu können, dann ja! Sonst nicht!"

Sie antwortete nicht darauf.

„Lassen Sie uns dem Vater folgen", sagte sie nur, „er wird uns draußen erwarten."

Sie ging vorauf und Bungerhausen folgte ihr. Es war offenbar, daß sie der weiteren Erörterung der Sache ausweichen wollte. Als sie den Fürsten gefunden, begann sie von gleichgültigen Dingen zu reden.

Als gegen Abend Bungerhausen sich von Schloß Tollenstein verabschiedete, ritt er die Bergstraße in einer viel hoffnungsvolleren Stimmung hinab, wie er das letzte Mal diesen Weg niedergezogen war. Es war eine Centnerlast von ihm abgeschüttelt, und was er gestanden, ruhte es in der Brust der Menschen, die er hinter sich zurückließ, nicht so sicher wie in der eigenen? O, er war ein Thor gewesen, nicht früher schon so offen zu ihr geredet zu haben! Denn trotz der anscheinenden Ruhe und Kälte, womit sie aufgenommen, was sein aufgestürmtes Gefühl ihr gegenüber ihm erpreßt, hatte es doch, dessen glaubte er sicher zu sein, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. In den Unterhaltungen des ganzen Tages hatte sie das Neckende,

Aufziehende, das sie sonst gegen ihn so gern im Tone annahm, fallen lassen; sie hatte nur ernste Dinge zum Gespräch herangezogen und bei seinen lebhaften Debatten, die sich bei Tisch mit dem Fürsten und den Prinzen über die verschiedensten Dinge ergaben, hatte er fast immer sinnend oder beobachtend ihr Auge ihm zugewandt bemerkt. Er fühlte, er mußte ein anderer Mensch geworden sein in ihren Augen!

Und in der That, um sein Herz noch leichter und glücklicher schlagen zu machen, hätte er nur zu ahnen brauchen, daß Justine in diesem Augenblicke halb unbewußt etwas that, was sie seinetwillen nie vorher gethan. Sie war, nachdem Bungerhausen geschieden, von dem Platze im Burghofe neben der Volière, wo man unter der Palmengruppe den Kaffee genommen, in ihr Wohnzimmer zurückgegangen. Dort stand sie jetzt an einem der Fenster, von denen aus man das Flußthal überschaute, die kleine Stadt unten und die pappelbeschattete Chaussee, die sich am Fuß der gen Norden sich öffnenden Berge hinzog. Justine suchte in träumenden Gedanken die Gestalt des fortziehenden Reiters auf dieser Chaussee auf; ihre Blicke erspähten und verfolgten ihn bis zur letzten Windung des Weges, hinter der er verschwand. Dann richtete sie ihr Auge auf die fern blauenden Monnaberge, die der Abend schon dunkel violett färbte, während die Gluth der niedergehenden Sonne immer mehr von ihrem Purpur

und ihren rosigen Tinten auf den Himmel über diesen Bergen ausgoß. Sie stand lange Zeit so in Gedanken verloren; aber was sie dabei auch träumte und dachte, es war keine Spur von Mitleid mit dem Leiden und dem Schicksal darunter, in welches Bungerhausen sie hatte blicken lassen. Welche innerlichen Kämpfe er durchgemacht haben mußte, welche Zeit stiller Verzweiflung, sich stumm und widerstandslos der Verkennung und allen demüthigenden Folgen derselben unterwerfen zu müssen, hinter ihm lag, welchen Druck er schweigend so lange getragen, diese Qualen, die eine stolze und edle Natur um einer höchsten Pflicht willen wie ein Märtyrer auf sich genommen und stumm in sich verschlossen — sie begriff es sehr wohl, sie durchdachte es auch und stellte sich seine ganze Größe vor. Und doch fühlte sie kein Mitleiden damit, es rührte sie Alles das nicht im mindesten; im Gegentheil, Bungerhausen kam ihr wie zu beglückwünschen vor, daß er solch ein Schicksal trage, daß Etwas in und um ihn sei, welches sie gar nicht geahnt hatte und das ihn in ihren Augen nun so unendlich viel höher wachsen ließ. Es war eher etwas wie Freude darüber in ihr.

Um Neugierde nach dem eigentlichen Zusammenhange dessen, was er ihr angedeutet hatte, zu empfinden, dazu war sie zu groß, vielleicht auch nur zu betroffen von der Thatsache selbst. Sie vertiefte sich eben so

wenig darin, wie in das Mitgefühl mit dem, was er gelitten haben mußte. Aber sie fragte sich, ob das wohl oft im Leben so vorkomme, daß wir ahnungslos an den Menschen wie an gleichgültigen Alltagsgestalten vorübergehen, die doch durch ihre Lebenskämpfe, durch eben so geheim gebliebene als große und achtunggebietende Schicksale etwas Geweihtes und zu höheren Naturen Ausgeprägtes haben? Ob es auch wohl hier, auf ihrer stolzen Höhe — im engen Kreise ihrer Heimath oft so sei?

Sie sann lange darüber nach und sah dabei mit träumenden Blicken, wie nach und nach die Abendgluth erstarb und wie eines der silbernen Himmelslichter nach dem andern erglänzte, das erste und schönste unmittelbar über dem alten verlassenen Stifte auf der Höhe drüben, der Stiftung ihrer Ahnmutter. In ihr selbst aber erlosch die gehobene freudige Stimmung, in welche Bungerhausens Erklärung sie versetzt hatte. Ihre Gedanken schweiften fort von ihm, weit fort. Die leise Beklommenheit der Abendstunde kam über ihr Herz, das sich hinaussehnte und hinausstrebte in die Ferne, deren Höhen um sie blauten. Ihre geistige Freiheit, machte sie sie glücklich? Es war mit dieser Freiheit wie mit einem großen Gefühle von Kraft, ohne daß die Kraft einen Gegenstand hat, sich daran zu äußern und zu bewähren; dann wird aus dem Kraftgefühl ein Druck und eine Pein. Auch die geistige

Freiheit will sich äußern und will sich bewähren; sie lechzt nach einem Schaffen, einem Talent, einer Kunst! Und Justine hatte kein Talent, sie verstand keine Kunst. Sie fühlte schmerzlich wie das Rosten einer Kraft in sich.

Prinzessin Justine wurde sich freilich dessen nicht ganz bewußt, was sie beklommen machte und sich hinaussehnen ließ, hinab in die weite Welt; was sie träumen ließ von weiten Reisen, von einem großen, glänzenden Leben unter geistig hochstehenden Menschen, von einem Mäcenatenthum, das strebende, edle Werke schaffende Menschen um sich versammelte und anregte und förderte; und dann auch wieder von dem Gedränge und Gewühl und bunten Durcheinander großer Städte, in das sie sich hätte mischen, mit dessen Strom sie, ganz darin verloren, hätte schwimmen, in dem sie das Leben der ehrlich arbeitenden, sich mit dem Schicksal herumschlagenden Menschen hätte leben mögen. Wessen sie sich aber nur zu sehr bewußt, das war, daß sie unthätig und müßig sei, und daß was sie beschäftigte, ihre Blumenpflege und ihre Stickereien und ihre Laubsägerei, klägliche Auskunftsmittel seien, um die ungenutzt verrinnenden Tage zu füllen!

Vielleicht wäre sie glücklich gewesen mit ihrer inneren Freiheit, wenn mit dieser eine größere äußerliche Gebundenheit vereinigt gewesen, wenn Sorgen

und Pflichten für den nächsten häuslichen Kreis auf ihr gelegen und ihr das lohnende Bewußtsein, wie sehr sie in diesem Kreise nothwendig sei, gegeben hätten. Aber wie wenig war das der Fall! Des Fürsten Hauswesen war auf einem im Ganzen sehr bescheidenen Fuße streng geregelt; jeder der Hausbedienten hatte seine ganz bestimmte Thätigkeit, und das Alles war seit je so geordnet gewesen; Justine hatte, als sie heranwuchs, nirgend eine Lücke gefunden, wo ihre Thätigkeit sich hätte einschieben können, ohne den Leuten lästig oder störend zu werden, nirgends einen Mangel an einer Arbeitskraft, für welche sie hätte eintreten können; sie stieß nur auf eifersüchtige Blicke und mit Widerstreben gegebene Antworten und Auskünfte, wenn sie einmal in die Regionen der Leinwandkammer, der Vorrathsräume u. s. w. gerieth. Und, was noch schlimmer, auch als zusammenhaltendes, den Mittelpunkt des Familienlebens bildendes Element fühlte sie sich nicht zum Glücke der Ihren nöthig; von diesen ging jeder seinen eigenen Weg; ein eigentliches gemüthliches, enges Familienleben gab es auf Tollenstein nicht — die Mutter war ja schon seit so langen Jahren nicht mehr da! Es hatte sich seitdem mehr ein friedliches Nebeneinander- als ein Zusammenleben ausgebildet; der Fürst selbst war weiblicher Pflege längst entwöhnt und zu rüstig und frischen, elastischen Wesens, um ihrer zu bedürfen. Was also blieb, nach=

dem die Gouvernante längst entlassen, Justinen, die sich gegen eine Gesellschafterin gewöhnlichen Schlages immer gesträubt hatte, übrig, als — sich oft doch so einsam zu fühlen, daß sie hätte über all die Höhenhorizonte um sie her fort, weit fort fliegen und das Glück suchen mögen in einer geistigen Gesellung oder einem Bunde des Gemüths, oder in einem großen, schönen Wirken oder nur im Bewundern hoher und edler Werke großer, schöpferischer Menschen! —

Tief aufseufzend wandte sie sich endlich und ging an ihr Instrument und versuchte, ohne Licht, aus dem Gehör die Musik zu spielen, bei der Bungerhausen sie heute unterbrochen hatte. Als sie an die Stelle kam, wo er sie durch seine „Ebullition“ gezwungen hatte aufzuhören, ließ sie die Hände in den Schoß sinken und saß dann noch lange, lange träumend da.

Ende des ersten Bandes.

L.D.

Schücking